

Biblioteka  
Politechniki Wrocławskiej



L 3171



HANS-JOACHIM HELMIGK

# Oberschlesische Landbaukunst

um 1800

Biblioteka  
Politechniki Wrocławskiej

L 3171 III

P 86

Georg von Giesche's Erben  
Breslau

Archiv

Eingeg. d. 5. JANUAR 1938



Oberschlesische Landbaukunst um 1800



P 86

ake. 727

L 3171

# Oberschlesische Landbaukunst um 1800

von

Dr.-Ing. Hans Joachim Helmig  
Architekt

Berlin 1937

Verlag für Kunstwissenschaft

Georg von Giesche's Erben  
Breslau 01-12-38

**Archiv**

Eingeg. d. 5. Januar 1938



Inus. 5135.

*aka. 5135/43 R,*

Buchgestaltung: Georg Kowalezyk, Berlin-Friedenau

Einband-Schriftzeichnung: Kurt Siebert, Berlin-Lichterfelde · Druck: G. Kreyfing, Leipzig

## Inhalt

Vorwort . . . . .	7
Einführung . . . . .	9
Grundlagen, Bauerngehöft und Dorfbild . . . . .	13
Die großen Gutshöfe . . . . .	67
Die Herrenhäuser . . . . .	113
Der Kultbau . . . . .	139
Die friderizianischen Siedlungen . . . . .	181
Die Siedlungen und Fabrikbauten der alten Industrie . . . . .	233

Ein Ortsverzeichnis sowie Literaturangaben befinden sich am Schlusse dieses Buches

„Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Orakelspruch:  
nur als Baumeister der Zukunft, als Wissende der Gegenwart  
werdet ihr ihn verstehn!“

Nietzsche, Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.

## V o r w o r t

Die Unterlagen zu diesem Buche habe ich in den Jahren 1932—34 während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Oberschlesien auf zahlreichen Reisen gesammelt. Hier war der größte Teil des Stoffes noch an Ort und Stelle zu entdecken. Die Mittel zur Durchführung dieser ersten Vorarbeiten stellte mir der Herr Regierungspräsident in Oppeln und der Oberschlesische Provinzialverband zur Verfügung. Die Arbeiten selbst hat insbesondere der Landesbauernführer von Oberschlesien, Landrat Slawik-Oppeln, durch seine tatkräftige Hilfe gefördert. Bei der weiteren Durcharbeitung und den späteren Reisen unterstützte mich die Technische Hochschule zu Berlin und die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung; ferner der Deutsche Bund Heimatschutz, der mein Buch in den Rahmen einer größeren Arbeit gestellt hat, die über das alte ländliche Bauwesen des gesamten deutschen Ostens handeln soll. Allen diesen Dienststellen spreche ich hier noch einmal meinen verbindlichsten Dank aus!

Daß dieses Buch in dem geplanten Umfang erscheinen konnte, habe ich den Bemühungen des Preussischen Landeskonservators, Ministerialrats D. Hiecke, und des Provinzialkonservators von Oberschlesien, Regierungsbaurates Pick, sowie der großzügigen Hilfe des Herrn Oberpräsidenten in Breslau und des Oberschlesischen Provinzialverbandes zu verdanken!

Mein Dank gebührt ferner dem Preussischen Oberbergamt zu Breslau und den Preussischen Staatsarchiven zu Breslau und Berlin, die mir wertvolle Pläne und Akten in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellten; ebenso der Höheren Technischen Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau zu Beuthen, von der ich wichtige Bauaufnahmen und Lichtbilder erhalten habe; insbesondere habe ich hier den Oberstudiendirektoren Dörner und Wendehorst sowie dem Oberstudienrat Appenzeller zu danken, die mir meine Arbeit in jeder Weise erleichtert haben.

Ich danke ferner der Vereinigung für ober-schlesische Heimatkunde, die sich durch zahlreiche von ihr ausgesandte Fragebogen um die Entdeckung des Stoffes bemüht hat, sowie allen denen, die mir durch Auskünfte und Lichtbilder behilflich waren. Vor allem danke ich hier meinem Reisebegleiter, dem Bildhauer Kurt Spribille-Berlin für seine zahlreichen wertvollen Hinweise, die er mir aus seiner gründlichen Kenntnis des Landes zu geben vermochte.

Endlich gebührt besonderer Dank meinen Photographen für den Eifer, mit dem sie ihr Können für dieses Buch eingesetzt haben: dem verstorbenen Hofphotographen Max Glauer-Oppeln und den Herren Paul Heimann-Oppeln, M. Nietsch-Gleiwitz und Fritz Werner-Breslau. Besonders Herr Werner hat sich mit selbstloser Hingabe um die Entdeckung des Stoffes immer von neuem bemüht.

Meinem Verleger, Herrn Georg Rowalezyk, Berlin-Friedenau, aber danke ich für die Sorgfalt und das persönliche Interesse bei der Drucklegung des Buches.

Berlin, im Juli 1937

Hans Joachim Helmigt

Druckfehlerberichtigung: Auf Seite 44 elfte u. zwölfte Zeile von oben muß es heißen: ... „denn ihr Sinn und ihre Bedeutung wird von den Dorfhandwerkern schnell mißverstanden.“ — Auf Seite 213 muß es in der dritten Zeile der Bildunterschrift heißen: „Freunde an Schullehrern“. — Auf den Seiten 227, 242, 246 bis 249 und 252 muß es Sedlitz statt Staued heißen, da der Ort nicht umbenannt ist.

Um das Jahr 1850 beginnt im Zusammenhange mit den entscheidenden Wandlungen auf geistigem Gebiet, mit dem Niedergang des Handwerks und den Auswirkungen der Gewerbe-freiheit auch auf dem Lande der Verfall der Baukunst. Was jetzt entsteht, löst sich von der Über-lieferung; die Verbindung mit dem Geist der Landschaft geht verloren. Die naturgegebenen Baustoffe beginnen als altmodisch zu gelten; eine geschäftstüchtige Bauindustrie tut das Ihre, sie zu verdrängen und mit ihren „modernen“ Erzeugnissen das bisher geschlossene Bild einer bodenständigen Baukultur zu vernichten. Was jetzt entsteht, wächst allgemein aus städtischen Vorstellungen: Die mißverständene Vorstadtvilla in den vergrößerten Formen des jeweils herrschenden „Stils“ wird Vorbild des neuen Bauernhauses; mit zunehmendem Wohlstand macht sich auf dem Lande ein übles Prokentum breit, das bei seinen Bauten stets nur an sich selbst, nie aber an den Nachbarn oder gar die Dorfgemeinschaft denkt.

Weitaus am schlimmsten hat sich dieser Zusammenbruch der Baukunst im deutschen Osten ausgewirkt. Fast jedes Dorfbild ist heute verschandelt. Denn schon fast hundert Jahre sind seit dem Beginn dieses Verfalls vergangen. Inzwischen haben drei Generationen ländlicher Bau-meister in einer Zeit baulicher Willkür geschaffen; sie sind verdorben in all dem, was die un-wandelbaren Grundgesetze alles Bauens betrifft, blind geworden für die vorbildlichen Werke vergangener Geschlechter; und wie sie, so sind auch ihre Bauherren!

Denn das ist das Schlimme: Soviel Unheil seitdem auch Bauunternehmer, Güterschlächter, Siedlungsgesellschaften, Straßenbauer und Kraftstromtechniker auf unseren Dörfern angerichtet haben, weit mehr ist durch die Mißachtung der ländlichen Bevölkerung selbst vernichtet worden. Vom Stolz auf das alte Haus der Väter, der unseren westdeutschen Bauern vielfach selbstver-ständiglich ist, waren bis vor kurzem die Bauern in unseren östlichen Provinzen noch weit entfernt.

Inzwischen ist manches besser geworden. Vor allem zeigt sich an vielen Stellen ein ehrlicher Wille zur Abhilfe. Er ist in der Wahl seiner Mittel freilich nicht immer glücklich. Eine bauliche Unkultur von 100 Jahren wird weder äußerlich noch innerlich von heute auf morgen über-wunden! Hierzu bedarf es einer langen und strengen Erziehung, wie sie unter Obhut des Staates ja auch schon begonnen hat, einer Erziehung, an der Baumeister, Bauhandwerker und Bau-herren gleichmäßig teilhaben müssen. Bei ihnen allen muß zunächst einmal der Sinn geweckt werden für die hohen Werte der alten Bauten mit dem Ziel, ein gesundes ländliches Bauwesen für die Gegenwart wiederzugewinnen.

Der letzte Abschnitt der Baukultur auf dem Lande erstreckte sich etwa über die 100 Jahre zwischen 1750 und 1850. Ihre zeitliche Mitte, die Zeit um 1800, ist im deutschen Osten zu-gleich ihr Höhepunkt. Handwerkliches Können und feste Übereinkunft in allen Grundfragen des Bauens bildeten die sicheren Grundlagen der alten „Landbaukunst“, wie sie ihr bedeutendster Vertreter, David Gilly, nannte. Mit ihrem Zwang und ihren festen Regeln gaben sie auch schwächeren Begabungen die Kraft, gute Durchschnittsleistungen zu vollbringen; den künstlerisch befähigten Baumeistern blieb trotzdem die notwendige Freiheit. Diese Grundlagen heißt es für

unsere Gegenwart zurückzugewinnen. Wie will man die Werke der Zukunft bauen, wenn nicht die Weisheit vergangener Geschlechter mit daran baut?

Hiermit ist die Aufgabe dieses Buches gestellt: Am Beispiel einer unserer östlichen Provinzen soll gezeigt werden, was ländliche Baukultur einst war, also auch sein kann. Die leider noch viel zu unbekannte Provinz Oberschlesien wurde vor allem deshalb gewählt, weil hier die alte Landbaukunst vielgestaltiger ist als anderswo. Denn Kräfte gegensätzlichster Art haben sie geformt. In dreifacher Hinsicht aber ist gerade das oberschlesische Beispiel für die Gegenwart von Bedeutung: In den abgelegenen Gebieten des Landes vermochte sich ein bodenständiges Handwerk mit hohen Leistungen bis tief in die Zeiten des Verfalls zu behaupten. Hier vollzog sich ferner die gewaltige friderizianische Kolonisation, die den Begriff der Zusatzsiedlung und der Industriekolonie geschaffen hat; und hier entstand endlich eine ländliche Industrie, deren Zweckbauten klare Sachlichkeit mit architektonischer Haltung vereinten.

Schon die Sammlung des Stoffes führte zu einem Ergebnis, das zwar nicht gesucht wurde, als um so willkommener aber verzeichnet wird: Fast alles, was an ländlichen Bauten aus der Zeit zwischen 1750 und 1850 Rang und Bedeutung hat, trägt in diesem Grenzlande ein deutsches Gesicht. Im Holzbau sind die kennzeichnenden Merkmale vorwiegend deutsch, im Steinbau sind sie es beinahe ausschließlich. Der Beweis für diese Behauptung ist nicht schwer: Man betrachte die Abbildungen dieses Buches! Sie wurden allein unter dem Gesichtspunkte vorbildlicher Baugestaltung gesammelt und zusammengestellt.

Freilich, für diese Sammlung war es hohe Zeit, denn die Reste der alten Baukultur verschwinden von Jahr zu Jahr in erschreckendem Maße. Vieles von dem, was in diesem Buche gezeigt wird, ist heute bereits vernichtet oder doch hoffnungslos verdorben. Die tiefsinnige Erzählung von den sibyllinischen Büchern hat auch hier ihre Geltung: als sie noch vollzählig sind, will niemand von ihnen wissen; erst als ihr letzter Rest kurz vor der Vernichtung steht, erkennt man ihre Bedeutung!

Nun sind die alten Bauten gewiß nicht ewig zu erhalten. Eines Tages ist ihre Zeit um. Aber man soll sie nicht vor ihrer Zeit vernichten, denn sie haben uns noch vieles zu sagen. Gerade die ganz einfachen Bauwerke sind wichtig, denn sie zeigen die entscheidenden Grundgesetze klarer als die Bauten der großen Architektur. So bilden Bauern- und Kolonistenhäuser, Speicher, Ställe und Scheunen, Dorfbilder, Friedhöfe, ein paar einfache Gutshäuser und die alten Industriebauten den Hauptteil unseres Themas. Entscheidend für uns aber ist nicht ihre äußere Erscheinung an sich, die zeitgebunden bleibt, sondern die Baugesinnung und der handwerkliche Geist, die sie geschaffen haben. Denn erst aus ihnen konnte die innere Einheit von Bauwerk und Landschaft entstehen, die die alte Baukultur so liebenswert macht. So gibt dieses Buch bewusst keine Rezepte, denn es will ein Gleichnis sein. Gleichnisse aber winken nur. Und wie lautet das Wort Niegsches, das dieser Arbeit vorangestellt ist?

„Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Drakelspruch: nur als Baumeister der Zukunft, als Wissende der Gegenwart werdet ihr ihn verstehn.“



Abb. 1. Waldarbeiterkolonie in Rottenluft (Kreis Loß-Gleiwitz), um 1800

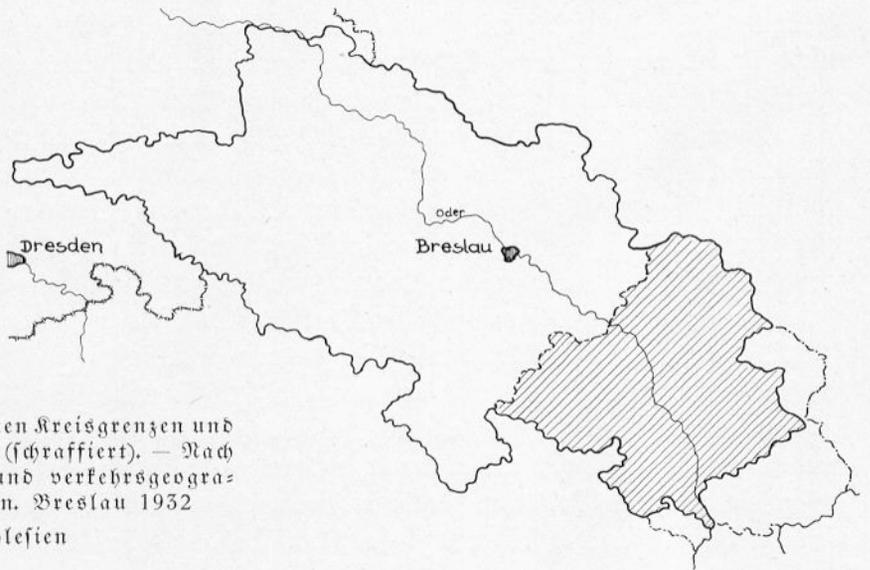
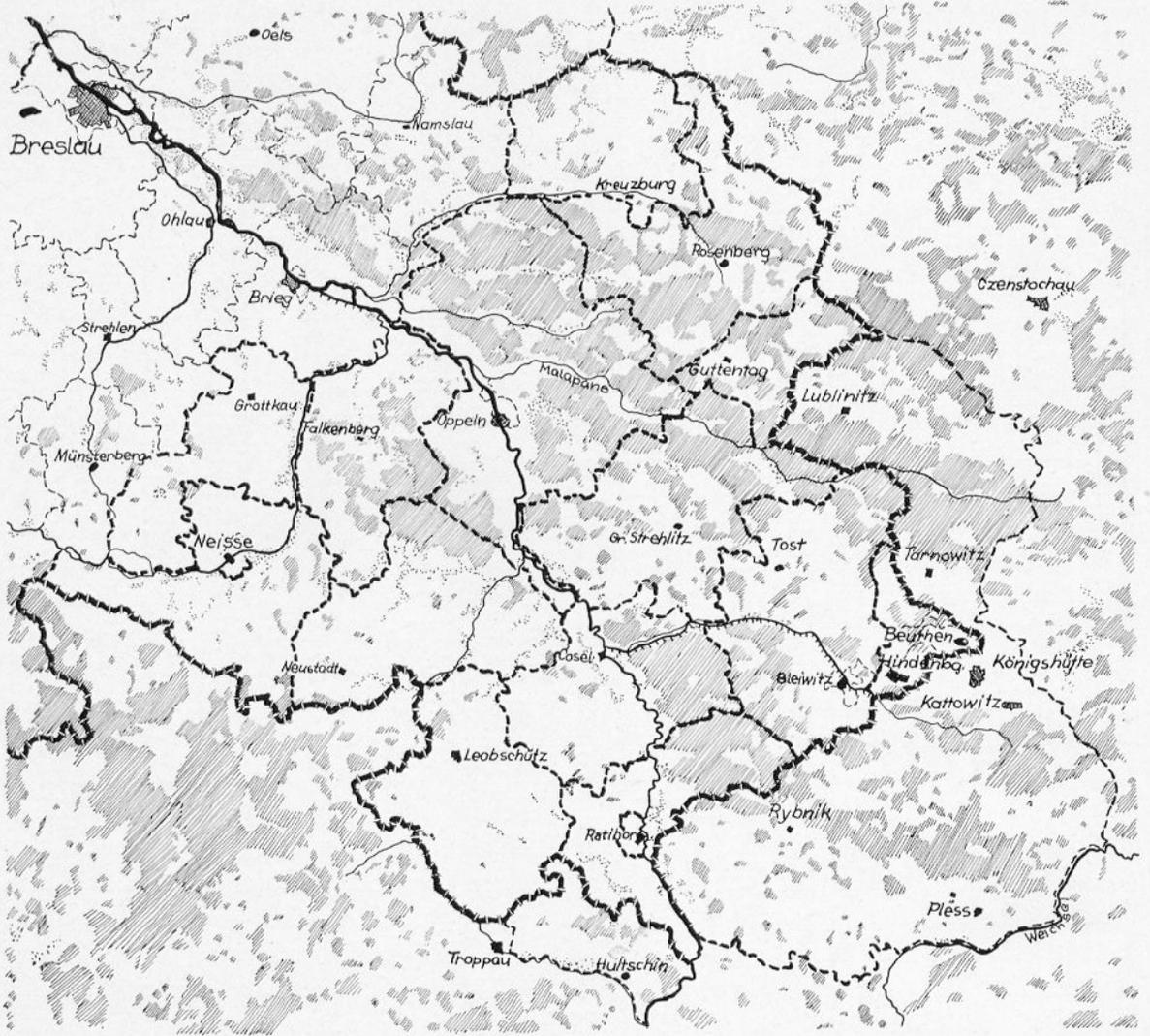


## Grundlagen, Bauerngehöft und Dorfbild

Boden, Volkstum und Geschichte sind die drei Kräfte, die die Formen jeder ländlichen Baukultur bestimmen. Die Güte des Bodens und die Besonderheit des Klimas bilden die allgemeinen wirtschaftlichen Grundlagen. Boden und Klima sind aber auch entscheidend für die Art der naturgegebenen Baustoffe und die Möglichkeiten ihrer Verwendung. Den Baustoffen selbst wohnen wieder besondere Gesetze inne, die die Grenzen von Konstruktion und Form festlegen. Innerhalb dieses gesetzmäßigen Rahmens entwickelt der Kulturwille des betreffenden Volkes aus den konstruktiven und künstlerischen Fähigkeiten die besonderen Bauformen. Wie weit diese einzelnen Formen sich ausbilden und zur Reife kommen, bestimmt aber allein die Geschichte mit dem Gang ihrer geistigen Kräfte, dem Verlauf der politischen Geschehnisse und der Entwicklung ihrer Wirtschaftsformen.

Diese drei Kräfte haben sich in Oberschlesien in so gegensätzlichen Richtungen ausgewirkt wie in keiner anderen Landschaft des deutschen Ostens. Oberschlesien ist ein Land ohne natürliche Grenzen; sie wechselten im Laufe vergangener Jahrhunderte unter polnischer, ungarischer und böhmischer Herrschaft. Lange Zeit zerfiel das Land in einzelne Teile, nur vorübergehend vermochte es eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten. Der Begriff der politischen Einheit begann sich erst seit der friderizianischen Zeit allmählich durchzusetzen. Neben den Einwirkungen von Klima und Boden, von denen weiter unten zu reden sein wird, ist das Zusammentreffen zwischen nordisch-westlicher und östlicher Kultur von besonderer Bedeutung geworden. Ostgermanische Volksteile, die auf ihren Sitzen zurückblieben, haben in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung manches von den Besonderheiten ihrer Baukultur den nachdrängenden Slawen vermittelt. Und im folgenden Jahrtausend brachten zwei große Kolonisationswellen von neuem deutsche Art auf alten germanischen Volksboden zurück: Im 13. und 14. Jahrhundert wurden deutsche Bauern von den Piastenherzögen nach Schlesien gerufen, um die Formen höherer Landeskultur einzuführen; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber besiedelte Friedrich der Große das Land, das in den schlesischen Kriegen furchtbar gelitten hatte und schon durch den Dreißigjährigen Krieg stark entvölkert war. Beide Kolonisationen haben sich nur über Teile des Landes erstreckt; beide wurden entsprechend dem Geiste ihrer Zeit durch wirtschaftliche, nicht bevölkerungspolitische Erwägungen bestimmt. Der Schwerpunkt der mittelalterlichen deutschen Einwanderung lag in den fruchtbaren Landstrichen um Meiße und Leobschütz; die friderizianische Besiedlung dagegen beschränkte sich im wesentlichen auf die menschenleeren Waldgebiete rechts der Oder. Auf den armen Sandböden dieser weiten Wälder war ein reines Bauerntum nicht lebensfähig; so wurden hier nur Kleinbauern-, Gärtner- und Handwerkerstellen geschaffen. Die Mehrzahl dieser friderizianischen Siedlungen ist klein und arm geblieben. Und doch ging auch von dieser zweiten Kolonisation ein gewaltiger Strom von Lebenskraft über das ganze Land; sie ist aus der Geschichte Oberschlesiens nicht mehr fortzudenken.

Die mittelalterliche Besiedlung schuf dagegen im Westen und Südwesten der Provinz ein kraftvolles deutsches Bauerntum von ausgeprägter Eigenart. Eine Reihe von Gründen wirkte zusammen, daß hier ein geschlossenes Gebiet bäuerlicher Baukultur entstehen konnte, so stark und so in sich gefestigt, wie wir es nur in wenigen Teilen des deutschen Ostens finden: Einmal pflegt ein gesundes Volkstum gerade in Grenzgebieten mit besonderer Fähigkeit seine Eigenart fremden Einflüssen gegenüber zu behaupten. Sodann besaß das Deutschtum hier eine große



Oben: Oberschlesien mit seinen Kreisgrenzen und eingetragenen Waldgebiet (schraffiert). — Nach W. Geisler: Wirtschafts- und verkehrsgeographischer Atlas von Schlesien, Breslau 1932  
 Unten: Umrißkarte von Schlesien

kolonialisatorische Kraft, weil seine Kulturhöhe die der benachbarten Slawen überragte. Zudem blieb dieser vorgeschobene Posten auf dem deutschen Grenzwall gegen Südosten nie ganz auf sich selbst gestellt, sondern stand mit dem gesamten Sudetendeutschtum jenseits des Gebirges in lebendigem Zusammenhang. Durch die Abhängigkeit Schlesiens von der Krone Böhmens waren seit dem 17. Jahrhundert die Bande gemeinsamer politischer und teilweise auch wirtschaftlicher Geschichte enge geknüpft<sup>1)</sup>. Und endlich bildete sich hier ein bäuerliches Selbstbewußtsein heran, das aus dem Wohlstand dieser fruchtbaren Gebiete erwachsen war. Dieses Selbstbewußtsein äußerte sich in doppelter Beziehung: auf dem Gebiete der Kultur kam es der reicheren Ausbildung einer bodenständigen Volkskunst zugute, auf dem der Wirtschaft ließ es nie so harte Formen der Erbuntertänigkeit zu, wie wir sie in den Kreisen rechts der Oder, vor allem im benachbarten Polen finden. So konnte in den westlichen Landesteilen die Herrschaft der Grundherren, des Adels und der Kirche, nicht allzu drückend werden. Zudem hatten gerade hier die Grundherren vielfach ihr Land an die Bauern verpachtet; die bäuerlichen Hand- und Spanndienste waren teilweise schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Geldzahlungen abgelöst; im Leobschützer Kreise „dismembrierte“ sich sogar um diese Zeit ein Teil des Großgrundbesitzes freiwillig, indem er sein Land an die Bauern verkaufte. Durch den großen Landzuwachs wurde die Bauernschaft wirtschaftlich bedeutend gestärkt.

Auf den leichten und mittleren, meist wenig fruchtbaren Böden der nördlichen und östlichen Kreise hat sich dagegen schon früh ein starker Großgrundbesitz gebildet. Aus den großen landesherrlichen Gütern, die hier weniger als in anderen Teilen Schlesiens durch Schenkungen an die Kirche und durch Ansetzung fremder Kolonisten geschmälert waren<sup>2)</sup>, sind seit dem 17. Jahrhundert vielfach sogar gewaltige Latifundien entstanden. Die wirtschaftliche und rechtliche Lage des Bauern hatte sich seit der Reformation und vor allem seit dem Dreißigjährigen Kriege ganz allgemein verschlechtert, besonders aber in den oberschlesischen Gebieten rechts der Oder. Zwar hatte auch hier der landbesitzende Adel durch die endlosen Kriegszeiten stark gelitten. Nach dem Hubertusburger Frieden aber gelangte er durch die Hilfe des Königs und seine eigene Tatkraft verhältnismäßig schnell zu Wohlstand. Für den Adel wurde dieser Wohlstand die Grundlage eines Aufstiegs zu höheren Kulturformen; der Bauer dagegen blieb was er war, ihm brachte der wirtschaftliche Fortschritt der Großbetriebe nur neue Lasten. Sie mußte er um so drückender empfinden, als gegen Ende des Jahrhunderts der Ruf nach persönlicher Freiheit zur allgemeinen Forderung der Zeit geworden war. Aus Armut und Unfreiheit aber können sich nur schwer Formen höherer Kultur entwickeln. So vermochte der oberschlesische Bauer in den Gebieten rechts der Oder am Bau seines Gehöftes nicht durchweg mehr die gestaltenden Fähigkeiten zu beweisen, die er an den alten Holzkirchen gezeigt hatte. In der Literatur über Oberschlesien vom Ausgang des 18. Jahrhunderts wird sogar übereinstimmend von dem armseligen Zustand der bäuerlichen Wohnungen in den nördlichen und östlichen Landesteilen berichtet. „Da ein großer Theil der Dorfbewohner sogenannte Laßbauern und unerblich sind, deren Wohnungen der Herrschaft gehören; die Unterhaltung der Gebäude aber Pflicht der Bewohner ist: so kann man leicht erachten, daß sich die Gebäude der meisten Dorfbewohner, welche zum Theil noch von geschrotetem Holze sind, in den elendsten Umständen befinden“, heißt es zum Beispiel in der Zimmermannschen Beschreibung über den Toster Kreis<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Lubin, H., Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im Gesamtschlesischen Raume, Schlesiendes Jahrbuch 1930/1, Breslau 1930.

<sup>2)</sup> Partsch, F., Schlesien, eine Landeskunde für das deutsche Volk, Breslau 1911, II S. 8—13.

<sup>3)</sup> Zimmermann, J. A., Beyträge zur Beschreibung von Schlesien, Brieg 1783.

Dennoch sind diese Behauptungen, wenigstens im ganzen gesehen, weit übertrieben. In den Vorstellungen städtischer Kreise begann nämlich um diese Zeit der gesamte Holzbau als minderwertig zu gelten. Zwar zeigte er seit dem 17. Jahrhundert infolge des Niederganges, den das Handwerk im Dreißigjährigen Kriege erlitten hatte, im allgemeinen nicht mehr die künstlerische und technische Höhe seiner mittelalterlichen Blütezeit. Jedoch wirkte sich gerade in Oberschlesien der Verfall der Holzbaukunst weniger verhängnisvoll aus; in diesem so überaus holzreichen Lande ist bei den Zimmerleuten die Überlieferung der alten Handwerksregeln nicht abgerissen. Für die Mißachtung des Holzbaus in den Städten waren vielmehr die feuerpolizeilichen Erlasse des Staates und später die hohen Beiträge zu den Brandkassen entscheidend. Auch die besonders seit dem 18. Jahrhundert verbreitete Anschauung, daß der Steinbau vornehmer sei als der Bau in Holz, mag eine Rolle gespielt haben. Von diesen Vorstellungen wurde jedoch der ober-schlesische Bauer in den armen Waldgebieten nicht weiter berührt. Er hielt zäh an seinen alten Sitten und Gebräuchen fest, kam jedoch deshalb bei den „aufgeklärten“ Städtern in den Ruf besonderer Rückständigkeit.

Aber gerade die Einseitigkeit dieser „Aufklärung“, einer rein städtischen Angelegenheit, ist der Hauptgrund, warum die Literatur um 1800 so völlig gefärbte Berichte über die ober-schlesischen Bauernhäuser und ihre Bewohner bringt: Ihre Verfasser sind entweder erfüllt von den Redensarten der Französischen Revolution<sup>1)</sup> oder sie stehen ganz unter dem Einfluß wirtschaftlicher Gedankengänge, wie sie Adam Smith und seine Schule in England entwickelt hatten<sup>2)</sup>. In beiden Fällen wollen sie die Welt und Oberschlesien insbesondere schleunigst verbessern; so haben sie ein Interesse, das Bestehende schwarz in schwarz zu malen. Dem konservativ empfindenden Bauern zeigen sie sich wenig freundlich gesinnt<sup>3)</sup>. Diese Literaten sind verrannt in die Ideologien des „Fortschritts“ und der „allgemeinen Menschenrechte“; gerade darum haben sie kein Verständnis für die Werte bodenständigen Volkstums. Darum verzeichnen sie auch völlig das Bild des Oberschlesiers und übersehen dessen stärkste Eigenschaften. Seine Zähigkeit, Anspruchslosigkeit und Treue haben sich seit 200 Jahren gerade in den schwersten Zeiten preußisch-deutscher Geschichte bewährt. — Wenn diese Skribenten aber den Menschen so falsch beurteilten, wie hätten sie in den ober-schlesischen Bauernhäusern mehr sehen sollen als „elende Hütten von geschrotetem Holze“?

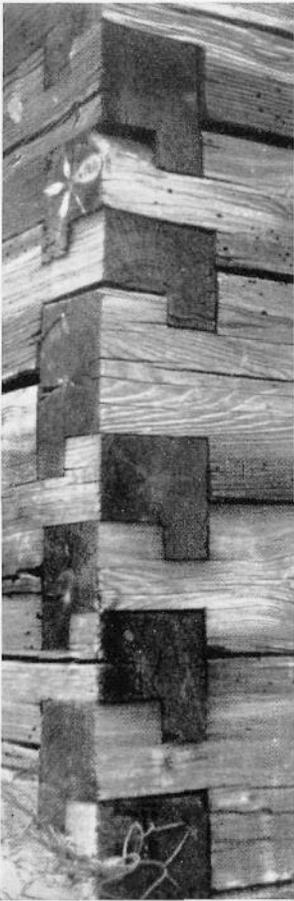
Wir erblicken heute in diesen Bauten eines armen Landes zwar nicht besondere Kunstwerke, messen ihre ausgeprägte Eigenart auch nicht an den Gehöften reicherer Landstriche, die auf ganz anderen Grundlagen entstanden sind, sondern sehen sie als Teil der organisch gewachsenen Baukultur unseres Landes, die vielleicht nicht durch ihre äußere Form, sicher aber durch ihren handwerklichen Geist vorbildlich für die ländlichen Bauten der Gegenwart sein kann!

Es gehört mit zum Wesen einer bodenständigen Baukultur, daß die überlieferten Formen in einheimischen Baustoffen zur Ausführung kommen. Bei den schlechten Wegen und den unentwickelten Transportmitteln der alten Zeit suchte man die Anfuhr nach Möglichkeit zu beschränken, und so waren die Baustoffe, die das Land selbst bot, auch immer die billigsten.

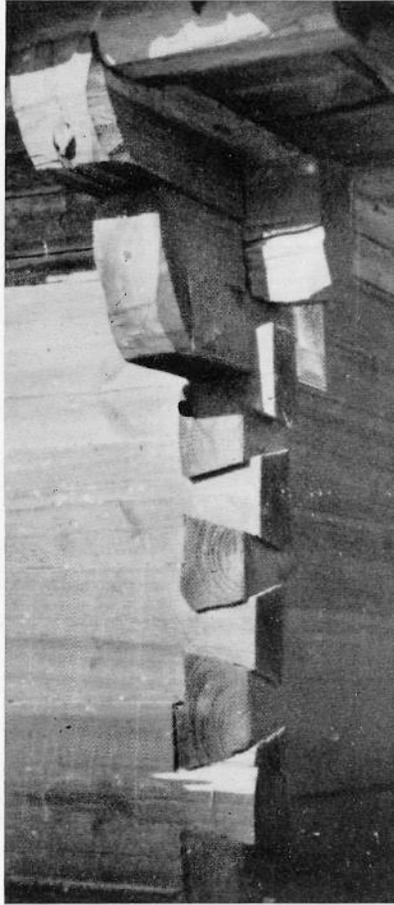
<sup>1)</sup> Vgl. z. B. den in den „Schlesischen Provinzialblättern“ (Wreslau 1790, Bd. 11) anonym erschienenen Aufsatz über Oberschlesien.

<sup>2)</sup> Typisch ist hier die Schrift von Kaulfersch „Der gegenwärtige Zustand Oberschlesiens, juristisch, ökonomisch, pädagogisch und statistisch betrachtet.“ Dresden 1786.

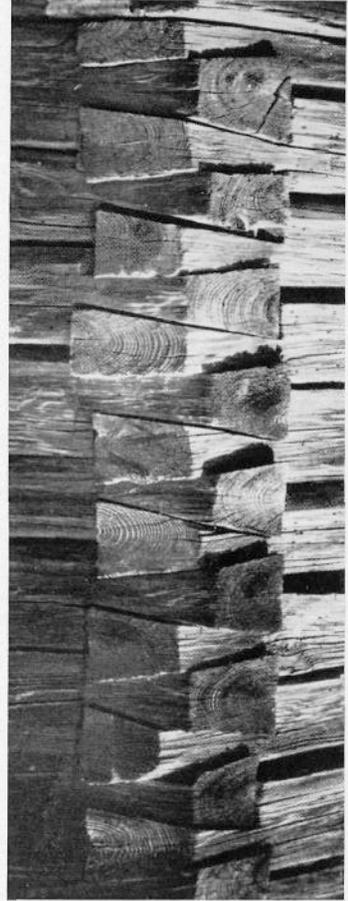
<sup>3)</sup> „Diese ganz allgemeine Ungunst der damaligen Urteile über den Bauernstand ist sehr auffallend; nicht eine Ausnahme ist uns in der Litteratur jener Zeit begegnet“, sagt L. Jacobi in seiner Schrift „Ländliche Zustände in Schlesien während des vorigen Jahrhunderts“, Breslau 1884, S. 206.



a



b



c

Abb. 2. Holzverbände: a) Hakenförmige Ecküberblattung, b) und c) Verzinkung

Der eigentliche Baustoff Oberschlesiens war also das Holz; bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts stand es in unbegrenzten Mengen zur Verfügung. Es galt fast als wertlos, da Absatzmöglichkeiten in den menschenarmen Gebieten fehlten. Jeder Bauer verstand hier mit der Art umzugehen und mit Hilfe eines Zimmergesellen selbst sein Haus zu errichten. So war die einfachste Bauweise, der Blockbau, schon durch die natürlichen Verhältnisse gegeben. Er ist seinem Wesen nach an große Nadelholzgebiete gebunden, die lange und gerade gewachsene Stämme zu liefern vermögen. Für das rauhe Klima Oberschlesiens mit seinen kalten Steppenwinden war er auch deshalb besonders geeignet, weil er besser gegen die Kälte zu schützen vermochte als der Fachwerkbau, besonders wenn man ihn noch mit einer schützenden Lehmschicht umkleidete. Nur aus diesen Voraussetzungen von Boden und Klima ist eigentlich die merkwürdige Tatsache zu erklären, daß ein Teil der mittelalterlichen deutschen Siedler, die so besonders zäh an ihren eigenen Formen von Haus und Hof festhielten, ihre altüberlieferte Bauweise in Fachwerk aufgaben und zum Schrottholzbau übergingen. Das scheint besonders im Leobschützer und Ratiborer Kreise geschehen zu sein<sup>1)</sup>. In der Gegend um Meisse und Neustadt hat sich dagegen das Fachwerk nicht nur gehalten, sondern wir sehen es sogar seit dem 18. Jahrhundert in stetigem Vor-

<sup>1)</sup> Auch die mit Lehm verkleideten Bauernspeicher (Keimes) dieser Gegenden sind meist aus Schrottholz errichtet, wovon unten noch zu reden sein wird.



Abb. 3. Bauernhaus in Grünfließ (Kreis Neisse)

dringen<sup>1</sup>). Es rückt allmählich von diesen „deutschen Dörfern“ nach Osten vor und hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits die Oder an einzelnen Stellen überschritten<sup>1</sup>). Auf einem zweiten Wege kommt es von Nordwesten, also aus Mittelschlesien, in das Kreuzburger Land; und endlich wird es mit der gewaltigen friderizianischen Kolonisation um 1770 in die großen Waldgebiete rechts der Oder getragen. „Nach vollendetem Landesausbau pflanzt sich der Kulturbesitz einer Landschaft nach dem Grundsatz des Druckgefälles fort“, so formuliert Schier<sup>2</sup>) das Gesetz, unter dem sich auch dieses Vordringen des Fachwerkes vollzieht. Die höheren Formen deutscher Landeskultur beeinflussen also hier die einfachen Bauarten der slawischen Bevölkerung. Sie werden von ihr entweder wie das Fachwerk als Ganzes übernommen, oder es entwickeln sich Mischformen, oder einzelne Elemente deutscher Zimmermannskunst wandeln und verbessern die alten bodenständigen Bauweisen. Nach Schier verlaufen im östlichen Mitteleuropa alle beherrschenden Kulturbahnen von West nach Ost; sie sind vom Bereich der Sprache völlig unabhängig und haben die östlichen Sprachgrenzen des deutschen Volkstums heute schon um 200—300 Kilometer überschritten.

<sup>1</sup>) In den Zimmermannschen Beiträgen (a. a. O.) heißt es z. B. über den Kreis Kosel (Bd. 2, S. 284): „Die alten Wohnungen der Landleute sind von Schrottholz, die neuern von Bindwerk“ (Fachwerk).

<sup>2</sup>) Schier, V., Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, Reichenberg 1932, S. 6ff. Vgl. hierzu auch vom selben Verfasser den Aufsatz „Der schlesische Hausbau“ im „Schlesischen Jahrbuch“ 1933/34.



Abb. 4. Bauernhaus mit Kegelschopf aus Schindeln und Strohschaubendach  
in Stoberau (Kreis Brieg, Niederschlesien)

Daß sich das Fachwerk gerade gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts so stark auszubreiten begann, ist aber auch mit auf zwei praktische Gründe zurückzuführen: einmal tritt um diese Zeit im deutschen Siedlungsgebiet von Meiße und Leobschütz vielfach Holz-mangel ein, weil auf den fruchtbaren Böden immer weitere Waldflächen gerodet und zu Acker gemacht werden; und zweitens beginnen sich die feuerpolizeilichen Erlasse Friedrichs des Großen auszuwirken, in denen seit 1756 die „feuergefährliche und holzverwüstende Bauart von geschrotetem Holze“ verboten wird. Wenn man diese Erlasse auch nicht immer ganz streng befolgte, so hat die Forderung der Behörden nach größerer Feuersicherheit und „mehrerer Holzmenage“ doch ohne Frage den Fachwerkbau stark begünstigt, zumal der Steinbau auf dem Lande meist viel zu teuer war.

Vergleicht man nun das Fachwerk der mittelalterlichen Siedler, das sich in seiner reinen Form heute freilich nur noch vereinzelt in den Kreisen Neustadt und Meiße erhalten hat, mit dem Fachwerk der friderizianischen Zeit, so fällt zwischen beiden sofort ein starker Unterschied auf: Jenes zeigt mit seiner reichen Strebenführung, der Vorkragung des Giebels und den geschnitzten Konsolen die ausgesprochen malerische westliche Eigenart (Abb. 3), während dieses, das friderizianische Fachwerk, mit seiner knappen und klaren, sehr ostdeutsch anmutenden Linienführung typisch für den „preussischen Kolonialstil“ ist, der von den königlichen Bau-beamten in den östlichen Provinzen einheitlich entwickelt wurde und der seinen Höhepunkt um

1800, zur Gillyzeit, erreicht hat. Auf dem Papier wurden diese Bauten in der Mark oder in Pommern kaum viel anders entworfen als in Oberschlesien. Denn die örtlichen Baugewohnheiten berücksichtigten die Behörden damals wenig. In der Ausführung dagegen vermochte sich doch wieder manches von den bodenständigen Bauweisen durchzusetzen. Doch hiervon soll in dem Abschnitt über die friderizianische Kolonisation weiter die Rede sein.

Das Fachwerk der nördlichen niederschlesischen Grenzkreise, das über Kreuzburg nach Oberschlesien vordrang, zeigt, wenigstens in der späten Form, in der wir es nur kennen, die einfache, fast quadratische Rechteckteilung der friderizianischen Bauart (Abb. 4). Im Kreuzburger Lande tritt es nur noch vereinzelt auf; hier wie in der Meißer Gegend ist es zu ausgesprochenen Mischbauweisen gekommen: Im Meißer-Neustädter Gebiet hat sich eine besondere Art des Umgebines entwickelt. Hier ist der „Stubenkasten“ aus Schrotholz unter eine Säulenstellung gesetzt worden, die das Dach trägt und die sich nach hinten in ein normales Fachwerk fortsetzt; dieses umschließt den Flur mit der Küche und den Stallteil. Anscheinend hat diese eigentümliche Konstruktion jedoch nur örtliche Bedeutung, da sie sich auf einzelne Dörfer des Gebirgsvorlandes beschränkt (Abb. 5/6). Die übliche Form des Umgebines (das Franke für die niederschlesischen Gebirgskreise eingehend beschrieben hat<sup>1)</sup>) muß, nach einigen kümmerlichen Resten im Kreise Grottkau zu schließen, früher auch in den westlichen Grenzkreisen Oberschlesiens bodenständig gewesen sein.

Im Kreuzburger Lande dagegen hat sich eine andere Mischbauweise zwischen Fachwerk und Schrotholz entwickelt. Hier wurde nur der Giebel in Fachwerk ausgeführt; für die Hauswände behielt man das Schrotholz bei (Abb. 63). Doch sind in dieser Gegend fachwerkähnliche Konstruktionen entstanden wie der Ständerbau und die Pfeilerscheune; diese hat ihre besondere Ausbildung weiter südlich, vor allem im Kreise Groß-Strehlig, erhalten; beide sollen später unter den einzelnen Konstruktionen besprochen werden.

Die Eigenart des älteren oberschlesischen Hauses, die es auf den ersten Blick von anderen ostdeutschen Haustypen unterscheidet, beruht vor allem auf seiner Dachform. Oberschlesien ist auch auf dem Gebiete des Hausbaus ein Grenzland. Konstruktion und äußere Form sind hier nicht starr auf Einzelgebiete beschränkt, sondern sie wandern im Raume, durchdringen sich gegenseitig und beeinflussen einander. So hat sich vor allem in den nördlichen und östlichen Kreisen seit langem die Auseinandersetzung des Walmdaches mit dem Satteldach vollzogen. Das Walmdach ist die ältere bodenständige Dachform; gegen sie vermochte sich mit dem Vordringen deutscher Bauarten wie des Fachwerks allmählich das Satteldach immer stärker durchzusetzen. Aus der Durchdringung beider Dächer ergab sich hier die charakteristische Mischform des Fußwalmes und des Kegelschopfes (Abb. 9). Beide Bauteile kommen heute meist einzeln vor (Abb. 4 u. 16), gehören ursprünglich aber fraglos zusammen. Nach Schier<sup>2)</sup> hat man in ihnen die Reste des alten Walmes zu sehen, zwischen die sich der verbretterte Steilgiebel geschoben hat. Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht, daß sich zwar der Fußwalm aus dem Bedürfnis nach Wetterschutz auch für die Giebelseiten erklären läßt, daß sich aber für den Kegelschopf auch nicht die geringste konstruktive Begründung zeigt. Der Fußwalm ist aber nicht etwa nur ein vorgehängtes Wetterdach, wie wir es vor allem an den zweistöckigen Dominialspeichern finden; aus dem starken Einrücken des Giebels gegenüber seinem Unterbau erkennen wir, daß er einen organischen Teil der Giebelseite bildet (Abb. 13 bis 15). Allmählich tritt in dieser Entwicklung das deutsche Satteldach immer klarer in Erscheinung: der halbe Kegel des Schopf-

<sup>1)</sup> Franke, H., Ostgermanische Holzbaukultur, Breslau 1936.

<sup>2)</sup> Schier, W., „Hauslandschaften“ a. a. D., S. 81ff.



5



6



7



8

Abb. 5 u. 6. Umgebinderhäuser in Schnellewalde und Altwalde (Kreis Neisse): Wohnstube aus lehmverkleidetem Schrotholz mit vorgestellten Holzsäulen, die die Dachlast tragen; sonst Fachwerkwände mit Lehmstakenfüllung; 7. Pfeilerscheune in Karmerau (Kreis Oppeln), Pfeiler in Raseneisenstein; 8. Scheunen aus Schrotholz und Kalkstein in Grasen (Kreis Oppeln)



Abb. 9. Doppelwohnhaus in Jakobswalde (Kreis Kosel) 1817

walmes plattet sich ab, spannt sich als schräg geneigte Fläche in der Giebelspitze zwischen die Vorderkanten des Dachüberstandes (Abb. 10 u. 11) und tritt endlich in die Ebene der Giebelverbretterung zurück, in der er nur noch an dem Absetzen und der Richtungsänderung dieser Verbretterung zu verfolgen ist (Abb. 12).

Am Fußwalm hat man des guten Wetterschutzes wegen länger festgehalten. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aber ist auch diese so kennzeichnende Dachform immer mehr aus den oberschlesischen Dorfbildern durch das reine Satteldach verdrängt worden. Die Verbretterung läuft jetzt vom Traufbrett bis zur Giebelspitze ungestoßen durch. In den Gebieten rechts der Oder bildete man durch Abschrägen der Bretter an den Kanten eine Stülpschalung, die hier meist parallel zur Dachfläche angebracht wurde, sich also auf einem Mittelstiel stößt. (Vielleicht ist in dem Mittelstiel, den diese Diagonalverbretterung verlangt, noch die letzte Erinnerung an das alte Pfettendach zu sehen.) In den südwestlichen Landesteilen herrschte dagegen mehr die senkrechte Verbretterung vor. Für die gute Gesamterscheinung dieser alten Holzgiebel gibt die große Breite der einzelnen Bretter den gleichen wichtigen Maßstab wie die Breite der Stiele und Kiegel für die Wirkung des Fachwerks.

Zu den besonderen Eigentümlichkeiten des „gelehnten“ Fachwerkgiebels über dem Schrotholzunterbau, wie er in der Kreuzburger Gegend üblich ist, gehört die weite Ausladung der Dachhaut, die die Lehmstakung des Giebels gegen die Angriffe des Wetters schützt und die durch ihren tiefen Schattenschlag dem Hause das wuchtig Gelagerte verleiht (Abb. 63).

Einzelne Schrotholz Häuser in den kleinen Ackerbürgerstädten haben auf ihren Giebelseiten nach der Straße zu noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts Vorlauben besessen, die mit ihrer zwei- oder dreifachen Stützenstellung unter dem verbretterten Giebel, mit Schopffegel und



Abb. 10. Bauernhaus in Falkendorf (Kreis Duppeln)

Fußwalm, eine reizvolle Abwandlung der ostdeutschen Giebelvorlaube darstellen<sup>1)</sup>. Wahrscheinlich sind sie ebenso mit den Speichervorhallen des Rosenberger Kreises<sup>2)</sup> in Verbindung zu bringen wie mit den laubenartigen Schuppen der Gleiwitzer und Ratiborer Gegend<sup>3)</sup>, denn alle drei gehen offenbar auf ostgermanische Vorbilder zurück.

Die ältere Form des üblichen Dachstuhles ist das einfache Sparrendach. Jedes Sparrenpaar ist durch einen Hahnenbalken ausgesteift, am First durch Scherzapfen miteinander verbunden und klagt sich auf eine breite Fußpfette auf, die mit Holznägeln auf den etwa 50 cm weit ausladenden Wandbalken befestigt ist und die beim Walmdach sinngemäß auch auf den Schmalseiten herumgeführt wird, wie wir das beim Pfarrspeicher in Bilschgrund sehen (Abb. 13—15). Die Gespärre nehmen auf die Lage der Deckenbalken keine Rücksicht. Das Übergreifen der Sparren über die Fußpfette ist konstruktiv nicht gerade vorbildlich; ihr häufiges Vorkommen läßt ebenso wie die Diagonalverbretterung der Giebel darauf schließen, daß hier dem Sparrendach ursprünglich ein Pfettendach voranging.

Die weitere Entwicklung, die vermutlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzt, hat sich nach Palm folgendermaßen vollzogen: Der Anfallspunkt der Sparren wird zur Verminderung des Biegemomentes näher an die Hauswand verlegt. Im nächsten Stadium

<sup>1)</sup> Vgl. Krause, W., „Oberschlesische Laubenhäuser“ in „Der Oberschlesier“, 1929, Heft 11, ferner die gleiche Zeitschrift 1936, Heft 4, mit der Aufnahmezeichnung eines solchen Laubenhauses (S. 221).

<sup>2)</sup> Schuh, G., „Oberschlesische Bauernspeicher“ in „Der Oberschlesier“, Jahrg. 1936, Heft 8.

<sup>3)</sup> Die H. Palm in einer Reihe sorgfältiger Bauaufnahmen in seiner Dissertation „Haus und Hof in Oberschlesien“ bringt. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Verfassers verdanke ich die Einsicht in sein Manuskript vor der Drucklegung. Für das Folgende wird besonders auf diese Arbeit verwiesen.



Abb. 11. Bauerngehöft in Bürgsdorf (Kreis Kreuzburg)

klaut sich der Sparren auf die Wand auf, und die Fußpfette dient nur noch zur Aufnahme der Aufschiebunge; und endlich bringt man die Deckenbalken in die gleiche Ebene mit den Sparrenpaaren und zapft diese werkgerecht in die Balken ein. Damit kann dann auch die Fußpfette fortfallen. Diese normale Konstruktion des Sparren- bzw. Kehlbalckendaches ist wahrscheinlich auf dem gleichen Wege wie das Fachwerk, also über Kreuzburg und Oppeln und über Meiß und Leobschütz ins Land gekommen. Man wird also annehmen dürfen, daß sie sich mit dem Vordringen des Fachwerks durchgesetzt hat. Da sie sich vor allem an den Bauten des Staates und der großen Güter findet, haben für ihre Verbreitung wohl in erster Linie die Bauinspektoren gesorgt, die vom Staate oder den Städten angestellt waren, nebenbei aber oft eine umfangreiche private Bautätigkeit ausüben durften.

Die meisten Gebäude des oberschlesischen Bauernhofes besitzen nur eine geringe Breite und waren in der alten Zeit ausschließlich mit Schindeln oder Stroh, also leichten Baustoffen, gedeckt. Daher genügte das einfache Sparrendach für sie vollkommen. Einfacher, doppelter und liegender Stuhl finden sich meist nur in Dächern mit größerer Spannweite, vor allem bei den Dominiatspeichern, die noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein zum großen Teil aus Schrotholz errichtet wurden.

Am Schrotholzbau selbst lassen sich noch deutlich die einzelnen Stufen seiner konstruktiven Entwicklung verfolgen: Ursprünglich werden nur geschälte Stämme aufeinander gelegt und durch Hakenblatt mit oberem und unterem Ausschlag miteinander verbunden, so daß die charakteristischen „Wettköpfe“ als Überstand stehen bleiben (Verschränkung mit Vorstoß<sup>1</sup>). Diese einfache Bauart findet sich noch heute an zahlreichen alten Scheunen, bei denen eine

<sup>1</sup>) Die alten zünftigen Holzverbindungen und ihre Namen finden sich übersichtlich zusammengestellt bei Phleps, H., „Ost- und westgermanische Baukultur“, Berlin 1934, Tafel I.



Abb. 12. Haus eines Angerhäuslers in Rutenuau (Kreis Duppeln)

natürliche Entlüftung durch die Fugen zwischen den einzelnen Stämmen durchaus erwünscht ist (Abb. 17). Es folgt dann, vermutlich schon unter deutschem Einfluß, eine Schwalbenschwanzverbindung, die Verzinkung mit Vorstoß, die endlich von der reinen Verzinkung abgelöst wird. Der Balken selbst erhält durch allseitige Bebeilung allmählich einen rechteckigen Querschnitt. Unter dem Druck der besonders vom Staat geforderten „Holzmenage“ ging man später langsam zum Halbholz über, dessen natürliche Rundung nach außen gekehrt wurde, und endlich führte man die starke Bohle ein.

Die Abmessungen der Gebäude waren ursprünglich durch die natürliche Stammlänge bedingt. Solange das eigentliche Wohnhaus nur aus Stube und Flur bestand, ergaben sich kaum Schwierigkeiten. Seit der Übernahme des mitteldeutschen Hauses, bei dem der Stall mit der Wohnung unter einem Dache liegt und das seit Jahrhunderten die typische Hausform Oberschlesiens darstellt, scheint die weitere konstruktive Entwicklung der Blockwand von der Tür auszugehen<sup>1)</sup>. Die Türpfosten werden nämlich als eine Art senkrechter Anker oder Wechsel von der Schwelle bis zum Rähm durchgeführt, und in ihre seitlichen Nuten greifen die Wandbalken mit Zapfen ein (Abb. 14/15). Über der meist sehr niedrigen Tür bleibt dann oft ein Oberlicht frei. Bei größeren Entfernungen stellt man diese Pfosten selbständig in die Wand und kommt damit zu einer Konstruktion, die in ihrer großartigsten Ausbildung die zweigeschossigen Dominalspeicher zeigen.

Dieser Gedanke wird in doppelter Richtung weiterverfolgt. Man verzichtet auch an den Ecken und den Anschlußstellen der Querwände auf die zünftigen Holzverbindungen des Hakenblattes oder der Verzinkung und stellt gleichfalls hier Stiele auf, in die die waagerechten Wand-

<sup>1)</sup> Ein Hinweis, den ich einer persönlichen Mitteilung des Herrn Dr. Palm verdanke.

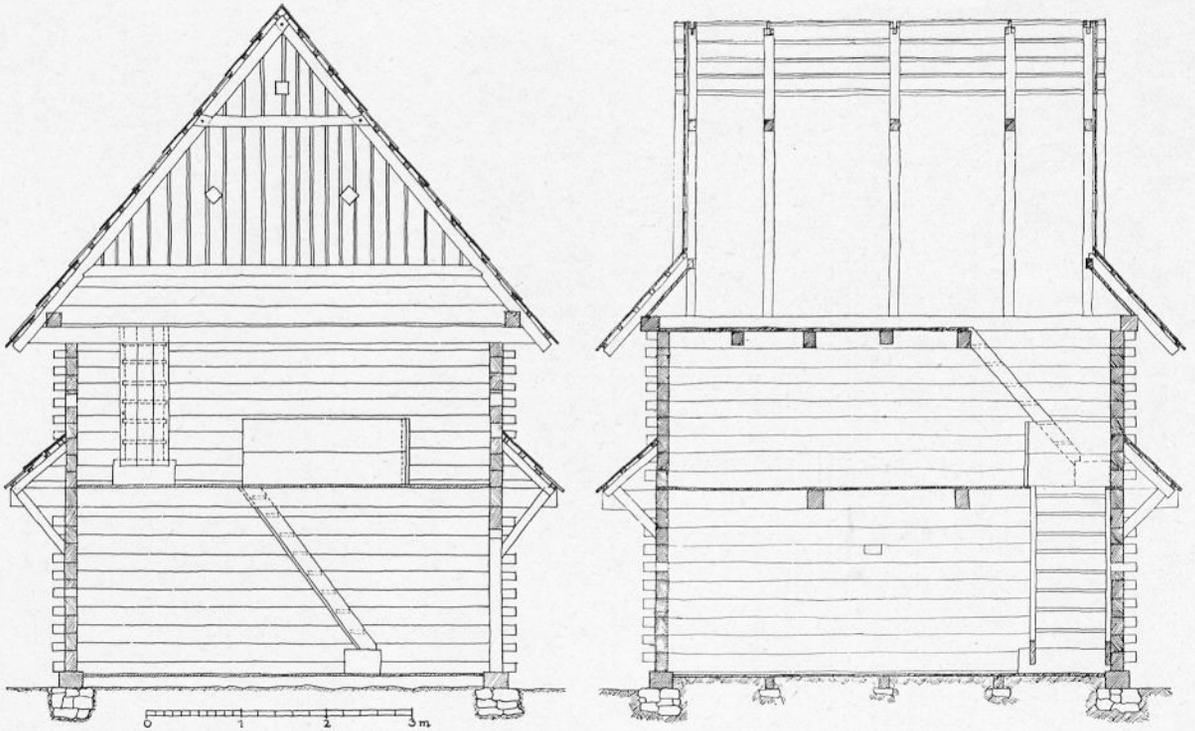


Abb. 13. Pfarrspeicher in Bilchensgrund (Kreis Ost-Gleiwitz)

halken mit Zapfen eingreifen. Diese Konstruktion findet sich öfters an einigen späten Scheunen<sup>1)</sup>, wird vor allem aber von den preussischen Baubeamten im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts für kleine ländliche Staatsbauten in den walddreichen Gegenden gern gewählt. Betrachtet man diese etwas nüchtern wirkenden Reißbrettarchitekturen (Abb. 226), so spürt man deutlich den beginnenden Verfall auch im Holzbau: Technisch ist dieser Verband schlecht, weil er gerade an den wichtigsten Eckpunkten die Festigkeit des ganzen Gefüges in Frage stellt; und künstlerisch sind diese Entwürfe gleichfalls minderwertig, weil hier typische Steinformen in das Holz zurückübertragen werden, ohne daß man mehr ein Gefühl für die Besonderheiten der Baustoffe besaß.

Wie die Konstruktion der senkrechten Ankerstellung vielmehr technisch und künstlerisch einwandfrei weiterentwickelt werden konnte, zeigt der charaktervolle Ständerbau des Landsberger Speichers I. Ihr Grundgedanke ist freilich nicht theoretisch mit der Reißfeder auf dem Papier, sondern praktisch mit der Art auf dem Bauplatz entwickelt worden (Abb. 98, 99). Bei diesem Landsberger Speicher trägt nicht mehr die ganze Wand, sondern die Hauptlast wird von den Stielen aufgenommen, die mit den gleichfalls belasteten Schwellen und Rähmen durch Kopf- und Fußbänder verbunden sind. Es entsteht also eine klare unverschiebliche Rahmenkonstruktion, die alle Lasten trägt. Weil die eigentliche Wand entlastet ist, brauchte sie nur als Füllung ausgebildet zu werden. So konnte man sich hier mit verhältnismäßig schwachen Bohlen begnügen; sie greifen mit ihrer ganzen Stärke in die Nuten der starken Ständer ein.

Diesem Ständerbau, der mit seinem Gedanken des Rahmenwerkes, der tragenden und füllenden Teile, schon in enger Verwandtschaft zum Fachwerk steht, schließt sich die Pfeilerscheune an, die besonders im Kalksteingebiet um Groß-Strehlitz zu einer ästhetisch hervorragenden

<sup>1)</sup> Vgl. auch Schuh, G., „Die oberschlesische Pfeilerscheune“, Aufsatz in der „Süddeutschen Bauzeitung“, 1935, Nr. 15.



Abb. 14 u. 15. Pfarrspeicher in Bilchengrund (Kreis Ost-Gleiwitz)



Abb. 16. Bauernhaus in der Gegend um Groß-Strehlitz-Weiskretscham



Abb. 17. Scheune in Schrotholz mit typischem Schindeldach



Abb. 18. Bauernhaus in Grafenau (Kreis Rosenberg)



Abb. 19. Bauernscheune im Kalksteingebiet

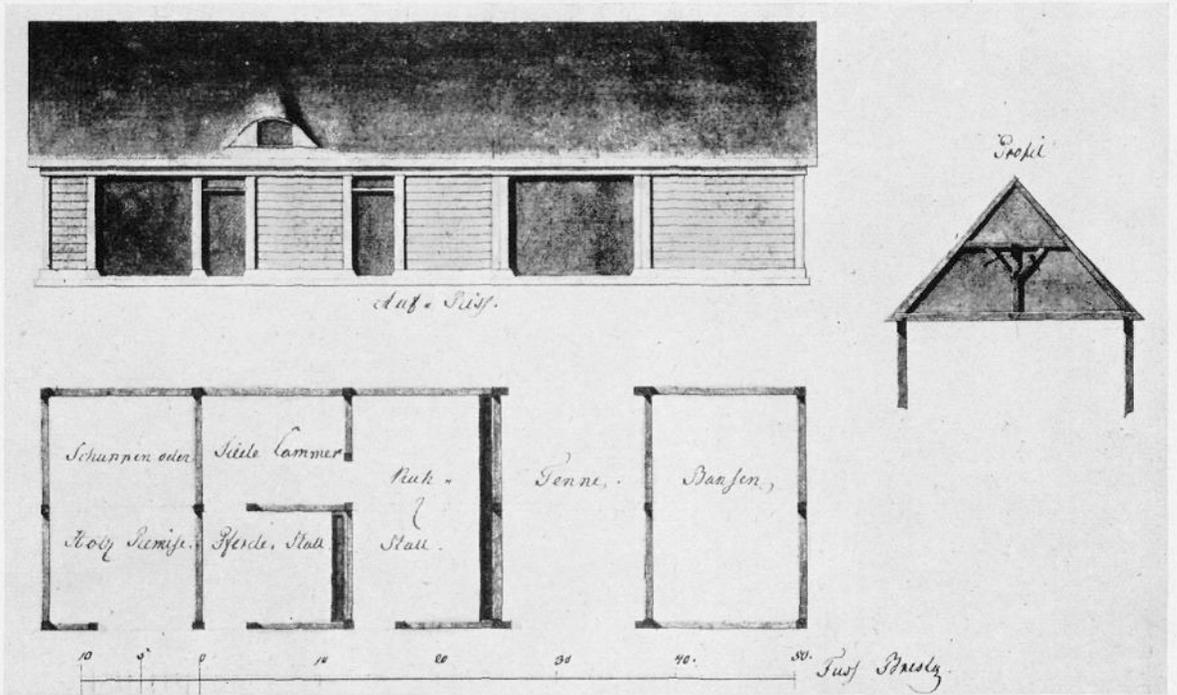


Abb. 20. Entwurf zu einer Ständerscheune (um 1800)



Abb. 21. Scheunen in Lugendorf (Kreis Dppeln)  
liegen der Feuersgefahr wegen weit hinter den Gehöften an einem äußeren Umgehungsweg



Abb. 22. Pfeilerscheune im Dramatal (Kreis Weuthen), Pfeiler in Kalkstein



Abb. 23. Scheunen in Alt-Schalkendorf (Kreis Oppeln)  
sind aus Gründen der Feuericherheit gegeneinander versetzt (vgl. auch Abb. 59)

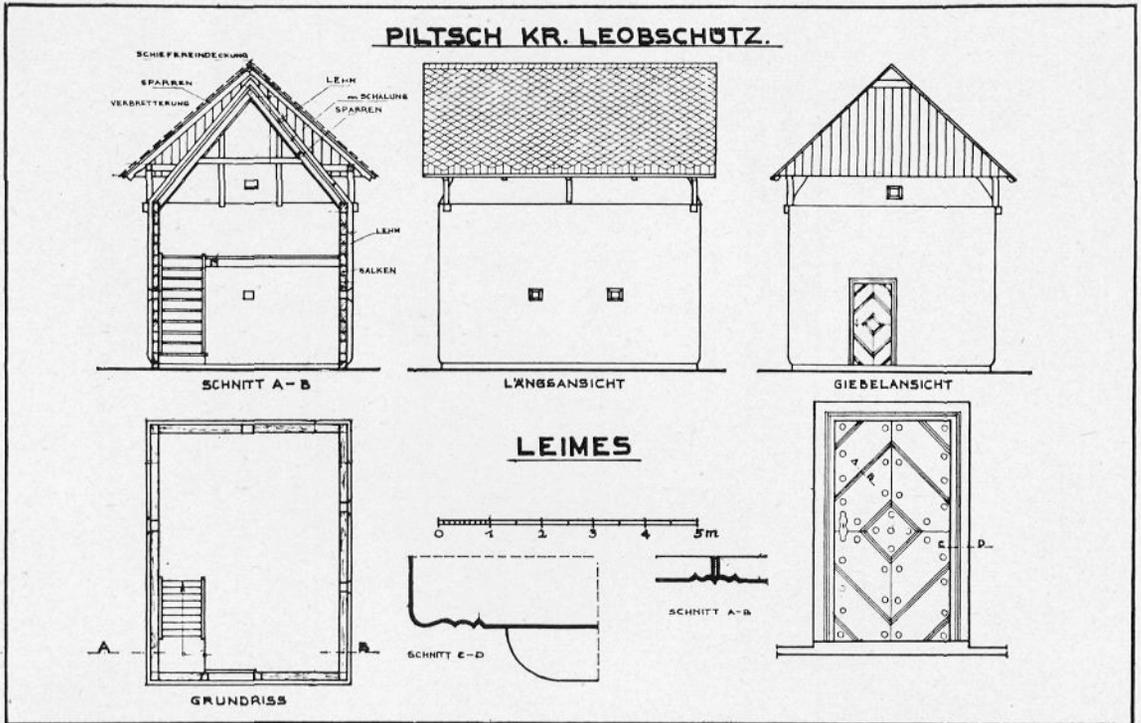


Abb. 24. Bauaufnahme eines Leimes (19. Jahrhundert)

Mischkonstruktion zwischen Maffsybau und Block- bzw. Fachwerk geführt hat (Abb. 7, 8, 22). Der einzige Unterschied gegenüber dem Ständerbau besteht nur darin, daß an Stelle der Ständer massive Pfeiler getreten sind. Die Wandbalken greifen hier mit ihren leicht angeschrägten Enden in die breiten Nuten dieser Pfeiler ein. Der Kalkstein, der in dieser Gegend in zahllosen Brüchen gewonnen wird, läßt sich, besonders im frischen Zustand, leicht bearbeiten. Infolge seiner lagerhaften Struktur können mit ihm ohne sonderliche Mühe Vorlagen und Aussparungen angelegt werden. — Der nächste Schritt zur „Holzmenage“ ist dann der, daß man die Wandbalken bzw. -bohlen durch ein verbrettertes Fachwerk ablöst; und endlich werden dann im Anfang des 19. Jahrhunderts statt der Eckpfeiler die Giebelwände in ihrer ganzen Breite massiv aufgeführt (Abb. 19). Da man im Steinbau die alten handwerklichen Grundlagen um diese Zeit noch beherrschte, so entstanden hier technisch einwandfreie, meist ganz ausgezeichnet gestaltete Bauten, die auch heute noch Vorbilder für Scheunen und Schuppen sein können. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts bricht dann die Entwicklung des Holzbaues ab. Blockbau und Fachwerk verschwinden ganz und machen dem Maffsybau Platz.

Nur ein hölzernes Gebäude vermochte als Bautyp den Niedergang des Holzbaues zu überdauern: der sogenannte Leimes, ein bäuerlicher Lehmspeicher, der noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts immer wieder errichtet wurde (Abb. 24—28). Eigentümlicherweise findet er sich am häufigsten in den „deutschen Dörfern“ des Leobschützer Kreises, die mit als erste den Steinbau übernahmen. Daß er sich gerade in diesen enggebauten Dörfern zu halten vermochte, liegt offenbar an seiner großen Feuersicherheit, die bereits in der ganzen Konstruktion klar zum Ausdruck kommt: Auf einer annähernd quadratischen Grundfläche erhebt sich ein zweistöckiger Schrotholzbau, dessen Obergeschosswände auf den Traufseiten in der Höhe des Dachansatzes tonnenartig gewölbt werden. Diese Wölbung ist meist jedoch nicht als Halbkreis durchgeführt,



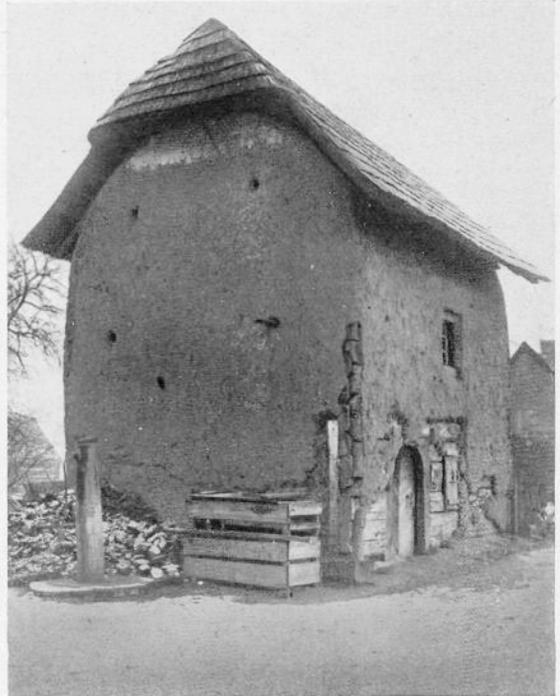
25



26



27



28

Abb. 25. Umgebinespeicher in Schnellewalde (Kreis Neustadt), Eichenholz. Das ehemals auf 4 Ecksäulen ruhende Dach ist ebenso wie die Dächer der anderen Leimes aus Gründen der Feuersicherheit unabhängig von dem lehmverkleideten Blockbau.

Abb. 26 u. 27. Zwei Leimes in Rösniß (Kreis Leobschütz); Abb. 28. Leimes mit altem Schindeldach



Abb. 29. Bachhaus in einem Bauerngarten zu Rösniß (Kreis Leobschütz)

sondern oben waagrecht abgedeckt. Wände, Wölbung und Decke sind mit einer etwa 10 cm starken, von Holznägeln getragenen Leimschicht überzogen, die dem Speicher wohl auch seinen alten Namen Leimes<sup>1)</sup> gegeben hat. Auf dem Gewölbe liegt lose das Dachgespärre auf; es ist also von seinem Unterbau vollkommen unabhängig und wird bei etwa entstehendem Flugfeuer schnell mit eisernen Haken heruntergerissen, so daß die Flammen an dem Leimkloß nirgends Nahrung finden können. Die Hakenstange gehört noch heute zum festen Bestand dieses Speichers und wird gewöhnlich an der Außenwand aufgehängt, um sofort zur Hand zu sein. Daß der Leimes den Verfall des ländlichen Bauwesens bis auf unsere Tage überdauern konnte, liegt an seiner technisch vollendeten Zweckform, die sich offenbar durch die Jahrhunderte als zweckmäßig erwiesen hatte. In diesen Holzbauten halten sich Getreide und andere leicht verderbende Vorräte weit besser als in den Steinspeichern. Die Leimverkleidung schützt das Holz und erhöht seine Haltbarkeit; der weite Dachüberstand wiederum hält das Wetter von der Leimverkleidung ab. Über die konstruktive Entwicklung des Leimes aus der Leimbütte und über seine einzelnen Abarten gibt Palm<sup>2)</sup> einleuchtende Aufschlüsse. Auch für die anderen Speichertypen und Schuppen müssen wir auf seine Arbeit verweisen.

<sup>1)</sup> In der Altensprache des 18. Jahrhunderts wird fast ausschließlich das Wort „Leim“ für Lehm gebraucht.

<sup>2)</sup> a. a. D.

Die Herkunft dieser Leimes ist stark umstritten: v. Nichthofen und Hellmich<sup>1)</sup> setzen sich für seinen deutschen Ursprung ein. Schier sieht in seiner Geschichte ein typisches Kulturgrenzschißsal, das durch das wiederholte Nehmen und Geben zwischen Ostgermanen, Slawen und Deutschen bestimmt ist. Nach ihm wird der primitive slawische Speicher unter germanischem Einfluß veredelt, später von den Slawen durch die ostdeutschen Siedler übernommen und von diesen weiterentwickelt. Er kehrt in der verbesserten Form endlich wieder zu den Slawen zurück, die inzwischen ihren alten Speicher unter deutschem Einfluß mit der Vorhalle ihres Wohnraums fest verbunden hatten<sup>2)</sup>.

Die uralte Form dieser Speicher ragt also bis in die Gegenwart hinein. Gewöhnlich steht der Leimes seitlich vom Einfahrtstor, den Hoffenstern der Wohnstube gegenüber, so daß sein Eingang unter Aufsicht bleibt. Wo er jedoch durch den späteren Ausbau des Altenteils von diesem Plage verdrängt wurde, stellte man ihn in den Vorgarten oder mitten auf den Dorfanger. Mit verschiedenen Abarten findet er sich heute noch in großer Zahl auf den Angern der Leobschüger Dörfer Kösnitz und Piltsch. Hier stehen gleichfalls die Backhäuser, die man der Feuersgefahr und wohl auch der gemeinsamen Benutzung wegen außerhalb der Höfe errichtet hat. Wie bei den Leimes ist ihre äußere Form allein aus dem technischen Zweck entwickelt: die Sonnenwölbung des Backofens mußte gegen das Wetter geschützt werden; also zog man das Dach des Vorgeleges einheitlich über den ganzen Bau und stützte es auf der Rückfront durch zwei Pfeiler (Abb. 29). Damit war eine schlechtthin vorbildliche Lösung für diesen Bautyp geschaffen, die aber wahrscheinlich erst im Anfang des 19. Jahrhunderts mit der zunehmenden Entwicklung des Steinbaus gefunden wurde.

Seit 1770 nämlich beginnen sich die „deutschen Dörfer“ nicht nur dieses Kreises, sondern auch der Meißner und Neustädter Gegend in ihrem Äußeren langsam zu wandeln. An Stelle

<sup>1)</sup> v. Nichthofen, B., „Ein Leimes der oberschlesischen Form“, Aufsatz in der Zeitschrift „Der Oberschlesier“, 1929, Heft 10. Hellmich, M., „Der oberschlesische Leimes slawisch oder deutsch?“ Aufsatz im gleichen Heft.

<sup>2)</sup> Schier, B., „Hauslandschaften“ a. a. D., S. 410/11.

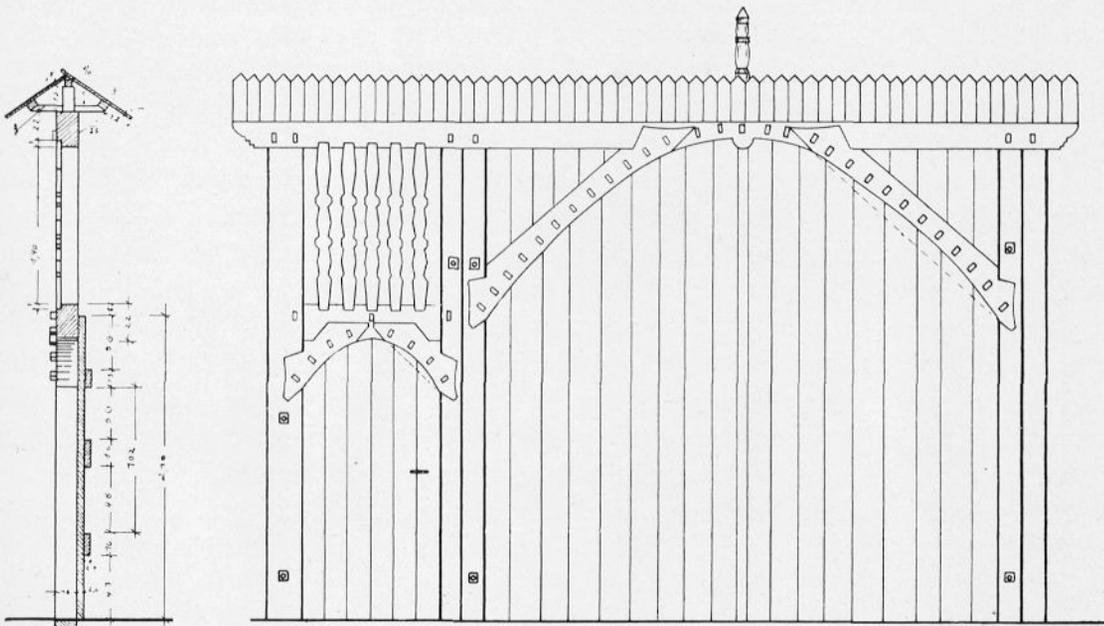


Abb. 30. Fränkisches Holztor eines Bauernhofes in Weuthen

des Holzes tritt als Baustoff der Stein. Um diese Zeit beginnen gute Jahre für die ober-schlesische Landwirtschaft. Man hatte das Geld, um massiv bauen zu können, wurde auch wohl bei der engen Gehöftsform aus Gründen der Feuersicherheit dazu veranlaßt. Auch der Mangel an gutem Bauholz mußte hier folgerichtig vom Blockbau über das Fachwerk zum Massivbau führen.

Auf dem fruchtbaren Lößboden des Leobschüzer Landes hat sich neben dem gebrannten Ziegel, dessen Herstellung ja verhältnismäßig teuer war, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in großem Maße der Bau mit luftgetrockneten Lehmsteinen durchgesetzt. Nach alten Beschreibungen wurden diese Lehmpanen aus Lehm, Sand und Stroh geformt. Die Breslauer Kammer wies in verschiedenen Erlassen auf den Leobschüzer Lehmabau als besonders vorbildlich hin<sup>1)</sup>. Aber die Versuche, ihn auch in andere Gegenden Oberschlesiens zu verpflanzen, sind, wenigstens in größerem Umfange, nicht geglückt. In den Zeiten bodenständigen Bauens ließen sich auch bewährte Bauweisen nicht ohne weiteres in andere Landschaften gewaltsam übertragen. Sie mußten, wenn sie Wurzel fassen sollten, der einheimischen Bevölkerung als Formen höherer Kultur erscheinen und damit vorbildlich werden; oder sie erwuchsen aus dem Boden selbst und setzten sich durch ihre technischen und wirtschaftlichen Vorteile allein durch. Auf diese zweite Weise hat sich in zwei verschiedenen Teilen der Provinz der Bau mit Natursteinen entwickelt:

Auf dem Muschelkalkrückén des Ehem findet sich der Kalkstein an zahlreichen Stellen dicht unter der Erdoberfläche und kann hier ohne sonderliche Mühe gebrochen werden. In der älteren Zeit, als das Holz billig war, wurde er wenig verwandt. Als jedoch mit dem starken Wachstum der Bevölkerung und der zunehmenden Waldnutzung durch die Industrie die Holzpreise zu steigen begannen, gewann er erheblich an Bedeutung. Zum herrschenden Baustoff im Bereich dieser Landschaft aber vermochte er erst im Beginn des 19. Jahrhunderts zu werden, als mit der Aufhebung der Untertänigkeit die Holzverpflichtungen des Staates und der großen Güter abgelöst wurden, der Bauer also nur noch über wenig Holz verfügte.

Aus den gleichen Gründen setzte sich zur selben Zeit in einzelnen Teilen des Oppelner, Rosenberger und Lubliner Kreises der Raseneisenstein durch. Er wurde hier meist auf sumpfigen Wiesen gegraben und anfangs in den zahlreichen kleinen Industrieanlagen zur Eisengewinnung verhüttet. Was ihn seit 1800 schnell beliebt machte, waren seine technischen Vorzüge. Schon David Gilly weist in seiner „Landbaukunst“, die das grundlegende Werk für alles ländliche Bauen geworden ist, auf den Raseneisenstein als Baustoff hin und hebt besonders seine Vorzüge gegenüber dem Bau mit Feldsteinen hervor. Vor allem lobt er an ihm seine Fähigkeit, sich mit dem Mörtel gut zu verbinden, seine Wetterbeständigkeit und Feuerfestigkeit. Auch könne man ihn leicht mit dem Hammer bearbeiten und dürfe endlich Mauern aus Raseneisenstein einen schwächeren Querschnitt geben als solchen aus Feldsteinen. „Zur Geschichte dieser Bauart gehört“, sagt Gilly weiter, „daß sie in den schlesischen Gebirgsgegenden schon lange bei den Landgebäuden mit Nutzen angewendet worden ist; und nach den mir mitgeteilten Erfahrungen eines dortigen Gutsbesizers ist das Abbrechen der Gebäude von diesem Material, wenn sie in reinem Kalk aufgeführt und mit der Sorgfalt gemauert sind, welche dem Mauerwerk der Alten seine lange Existenz verliehen hat, noch schwieriger als das von Ziegelmauern in uralten Gebäuden, da man hier nicht nur mit der Festigkeit des Mörtels, sondern auch mit dem, im eigentlichen Verstande eisernen Zusammenhange der Teile des Materials zu kämpfen hat<sup>2)</sup>.“

<sup>1)</sup> Kornische Ediktenammlung 1761—63, Erlaß vom 12. Juli 1764. Ferner Preuß. Staatsarchiv Breslau, Rep. 201 e Acc 57/10 Nr. 5 vol. 3.

<sup>2)</sup> Gilly, D., Handbuch der Landbaukunst, Berlin 1798, Bd. II, § 117, S. 312—314.





Abb. 33. Bauernspeicher in Knispel (um 1780)

Diesen Vorzügen gegenüber fiel der Nachteil der guten Wärmeleitfähigkeit, den der Raseneisenstein ja auch mit dem Kalkstein teilt, zunächst nicht allzustark ins Gewicht. Als dann freilich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr Ziegeleien angelegt wurden und die Verkehrsverhältnisse sich in Oberschlesien wesentlich besserten, verdrängte der gebrannte Ziegel allmählich auch den Naturstein.

Die Steinbauten wurden, wenigstens soweit sie Wohnhäuser waren, stets abgeputzt. Der Backsteinrohbau kam schon der schlechten Ziegelqualität wegen nicht in Frage; auch liebte ihn die alte Zeit für Wohnbauten nicht sonderlich, so wenig wie den Rohbau in Naturstein.

Der frühe Massivbau, der also von den „deutschen Dörfern“ des Meißner und Leobschützer Gebietes ausgeht, ist in künstlerischer Beziehung den guten Leistungen des Holzbaues durchaus gleichwertig. Auch das Maurerhandwerk arbeitete damals noch ganz im Geiste seiner alten zünftigen Überlieferung. Bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts wirkten die Formen des alten Holzbaus vielfach noch nach; sie wurden aber sinngemäß in den Stein übertragen: so ist der alte Fußwalm noch deutlich an der kleinen Verdachung des kräftig ausladenden Hauptgesimses, vor allem aber an dem charakteristischen Zurücktreten des Giebels zu erkennen (Abb. 31/32). Er mußte hier jedoch zu einer schmalen Gesimsabdeckung zusammenschrumpfen, weil der steinerne Giebel ja an seine tragende Wand im Untergeschoß gebunden ist, also nicht wie die alte Verbretterung beliebig weit zurücktreten kann. Vielleicht darf man auch in der gebrochenen Giebelspitze die Erinnerung an die alte gegenseitige Durchdringung des Walm- und Satteldaches sehen, die sich auch in diesem Teile Oberschlesiens noch erhielt. Den Kegelschopf hatte man wahrscheinlich zusammen mit dem Holzschindeldach aufgegeben, da seine weite halbkreisförmige Auskragung gar nicht ohne weiteres in Stein auszuführen war.



Abb. 34. Bauernspeicher in Gröbnig nach 1800

Die alten Bauerngehöfte der Zeit um 1800 erkennt man vor allem an der glücklichen Verteilung ihrer Baumassen. Wie bei diesen „fränkischen Gehöften“ Wohnhaus und Altenteil oder Speicher durch den Torbogen zu einer architektonischen Einheit zusammengefaßt sind, verrät oft ein künstlerisches Gefühl von erstaunlicher Sicherheit. Die Maßverhältnisse des Ganzen und seiner Teile sind nie wieder so allgemein und mit solcher Feinheit beherrscht worden wie in den vier Jahrzehnten zwischen 1780 und 1820. Es ist das tragische Schicksal unserer ländlichen Baukultur im deutschen Osten, daß sie nur noch wenig Gelegenheit fand sich zu entfalten, nachdem sie um 1800 ihren Höhepunkt erreicht hatte. Der furchtbare wirtschaftliche Druck der napoleonischen Zeit, die Durchführung der Bauernbefreiung, die für die Bauern zwar manche Vorteile, aber auch große Lasten brachte, die schwere Agrarkrise von 1821—1830<sup>1)</sup>, — all dies ließ keine größere Bautätigkeit aufkommen; und als dann um 1850 wieder gute Jahre für die Landwirtschaft begannen und viel gebaut wurde, war die gesamte Baukultur bereits zusammengebrochen. Auch in Oberschlesien setzte um 1850 eine rege Bautätigkeit ein; besonders in den Gebieten mit fruchtbaren Böden scheinen damals die Gehöfte ganzer Dörfer neu erbaut worden zu sein<sup>2)</sup>. Aber was jetzt entstand, besaß nicht mehr die künstlerische Höhe der alten Bauten um 1800. Deshalb sind diese die eigentlichen Vorbilder für unsere heutigen Bauaufgaben auf dem Lande; und zwar die ganz schlichten unter ihnen, an denen der allgemeinen Meinung nach „eigentlich gar nichts dran ist“. Die Gehöftsgruppen in Bauerwitz (Abb. 35) oder Hohndorf (Abb. 36) bedeuten als Beispiele alter Baukultur für uns mehr als die reichen Höfe in Piltzsch mit ihren

<sup>1)</sup> Vgl. v. d. Goltz, Th., „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ a. a. O., Bd. II, S. 173, 186/87ff.

<sup>2)</sup> „Die Stärke der ländlichen Bautätigkeit in den Gebieten mit guten Böden hing während des vorigen Jahrhunderts von der jeweiligen Höhe der Rapspreise ab“, sagte mir ein oberschlesischer Gutsbesitzer.



Abb. 35 u. 36. Bauerngehöfte in Bauerwitz und Hohndorf (Kreis Leobschütz)



Abb. 37 u. 38. Bauerngehöfte in Vielitz (Kreis Falkenberg), Anfang des 19. Jahrhunderts, und Hinterwalde (Kreis Neustadt), Mitte des 19. Jahrhunderts



Abb. 39 u. 40. Fränkische Gehöfte in Knispel und Piltsch (Kreis Leobschütz), um 1800



Abb. 41. Bauerngehöft in Altstett (Kreis Leobschütz), Anfang des 19. Jahrhunderts  
 Abb. 42. Fränkisches Gehöft in Knispel (Kreis Leobschütz), um 1800

aufwendigen zeitgebundenen Schmuckformen. Gewiß, auch sie haben ihre Reize! Der Bauer besaß hier Geld und brachte diesen Wohlstand am Äußeren seines Gehöftes unbefangen zum Ausdruck. Deshalb bekommt der Umriß des Giebels etwa eine reich bewegte Barockform (Abb. 37), deshalb umrahmt man die Tore mit Pilastern (Abb. 39, 40, 42) oder stellt gar vor die Haustür eine steinerne Säulenlaube (Abb. 43—46). All diese plumpen Pilaster, Säulen, Vasen und Laubgehänge, die gerade von den Laien so gern bewundert werden, darf man nur nicht für das Wesentliche nehmen; man darf sie auch nicht unter dem Gesichtspunkt ihrer tektonischen Richtigkeit betrachten. Die ländlichen Maurermeister beherrschten zwar die wirklichen Grundlagen des Bauens; zu den städtischen Schmuckformen ihrer Zeit aber besaßen sie kein richtiges Verhältnis. Die dekorative Form ist beim Puhbau ja längst nicht so stark durch die Besonderheit des Baustoffes bedingt wie beim Holzbau. Auf dem Lande neigt sie immer zur Verwilderung, denn ihre Form und Bedeutung wird von den Dorfhandwerkern schnell mißverstanden. Diesen an die Fassaden angetragenen Schmuck sieht man also am besten rein malerisch; sieht in ihm den Ausdruck naiver Volkskunst, die die Formen der großen Architektur mit spielerischer Phantasie auf ihre derbe Art umgedeutet hat. Sie sind das liebenswürdige Beiwerk, das über Tradition und Notwendigkeit hinausgeht, weil es Wohlstand beweisen soll: der Knopf aus Silber an der Bauernweste, aber nicht mehr! Wo sie mehr sein wollen, nämlich große Architektur, mit der man aus einem reichen Bauernhof möglichst eine kleine Schloßanlage machen möchte, werden sie leer und unwahr. Das viel bewunderte Barockgehöft in Piltzsch (Abb. 48—50) steht doch bedenklich nahe an der Grenze reiner Kulissenarchitektur: Zwischen den annähernd symmetrisch gestalteten „Barockpavillons“ erwartet man unwillkürlich den Ehrenhof mit seinen Sandsteinfiguren, Springbrunnen und geschnittenen Tarushecken, der dem eigentlichen Schloß vorgelagert sein müßte. Aber statt des Schlosses findet man die Scheune und statt des Ehrenhofes die Dungstätte! Nur das handwerkliche Können der alten Zeit und der malerische Reiz, den anderthalb Jahrhunderte einem Bau zu verleihen vermögen, kann über diese Widersprüche hinwegtäuschen. Denn das eigentlich Entscheidende ist doch dies: Hinter Barockgiebel und Säulenlaube, hinter Pilaster und Laubgehänge steckt unverändert das alte Bauernhaus; und das „fränkische“ Tor führt auf den alten Hof, den Ställe und Wirtschaftsgebäude in der seit Jahrhunderten überlieferten Reihenfolge umschließen.

So verschieden nämlich Bauweisen und konstruktive Einzelheiten sind, so einheitlich ist die Grundform der bäuerlichen Gehöfte, und zwar nicht nur in den „deutschen Dörfern“, sondern in ganz Oberschlesien; auch die Gehöfte in den großen Waldgebieten rechts der Oder unterscheiden sich von den westlichen nur durch den Grad ihrer Entwicklung, wie Palm überzeugend nachgewiesen hat. Das Wohnhaus steht in der älteren Zeit mit dem Giebel zur Straße, und der Hauseingang befindet sich stets auf der dem Hofe zugekehrten Längsseite. Er wird durch die Fußgängerpforte des fränkischen Torbogens auf einem gepflasterten Gang erreicht und liegt im Schutze des Gesimses, das hier an der Hofseite weit vorragt. Der zweimal quer geteilte Hausgrundriß verrät deutlich seine mitteldeutsche Herkunft. Seitlich vom Hausflur, nach dem Straßengiebel zu, liegen Stube und Kammer; auf seiner anderen Seite schließen sich die Ställe für Pferde und Kühe an. Nach Palm zeigen alle Vollbauerngehöfte die deutsche Art der Herdstelle, also den ursprünglich offenen Feuerplatz. Er liegt auf dem Flur, von dem erst später eine besondere Küche abgetrennt wurde. Im „deutsch-slawischen Mischtyp“, der sich nur bei den Kleinbauern und Häuslern findet, ist der deutsche Herd mit seinem Rauchfang dem slawischen Backofen vorgelagert; beide stehen in der Stube. Die Kleinbauern- und Häuslerstellen unterscheiden sich auch darin von den Vollbauerngehöften, daß sie es nicht zu einer Hofform gebracht haben, da ihre kleine Scheune mit dem Wohnhaus und Stall unter einem Dache liegt.



Abb. 43 u. 44. Zwei Vorlauben in Knispel (Kreis Leobschütz), Straßenseite, und in Burgfeld (Kreis Leobschütz), Hofseite, Anfang des 19. Jahrhunderts



Abb. 45 u. 46. Vorlauben in zwei Bauernhöfen zu Piltsh (Kreis Leobschütz), Anfang des 19. Jahrhunderts



Abb. 47. Bauerngehöft in Klodebach (Kreis Grottkau), um 1800

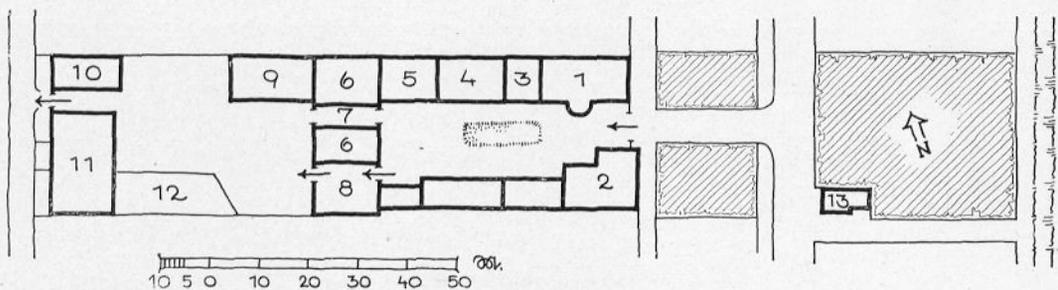


Abb. 48. Typischer Grundriß eines Bauernhofes zu Piltzsch:  
 1 Wohnhaus, 2 Altenteil, 3 Pferde, 4 Kühe, 5 Schweine, 6–8 Scheune, 9 Gänse, 10 Geräte,  
 11 Scheune, 12 Auslauf, 13 Backhaus

Beim Vollbauerngehöft steht quer zum Wohnstallhaus die Scheune, deren Tenne eine Durchfahrt zum Felde hat. Dem Hause gegenüber wurde der Schuppen mit den Schweineställen errichtet und seitlich von ihm, an der Straße der Speicher. In den wohlhabenden Dörfern hat man ihn oft zum Altenteil ausgebaut und in seinem Äußeren dann allmählich dem Bauernhaus angeglichen. Beide verbindet der „fränkische“ Torbogen, der stets eine breite Durchfahrt für die Wagen und eine kleine Pforte für die Fußgänger enthält. Seine alte Form in Holz findet sich noch vereinzelt in den „deutschen Dörfern“, aber auch in den Waldgebieten rechts der Oder (Abb. 30).

In den „deutschen Dörfern“ mußte die Entwicklung des Hofes auf engstem Raum geschehen. Ob die ungewöhnlich schmale Hofbreite, die vor allem für die Leobschützer Gegend so bezeichnend ist, schon von den deutschen Einwanderern als ihre besondere Siedlungsform aus den engen Waldtälern Mitteldeutschlands mitgebracht wurde, ist ungewiß. Die enge Bebauung und die auffallende Länge der Höfe hat sich fraglos erst aus der wirtschaftlichen Entwicklung ergeben. Die verbesserten Formen der Landwirtschaft, die der Großgrundbesitz in seinen Betrieben eingeführt hatte, machten sich auch bald die deutschen Bauern zu eigen. Die freiwillige Aufteilung vieler großen Güter brachte ihnen zudem einen beträchtlichen Landgewinn<sup>1</sup>). So wurde bedeutend mehr und auf größerer Fläche geerntet als früher. Für diese gesteigerten Erträge aber waren die bisherigen Höfe zu klein geworden. Da ihre Breite durch die nachbarlichen Grenzen festlag, mußte der Hof nach der Tiefe entwickelt und jeder verfügbare Quadratmeter ausgenutzt werden. So ist hier vielfach das ganze Gehöft zu einem langgestreckten, geschlossenen Rechteck zusammengewachsen, das auf drei Seiten vom Wohnhaus und den Wirtschaftsgebäuden, auf der vierten, nach der Straße zu, durch das fränkische Tor gebildet wird. Bei besonders großem Platzmangel hat man sogar das Wohnhaus mit seiner Breitseite direkt an die Straße gestellt und statt des fränkischen Tores eine Durchfahrt angeordnet (Abb. 41).

Rechts der Oder auf den leichten, wenig fruchtbaren Böden der großen Waldgebiete behielt man im allgemeinen mehr Platz für das einzelne Gehöft. So konnten alle Gebäude nach der alten Gewohnheit für sich bleiben, oft sogar weite Abstände innehalten. Häufige Brände, denen die alten Holzbauten besonders ausgesetzt waren, mögen dieses Auseinanderbauen begünstigt haben. Der Feuergefahr wegen hat man die hölzernen Scheunen gern weit zurückgerückt. Sie sind dann etwa wie in Alt-Schalkendorf gegeneinander versetzt (Abb. 23, vergl. auch Abb. 59 u. 60), oder liegen wie in Lugendorf (Abb. 21) in langer Reihe an einem äußeren Umgehungsweg,

<sup>1</sup>) Nach Partsch a. a. O., Bd. II, S. 163 waren von den 83 Domänen, die Zimmermann in seinen „Beiträgen“ um 1780 für den Kreis Leobschütz aufzählt, um 1910 nur noch 28 als selbständige Gutsbezirke vorhanden, zum Teil mit stark verringerten Flächen.



Abb. 49 u. 50. Außen- und Innenansicht eines großen Bauernhofes in Piltsch (Kreis Leobsdorf)



Abb. 15. Gehöft in Sabshüh (Kreis Leobschüh), Anfang des 19. Jahrhunderts. Speicher nach 1840



Abb. 52. Fränkisches Tor und Ausgedinge in Leisniz (Kreis Leobschüh), um 1820



Abb. 53. Fränkisches Tor und Leimes in Nieder-Hermsdorf (Kreis Reife); Tor um 1810



Abb. 54. Gehöft in Gröbnig (Kreis Leobschütz), Anfang des 19. Jahrhunderts



Abb. 55 u. 56. Leimes auf den Dorfangern zu  
Rösniß und Piltisch (Kreis Leobschütz), 19. Jahrhundert



Abb. 57. Fränkisches Gehöft in Sabshüh (Kreis Leobshüh)

und nur von hier aus ergibt sich heute noch ein Bild, das uns einen Eindruck von der geschlossenen Wirkung alter Holzbaugruppen zu vermitteln vermag. Innerhalb des Dorfes selbst haben längst charakterlose Steinkästen die alte Einheit zerstört.

Auch in den „deutschen Dörfern“ hat sie sich nur in vereinzelten Fällen erhalten können. Wo der Anger, der hier meist eine lanzettförmige Grundfläche zeigt, unbebaut blieb, ist wenigstens der klare Raumeindruck erhalten. Auch dort, wo man auf ihm nur die Leimes und Backhäuser errichtete, ist zwischen den locker gestellten Gruppen dieser kleinen Gebäude die Raumwirkung des Angers noch deutlich spürbar; denn hinter ihnen bilden die beiden eng gestellten Reihen der großen Bauerngehöfte die geschlossenen Wände, die den Anger umgrenzen (Abb. 55/56). In vielen Fällen aber ist der Anger dicht bebaut. Auf ihm siedelten sich die kleinen Leute an, Gärtner, Landarbeiter und Handwerker. Auch die Schmieden liegen hier oft, ebenso Gasthäuser und Schulen. Die Bebauung des Angers vollzog sich meist in sehr regelloser und gedrängter Form. Bisweilen wurde der Platz so knapp, daß ein Eckhaus wie in der Stadt mit seinen beiden Fronten dem Verlauf der Straßengabelung folgen muß (Abb. 58). Auch besitzen die hier errichteten Gebäude schon durch ihre Kleinheit kein gutes Maßverhältnis zu den großen Gebäuden der Bauerngehöfte auf der anderen Straßenseite. Offenbar hat es in diesen dichtbevölkerten Dörfern an einer vorausschauenden Dorfbauordnung gefehlt. Hätte man rechtzeitig die Bebauung des Angers mit Wohngebäuden untersagt und etwa die Angerhäusler für sich an einem Dorfausgang angesiedelt, so würde heutzutage nicht so vielen dieser Dörfer der Gemeinschaftsraum des Angers fehlen. Mit der zunehmenden Bevölkerungszahl ist im Laufe des 19. Jahrhunderts also vielfach aus dem alten Angerdorf ein zweizeiliges Straßendorf geworden. Das eigentliche Straßendorf, nach Schlenger neben dem Angerdorf die zweite planmäßig gegründete Siedlungsform Ober-



Abb. 58. Gegenbeispiel: Dichte Bebauung des Dorfanfängers in Badenau (Kreis Leobschütz)

schlesiens<sup>1)</sup> aber scheidet für unsere Betrachtung aus, eben weil bei ihm das Dorfinnere keine klare Raumwirkung mehr besitzt und von der baulich-architektonischen Seite her betrachtet keine neuen Gesichtspunkte hinzukommen. Aus älteren Lageplänen einzelner Angerdörfer aber ahnt man, was für hervorragende Voraussetzungen architektonischer Gestaltung hier oft vorhanden waren. Der langgestreckte freie Dorfanger von Alt-Schalkendorf z. B. (Abb. 59) ist mit seiner stetigen Verbreiterung gegen die Kirche hin wahrscheinlich eine dorfbauliche Leistung ersten Ranges gewesen. Die enge Giebelreihung der alten Gehöfte muß durch die Schrägstellung der Straßenwände und ihre hierdurch bedingte perspektivische Verjüngung eine ausgezeichnete Wirkung gehabt haben. Heute ist durch maßstablose Neubauten hier wie in den meisten Dörfern fast alles verdorben.

Eine der ganz wenigen Ausnahmen ist das Dorf Grafen im Oppelner Kreise. Nach mündlicher Überlieferung ist der Hauptteil des Dorfes um die Mitte des 19. Jahrhunderts abgebrannt und einheitlich wieder aufgebaut worden. Dieser Wiederaufbau geschah mit so sicherem künstlerischen Gefühl für das Wesentliche, daß man ihn unwillkürlich um ein Menschenalter früher ansehen möchte, wenn nicht neben der Überlieferung stilistische Einzelheiten dagegen sprächen. Zwar ist heute die räumliche Wirkung des schönen Angers durch die rücksichtslose Führung von Chaussee und Starkstromleitung sehr beeinträchtigt. Aber das eigentlich Dorfbauliche ist doch noch klar zu erkennen: (Abb. 60—62)

Am Eingang des Dorfes treten die Giebel von der gewöhnlichen Straßenbreite auf die erweiterte Breite des Angers staffelförmig zurück. Am Anger stehen die Häuser der drei größten

<sup>1)</sup> Schlenger, H.: „Grundzüge des oberschlesischen Siedlungsbildes“ in „Der Oberschlesier“, 14. Jhg. 1952 Nr. 1; vergl. auch von demselben Verfasser „Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien“, Breslau 1930.

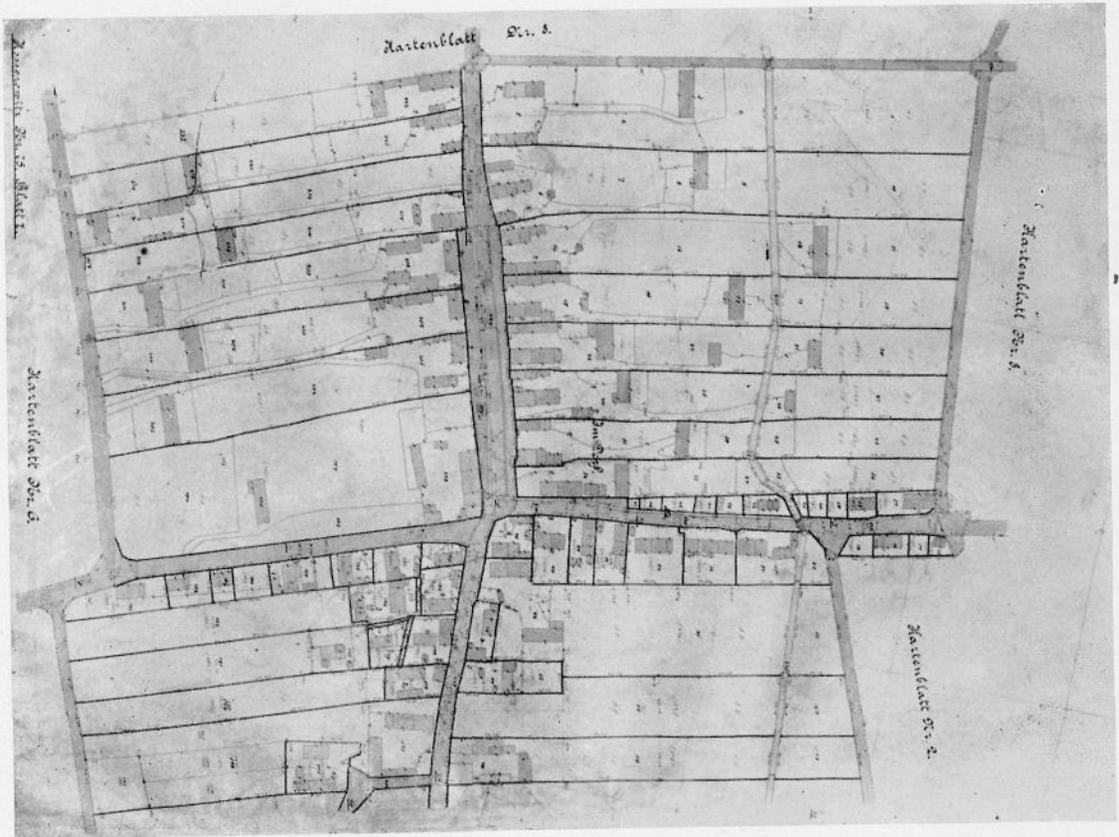
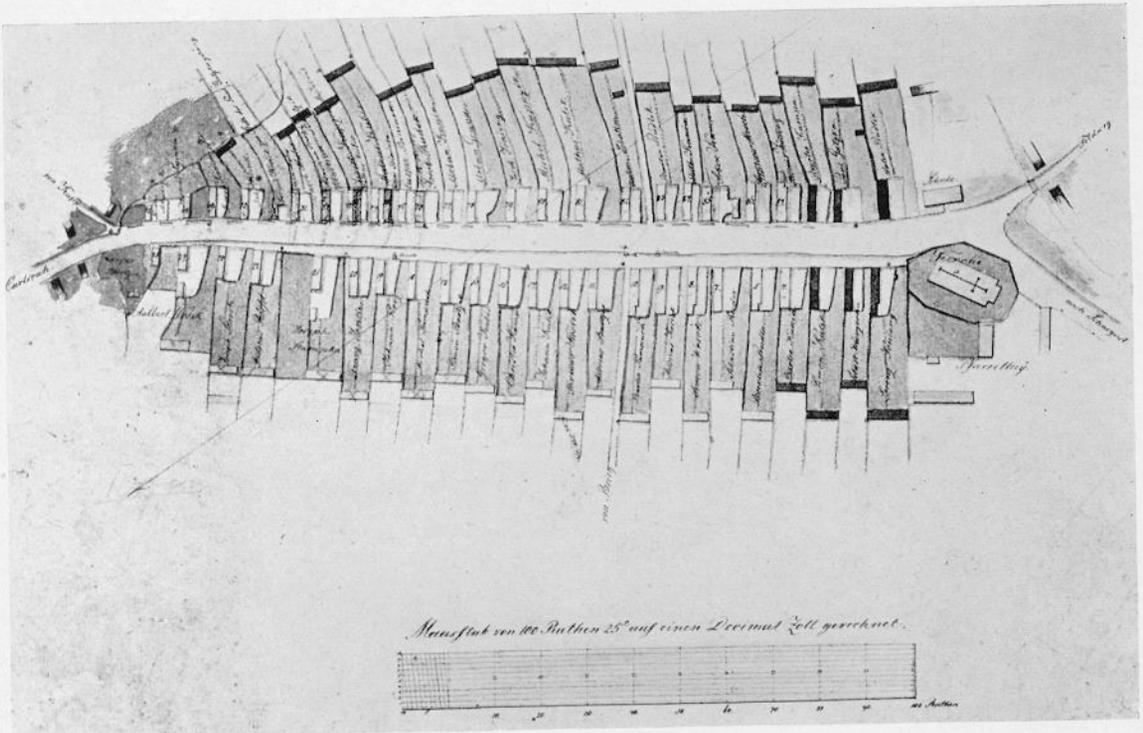


Abb. 59 u. 60. Dorfpläne von Alt-Schalkendorf und Grasen (Kreis Dppeln)



Abb. 61. Dorfanger in Grafen (Kreis Dypeln)



Abb. 62. Die drei großen Gehöfte mit dem Bildstock in Grasfen (Kreis Oppeln), Mitte des 19. Jahrhunderts

Bauern, die durch Traufenstellung und Reihung einem Bildstock als dem architektonischen Mittelpunkt des Dorfes zugeordnet erscheinen. Mit geringfügigen Abwandlungen sind sie einander gleich. Auffallend ist die Abkehr von der Straße, die in der Anordnung der Eingänge und Wohnstuben auf der Hofseite zum Ausdruck kommt. Die hohen Zäune schützen den Hof gegen fremden Einblick; auf ihm, nicht auf der Straße, spielt sich das eigentliche Leben ab!<sup>1)</sup>

Diesen drei größten Wirtschaften gegenüber liegt die lange Gehöftsreihe der kleinen Besitzer. Kein Haus ist dem anderen gleich, jedes hat verschiedene Breite und Höhe; für sich betrachtet sagt es wenig, ist teilweise sogar schlecht. Erst durch die Zusammenfassung kommt die ausgezeichnete Wirkung zustande, die ihren besonderen Reiz durch die Staffelung der letzten Häuser erhält. Diese rechte Seite des Angers zeigt vor allem eins: Bei einer engen Giebelstellung ist die gleiche Richtung aller Dachfirste wichtig, ferner die Gleichheit der Dachwinkel und endlich die Gleichheit der Baustoffe. Das erkennen wir vielleicht am deutlichsten an den schönen Gehöftsgruppen von Bauerwitz und Hohndorf (Abb. 35/36), die, wie wir bereits oben feststellten, aus der besten Zeit, den Jahren um 1800, stammen. Zu den drei Voraussetzungen einer guten Gesamtwirkung sehen wir hier noch eine vierte als Forderung kommen: den einheitlich durchgeführten Maßstab, der sich in den guten Verhältnissen der Teile untereinander, vor allem der Öffnungen zu den Wandflächen, ausdrücken muß. Auch hier zeigt die glückliche Staffelung der einzelnen Gebäude, daß eine einheitliche Bauflucht keineswegs immer erforderlich ist, so wenig wie alle Gebäude die gleiche Höhe und Breite haben müssen. Ihre Verschiedenheit ergibt sich meist aus der alten Gewohnheit, das Ausgedinge schmäler als das eigentliche Wohnhaus zu bauen. Diese Hohndorfer und Bauerwitzer Gehöfte wirken freilich auch mit darum so überzeugend, weil jedes Haus auf seinen Nachbarn Rücksicht nimmt; nirgends ein prozenhaftes Sichvordrängen oder den Nachbarn Übertrumpfenwollen! Daß für die Einheit eines Dorfbildes diese Voraussetzungen die ausschlaggebenden sind, beweisen die enggestellten Gruppen zweistöckiger Bauernhäuser in einzelnen Dörfern des Meißner und Neustädter Kreises, die alle aus dem Beginn der Verfallszeit, also etwa aus den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts stammen. Sie haben infolgedessen ausgesprochen schlechte Proportionen und Profile, sind als Einzelgebilde betrachtet durchaus minderwertig; aber sie erfüllen durch den Rhythmus ihrer Reihung und das Gesetz der Ähnlichkeit die entscheidenden Voraussetzungen und wirken darum in ihrer Gesamtheit beinahe charaktervoll<sup>2)</sup>. An das Grasener Dorfbild, das eins der schönsten in ganz Oberschlesien ist, vermögen sie freilich nicht heranzureichen.

Hieraus aber ergibt sich ein klarer Hinweis auf die Aufgaben unserer Zeit: Will man eine wirkliche Baukultur für das Land zurückgewinnen, so wird man vor allem aus den gegebenen Voraussetzungen der Siedlungs- und Dorfform die Vorschriften einer neuen Dorfbauordnung entwickeln müssen. Diese Voraussetzungen sind beim enggeschlossenen Angerdorf natürlich anderer Art als beim Waldhufendorf, der dritten planmäßigen Siedlungsform Oberschlesiens<sup>3)</sup>.

Das Waldhufendorf findet sich vor allem im Meißner und Neustädter Vorgebirgsland und dann aber auch im entgegengesetzten Teile der Provinz, im Kreise Kreuzburg. Fast immer zieht es sich auf beiden Ufern eines Baches entlang, oft über viele Kilometer durch die ganze Länge der Feldmark. Zuweilen geht es unmerklich in ein Nachbardorf über; so bilden die drei Dörfer

<sup>1)</sup> Diese eigentümliche Abkehr des Wohnteiles von der Straße zeigt gleichfalls ein älteres Giebelhaus in Grasenu im Rosenberger Kreise. Der Dorfstraße ist hier eine fensterlose Wand zugekehrt, hinter der die Ställe liegen; der Wohnteil befindet sich auf der rückwärtigen Giebelseite (Abb. 18).

<sup>2)</sup> Sehr typisch sind z. B. die beiden Dörfer Hermannstein und Oppersdorf.

<sup>3)</sup> Schlenger, H., „Grundzüge des oberschlesischen Siedlungsbildes“, Aufsatz in „Der Oberschlesier“, 1932, Heft 1.



Abb. 63. Bauerngehöfte in Ober-Elguth (Kreis Kreuzburg)

Altewalde, Neuwalde, Ludwigsdorf eine geschlossene Siedlungskette von fast neun Kilometer Länge. Die einzelnen Gehöfte stehen auf ihrem Ackerland, das sich als ein zusammenhängender Streifen senkrecht von der Bachaue bis zur Gemarkungsgrenze erstreckt. Durch die Breite des Ackerstreifens, der ja den gesamten Feldbesitz des einzelnen Bauern umfaßt, hat jeder Hof bequeme Ausdehnungsmöglichkeit und behält dabei noch einen weiten Abstand vom Nachbarn. Eine strenge Reihung der einzelnen Gehöfte ist hier weder erforderlich noch möglich. Bald liegt ein Hof an der Dorfstraße, die am Bach entlang läuft, bald auf dem halben Anberg, bald auf der Höhe des Uferhanges. Die Hoflagen suchen hier die ebenen Flächen, wo sie die mehr oder weniger zerlappten Hänge grade bieten. Jeder Hof bildet eine geschlossene Gebäudegruppe für sich, die sich zwanglos in die umgebende Natur einfügt, jeder ist vom Nachbarn durch große Obst- und Grasgärten geschieden. Der Wohnhausgiebel steht im allgemeinen auch hier senkrecht zur Straße; wo das Gelände aber Schwierigkeiten bot, stellte man das Haus auch gleichlaufend zum Hang. Aus der Stellung der einzelnen Gebäude spricht oft ein sehr feines Empfinden für die Anpassung an die Landschaft (Abb. 64). Feste Regeln lassen sich hier, wo die Umgebung so stark mit spricht, freilich nicht ableiten. Ganz allgemein ist festzustellen, daß in der freien Natur die Massenverteilung von Haus oder Gehöftsgruppe eine erhöhte Bedeutung gewinnt. Die Maßverhältnisse von Dach- und Wandflächen treten allein schon durch den Unterschied der Farben stark in Erscheinung. An Stelle der grauen, bräunlichen und gelblichen Töne der alten Holzbauten, die sich eigentlich jeder Landschaft unauffällig anpassen, sehen wir heute in den „deutschen Dörfern“ den starken Gegensatz zwischen dem Weiß der gekalkten Puckflächen und dem Graublau der Schieferdächer. Aber auch er fügt sich ohne Widerspruch in die Gartenlandschaft dieser Waldhufendörfer.

Am Bachufer und an der Straße stehen hohe Bäume, meist Erlen, Eschen und Eichen. Hier haben sich gewöhnlich auch die Angerhäusler angesiedelt. Bei den weiten Abständen zwischen den großen Gehöften bleibt für ihre kleinen Anwesen genügend Platz, ohne daß die Klarheit des Dorfbildes zerstört wird. Das Dorfbild aber erscheint überall dort als besonders glücklich, wo die alten Holzzäune und geschnittenen Weißdorn- und Buchenhecken noch nicht den häßlichen und körperlos wirkenden Drahtgittern zu weichen brauchten. Holzzaun und Hecke, der Fußweg über den Bach, die den Hang hinaufkletternden Rasenstufen, die Bank vor dem Hause, — Pflaumenbaum, Erle und Eiche gehören hier zu den entscheidenden Gestaltungsmitteln des Dorfbaues!

Welche Bedeutung gerade die Einfriedungen für die äußere Erscheinung ganzer Dörfer gewinnen können, ist vor allem in den Gebieten des Natursteinrohbaus festzustellen. Er entwickelte sich, wie wir oben sahen, aus wirtschaftlichen Gründen erst im Laufe des 19. Jahrhunderts; bezeichnenderweise aber nicht an den Wohnhäusern, die stets verputzt wurden, sondern an Ställen, Scheunen, Hof- und Gartenmauern, also an Bauwerken, die man ihrer ästhetischen Bedeutung nach damals als völlig untergeordnet betrachtete. Um Groß-Strehlitz und Gogolin hat der Kalkstein entscheidenden Einfluß auf die Bauweise der Dörfer gewonnen. Er ist der Baustoff, an den sich jeder hält, weil er hier der gegebene ist. So wird er zum beherrschenden Motiv, dem alles sich unterordnet, und damit entsteht der Eindruck großer Geschlossenheit.

Die oft so reizvolle Wirkung dieser Dorfbilder beruht also einmal auf der einheitlichen Verwendung des Baustoffes und dem Verzicht auf eigenwillige Besonderheiten beim einzelnen Hause und der Einfriedung des Grundstückes. Die Kalksteinmauern machen nicht an den Grundstücksgrenzen halt, sondern setzen sich wie selbstverständlich auch beim Nachbarn fort (Abb. 67—70).

Ferner ist die Linienführung dieser Mauern wichtig. In Klein-Stein etwa schlängelt sich eine schmale Gasse zwischen den Gehöften hindurch. Die Mauern, die sie auf beiden Seiten



Abb. 64 u. 65. Gehöft auf der Höhe in Neuwalde (Kreis Meiße), Anfang des 19. Jahrhunderts  
Mit Bruchsteinmauern eingefasster Grasgarten im Kalksteingebiet, um 1850

begleiten, folgen all ihren Krümmungen in weichen Linien und bringen so durch ihre starke Fassung die geschwungene Form des Weges sehr eindrucksvoll zur Geltung (Abb. 69). In dem schönen Nachbardorfe Grasen erhält dagegen die grade Straße, die an dem hohen Wegekreuz in die weite Ebene führt, durch die gegliederte Mauer erst ihre räumliche Tiefe (Abb. 67). Fast immer wird die gegebene Lage durch die geschickte Anordnung der Mauern wesentlich gesteigert. Diese Wirkungen waren sicherlich von den Erbauern nicht beabsichtigt; sie sind aus einem unbewußten Gefühl heraus geschaffen, das noch in der zusammenhängenden Überlieferung der alten Baukultur verwurzelt ist.

Ein Drittes ist die Farbe. Der frisch gebrochene Kalkstein zeigt hellgelbliche, bräunliche und Ockertöne. Nach wenigen Jahren aber treten diese lebhaften Farben zurück und verwandeln sich in ein graues Gelb oder silbernes Grau, Farbtöne, die aufs schönste mit der umgebenden Natur zusammengehen. Die Natur hat diese alten Mauern gern. In ihren Fugen läßt sie Gräser und Farnkräuter wachsen und auf ihren Oberflächen große Polster von Mauerpfeffer sich ansiedeln.

Endlich ist die Struktur des Mauerwerkes von besonderem Reiz. Der Stein braucht fast gar nicht bearbeitet zu werden, denn er bricht lagerhaft in annähernd rechteckigen Formen, die sich leicht vermauern lassen. Wichtig ist vor allem der gute Wechsel zwischen großen und kleinen Steinen; ein ungefähr gleichstarkes Fugennetz muß die Außenflächen überziehen.

Auch für die Fugenbehandlung hat das gesunde handwerkliche Gefühl der alten Maurer die sinngemäßen Techniken entwickelt. Entweder wird, — und das ist besonders bei den Einfriedungsmauern der Fall, — die Fuge in ihrem rohen Zustande belassen und nur etwa der herausquellende Mörtel abgekrakt. Dann ergibt die Unebenheit des einzelnen Steines gegenüber der etwas zurückspringenden Fuge einen gewissen Schattenschlag, und die Fugen verlaufen in einem zarten Linienspiel über die Fläche. Oder aber die Fugen werden bündig mit den Außenkanten der Steine verstrichen, und dann entsteht eine ausgesprochen flächige Wirkung, denn der einzelne Stein tritt für das Auge stark zurück, da die breit verstrichenen Fugen seinen Umriß verwischen. Beide Techniken haben ihre Reize. Niemals aber kam man in der alten Zeit auf den unglücklichen Gedanken, die Fugen krampfaderartig hervortreten zu lassen, wie man das heute leider an vielen ländlichen Kriegerdenkmälern sieht. Diese Krampfaderfugen sind auch in technischer Hinsicht keineswegs gut, denn sie bieten dem Frost starke Angriffsflächen. In ästhetischer Beziehung aber verderben sie das ganze Gefüge, da durch sie der einzelne Stein viel zu sehr isoliert wird.

Zuweilen aber sind die Abschlußmauern überhaupt nicht in Mörtel aufgemauert, sondern man hat sich begnügt, sie in einfachem Trockenmauerwerk zu schichten; die Mauer hält sich also nur durch ihr eigenes Gewicht. In diesem Falle ist die Fugenwirkung infolge der vielen Hohlräume wieder stärker. Im allgemeinen erhalten die Mauern überhaupt keine besondere Abdeckung. Zuweilen belegt man sie mit Rasenplaggen oder besonders breiten Steinplatten, die an den Kanten überstehen. Selten einmal wird die oberste Steinreihe als eine Art Kollschicht senkrecht gestellt.

In der gleichen Art wird auch der Raseneisenstein verwendet. David Gilly war wohl der erste, der auch ein Gefühl für den hohen ästhetischen Reiz dieses Baustoffes gehabt hat, denn er äußert sich in seiner „Landbaukunst“ höchst anerkennend über die Wirtschaftsgebäude, die der junge Schinkel auf einem märkischen Gut gebaut hat: „Sie haben keinen Kalkbewurf, und erhalten durch die braunrote Farbe des Eisensteins . . . ein so neues, als dem Auge angenehmes Aussehen<sup>1)</sup>.“

Und in der Tat ist der Rohbau mit Raseneisenstein von einer ganz hervorragenden Wirkung. Der einzelne Stein zeigt eine kupferrote, aber auch violette oder dunkel- bis hellbraune Farbe. Von weitem sieht er etwa wie weicher dunkelbrauner Samt aus. Er wird ähnlich wie der Kalk-

<sup>1)</sup> David Gilly: „Landbaukunst“, Berlin 1798, Bd. II, S. 313/14, § 117.



65  
Abb. 66. Kalksteinscheune mit Schindeldach bei der Gaidamühle  
(Kreis Groß-Strehlitz)



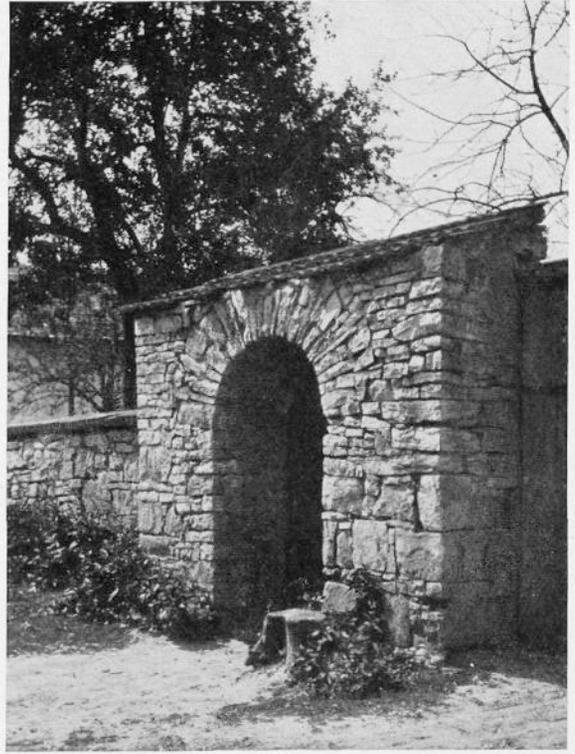
Abb. 67. Kalksteinmauer mit Pfeilervorlagen in Grasfen  
(Kreis Dypeln)



Abb. 68 u. 69. Kalksteinmauern in Klein=Stein (Kreis Groß=Strehliß)



71



70



Abb. 70. Eingangstor zu einem Bauernhof in Erlenbusch (Kreis Groß-Strehlitz)  
 Abb. 71 u. 72. Hofmauern und Scheunen in Hedwigstein (Kreis Rosenberg)

stein in annähernd rechteckigen Platten gebrochen, verlangt also die gleiche Technik des Vermauerns. Im Gegensatz zum Kalksteinmauerwerk wirkt hier aber die weiße Kalkfuge viel stärker. Deshalb tritt sie gegen die Außenflächen der Nachbarsteine etwas zurück, so daß das grelle Weiß der Fugen durch den Schattenschlag gemildert wird. Ein breites Verstreichen der Fuge kommt der großen Helligkeitsunterschiede wegen hier aber nicht in Frage. Man läßt dann lieber den weißen Kalkputz überwiegen, und so bleiben nur die stärker hervortretenden Steine unverputzt.

Der Mittelpunkt dieses Rohbaugebietes ist das Dorf Hedwigstein (Krs. Rosenberg). Hier sind Ställe, Scheunen und Hofeinfriedigungen in Raseneisenstein aufgeführt (Abb. 71/72). Das Lichtbild gibt freilich nur einen schwachen Begriff von der Wirkung in der Natur. Man muß den Zusammenklang des Brauns der Äcker mit dem Braun der ruhigen langgestreckten Gebäude und dem Graugrün ihrer alten bemoosten Strohdächer an einem blauen Vorfrühlingstage gesehen haben, um zu fühlen, wie sehr hier Landschaft und Bauwerk zu einer schönen Einheit geworden sind.

Auch in Hedwigstein stammt wohl die Mehrzahl der alten Raseneisensteinbauten erst aus der Zeit nach 1800, in vielen Fällen sicherlich sogar erst aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, aus einer Zeit also, in der die große Architektur längst zugrunde gegangen war. Das alte handwerkliche Können hat sich hier an diesen bescheidenen Bauten, die als zu gering empfunden wurden, um „architektonisch“ gestaltet zu werden, über die Zeiten des großen Verfalls der Baukunst hinübergerettet. So sind diese ganz einfachen Bauten im Natursteinrohbau neben den alten Leimes die jüngsten Zeugen der erdverbundenen Baukultur Oberschlesiens geworden!



Abb. 73. Brunnenhaus in Buchenhöh (Kreis Groß-Strehlitz)

## Die großen Gutshöfe

Die bauliche Entwicklung der großen Gutshöfe kann nur aus der Kenntnis der Landwirtschaftsgeschichte im 18. Jahrhundert verstanden werden. Für sie ist hier nur ein gedrängter Überblick möglich; im einzelnen muß auf die Fachliteratur verwiesen werden<sup>1)</sup>.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Zeit des Überganges von der rein empirischen zur rationellen Landwirtschaft in Deutschland<sup>2)</sup>. Ein großer Teil der oberschlesischen Landwirtschaft befand sich damals freilich noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe und war in seiner Entwicklung gegenüber anderen Gebieten des Ostens stark zurückgeblieben. Vor allem in den ausgedehnten Waldgebieten rechts der Oder mit ihren leichten Böden hatten sich sehr primitive Wirtschaftsformen lange gehalten. Die großen Güter hatten nur verhältnismäßig wenig Land unter dem Pfluge. Der Überschuß für den Verkauf war gering, in der Hauptsache wurde nur für den eigenen Verbrauch erzeugt und die übrigen Lebensbedürfnisse größtenteils durch die ausgedehnte Hauswirtschaft des Gutes befriedigt.

Durch den Siebenjährigen Krieg waren die meisten Güter arg heruntergekommen. Als Folge ergab sich eine beträchtliche Schuldenlast, deren hohe Zinsen bei niedrigen Getreidepreisen zahlreiche Güter zur Zwangsversteigerung brachte. Hier griff Friedrich der Große ein. Man kennt ja sein Urteil über die alten Familien des preussischen Kleinadels: „Ihre Söhne sind es, die das Land defendieren, davon die Kasse so gut ist, daß sie auf alle Weise meritirt, konservirt zu werden.“ Die rettende Maßnahme des Königs war die Errichtung der „Schlesischen Landschaft“ im Jahre 1770. In den verkäuflichen Pfandbriefen dieses genossenschaftlichen Kreditinstitutes haftete der gesamte Großgrundbesitz für das einzelne Gut und verschaffte ihm damit den erforderlichen Kredit zu erschwinglichen Zinsen.

Doch hiermit war eine grundlegende Umstellung der bisherigen Wirtschaftsführung verbunden. Um auch nur eine bescheidene Zinsenlast aufbringen zu können, mußten die Erträge wesentlich gesteigert werden. Zwei Wege waren hier denkbar: bessere Ausnutzung des Bodens durch modernere Betriebsformen und Vergrößerung der nutzbaren Flächen. Beide Wege wurden mit rücksichtsloser Tatkraft vom Großgrundbesitz beschritten.

Zunächst setzte sich auch in den rückständigen Teilen des Landes die Dreifelderwirtschaft allgemein durch. Allmählich lernte man auch, die ganze Ackerflur jährlich zu bestellen und damit die Brache zu überwinden. An ihre Stelle traten der anfangs so mißliebige Kartoffelbau und die „artificiellen Wiesen“, für die sich beide der König vor allem auf den Domänen eifrig einsetzte. Kartoffeln und Grünfutter gestatteten den Übergang zur Stallfütterung, die durch die Verbesserung natürlicher Wiesen weiter erleichtert wurde. Mit der Einführung der Stallfütterung war jetzt die Waldhutung<sup>3)</sup>, dieses Haupthindernis einer geregelten Forstwirtschaft, überflüssig geworden. Also konnte man darangehen, auch den Wald nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten aufzubauen. Bisher hatte er nur geringe Erträge geliefert; das Holz war fast wertlos. Mit der

<sup>1)</sup> Hier ist vor allem Th. Frhr. v. d. Goltz mit seiner „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ zu nennen. Meine Darstellung der oberschlesischen Verhältnisse folgt im wesentlichen dem Werk von J. Ziekursch, „Hundert Jahre schlesischer Agrargeschichte, vom Hubertusbürger Frieden bis zum Abschluß der Bauernbefreiung“, Breslau 1927. In wichtigen Punkten vermag ich mich jedoch dem Verfasser nicht anzuschließen. Sein glänzend geschriebenes Buch ist mit Vorsicht zu benutzen, weil es die Unvertrautheit des Stadtmenschen mit ländlichen Verhältnissen überall erkennen läßt. Er versteht zwar die alten Akten vortrefflich zu benutzen, weiß aber wenig vom Zusammenhang zwischen Mensch und Erde und kommt deshalb trotz aller Gelehrsamkeit oft zu völlig falschen Schlussfolgerungen.

<sup>2)</sup> v. d. Goltz a. a. O. I, S. 319.

<sup>3)</sup> Das Hüten des Viehes im Walde.

Zunahme der Bevölkerung und dem wachsenden Holzbedarf der Industrie aber stiegen die Holzpreise, und so begann man jetzt den Laubwald, vor allem die Eichen- und Buchenbestände, zurückzudrängen und durch den systematischen Anbau von Kiefern und Fichten größere Holz mengen in geregelterm Umtrieb zu erzeugen. Bei den schlechten Beförderungsmöglichkeiten lag es nun nahe, wenigstens einen Teil des Holzes in eigenen Betrieben zu verwerten. Wo sich also in den Wäldern Raseneisenerze fanden und Wasserkraft zur Verfügung stand, wurden vom Großgrundbesitz Hochöfen und Frischfeuer errichtet und das Holz zur Kohle verweilert. Auch wo es sonst die Verhältnisse irgend gestatteten, suchte man die Zahl der Gewerbebetriebe zu vermehren. Im Walde selbst konnten Pottaschefiedereien und Teererschweelereien errichtet werden. An Bächen und Stau teichen ließen sich Papier- und Ölmühlen erbauen; wo sich brauchbarer Lehm fand, wurden Ziegeleien angelegt, und in den Kalksteingebieten wuchsen allmählich die hohen Kalköfen empor, die noch heute der Landschaft um Gogolin ihr charakteristisches Gepräge verleihen.

Der Übergang zur Stallfütterung aber befreite nicht nur den Wald von den Schäden der Hutung, sondern schuf vor allem die Voraussetzung für eine wesentliche Steigerung der Düngererzeugung, die notwendig war, wenn man die Ackerflur vergrößern und damit auch den zweiten Weg zur Hebung des Gesamtertrages beschreiten wollte. Und in der Tat ist ein gewaltiges Anwachsen des Landes unter dem Pfluge in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch für die landwirtschaftlichen Großbetriebe Oberschlesiens bezeichnend. Diese gewonnenen Flächen sind — und das muß betont werden — zum ganz überwiegenden Teil Rodungsland. In kleinerem Umfang ist gelegentlich trotz des friderizianischen Bauernschutzes auch Bauernland zum Herrschaftsacker geschlagen worden. Eine Tabelle aus dem alten Bentheuer Kreise vom Jahre 1799<sup>1)</sup> zeigt, daß seit 1743 die Aussaat im Durchschnitt um mehr als 40 % gestiegen ist; die Feldmark hat sich in diesen sechzig Jahren hier vielfach verdoppelt, ja verdreifacht, und entsprechend stiegen ihre Erträge. Die vermehrte Arbeit konnten die untertänigen Bauern nur zum Teil bewältigen. Daher siedelte der Großgrundbesitz mit und ohne königliche Unterstützung zahlreiche Kolonisten an, um die fehlenden Arbeitskräfte für Industrie, Land- und Forstwirtschaft zu gewinnen. Er hat gerade in Oberschlesien eine besonders umfangreiche Kolonisationstätigkeit entfaltet (vgl. Kap.V).

Diese gewaltige Entwicklung der Landwirtschaft war im wesentlichen das Verdienst des Großgrundbesitzes. Von ihm ist im deutschen Osten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis in die neueste Zeit fast jeder landwirtschaftliche Fortschritt ausgegangen<sup>2)</sup>. Mit diesem wirtschaftlichen Aufstieg erhob sich auch das landwirtschaftliche Bauwesen der großen Güter zu einer bedeutenden technischen und künstlerischen Höhe.

Erwägt man nun die Ursachen dieses Aufschwunges, so ist zunächst die Lebendstüchtigkeit des Großgrundbesitzes zu nennen, der in seiner Mehrheit auch unter schwierigsten Verhältnissen nicht verfiel. Trotz starker Verschuldung und großer Zinsenlast mußte der ererbte Besitz unter allen Umständen erhalten werden. Gerade wirtschaftliche Schwierigkeiten entwickeln oft eine besondere Tatkraft, die weder auf andere noch auf den Betreffenden selbst sonderlich Rücksicht nimmt<sup>3)</sup>, und für ihre Ausbildung war der lange Krieg eine gute Schule gewesen. Daß die

<sup>1)</sup> Zickursch a. a. D., S. 28—30.

<sup>2)</sup> Ich empfehle dem, der an diesem Satze Anstoß nimmt, außer in der eigentlichen Fachliteratur doch einmal auch in den „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ den Abschnitt „Bauer und Großgrundbesitzer“ (II, S. 829—832) aufmerksam nachzulesen. H. St. Chamberlain, der hier gewiß als Unparteiischer gelten darf, läßt bei aller Schärfe seines Urteiles den sehr bedeutenden wirtschaftlichen Leistungen des Großgrundbesitzes volle Gerechtigkeit widerfahren.

<sup>3)</sup> Die wirtschaftlichen Erfolge der Magnaten sind keineswegs darauf zurückzuführen, daß diese „sich gern die Zeit mit ihrer Güterverwaltung vertrieben“ und auch die katholischen Großgrundbesitzer, die sich vom Staats- oder Militärdienst zurückzogen oder von ihm ausgeschlossen wurden, dürften kaum „durch die gähnende Leere eines un-

Behauptung des Besitzes im allgemeinen nicht nur gelang, sondern Umfang und Ertrag der Betriebe sogar wesentlich gesteigert werden konnten, lag freilich zum guten Teil auch in der günstigen wirtschaftlichen Entwicklung begründet. Die Getreidepreise waren in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts stark gestiegen, weil sich in Schlessien die Bevölkerung fast verdoppelt hatte und gleichzeitig das Getreide in großen Mengen, vor allem nach England, ausgeführt wurde. Endlich darf das Streben nach Formen höherer Kultur nicht vergessen werden, um die sich der Adel bemühte. Alle diese Bibliotheken, Sammlungen und kleinen Theater kosteten Geld wie die neuen Herrenhäuser, die damals gebaut wurden. Die tieferen Gründe aber liegen doch im Wesen der Zeit:

Durch den Dreißigjährigen Krieg hatte sich der Streit über die religiösen Fragen im wesentlichen erledigt. Dinge des Diesseits beschäftigten jetzt die Geister. An die Stelle des Glaubens war die „Vernunft“ getreten; mit ihr kamen Aufklärung und Streben nach Bildung. Sind die Naturalienkabinette, die um diese Zeit in zahlreichen Gutshäusern angelegt wurden, nicht doch mehr als nur eine modische Sammlung von Kuriositäten? Warum erscheint plötzlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine umfangreiche Literatur über das ländliche Bauwesen, mit dem sich die Fachleute theoretisch bisher nur wenig beschäftigt hatten? „Pfeile seindt nicht zu bauen, sondern Schaaf Ställe und Wirtschaftsgebäude“, sagt Friedrich der Große einmal und nennt damit die Aufgaben, nach denen die Baugesinnung einer neuen Zeit verlangt und um deren Lösung sich mit die besten Kräfte bemühen. In den gleichen Jahrzehnten nimmt auch die landwirtschaftliche Literatur stark an Umfang zu<sup>1)</sup> und wandelt sich vor allem grundlegend in ihrem Charakter. Im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschte die sogenannte Hausväterliteratur. Ihre Urheber faßten den landwirtschaftlichen Betrieb als eine erweiterte Haushaltung auf, die unter der Leitung des „Hausvaters“ und der „Hausmutter“ standen. Während der Geist dieser Schriften durch den Gedanken des Familienlebens bestimmt wird, an dem auch die Knechte, Mägde und sonstigen Dienstpflichtigen teilnehmen, ist das landwirtschaftliche Schrifttum des späteren 18. Jahrhunderts durch den Gedanken des Reinertrages geleitet<sup>2)</sup>. Es ist wohl kaum ein Zufall, daß die beiden großen grundlegenden Werke der modernen Landwirtschaft und des ländlichen Bauwesens fast gleichzeitig erscheinen. 1797 veröffentlicht Albrecht Thaer den ersten Teil seiner „Englischen Landwirtschaft“ und im folgenden Jahre gibt David Gilly den ersten Band seiner „Landbaukunst“ heraus, die für uns Baumeister der Gegenwart in vieler Beziehung noch unübertroffen ist.

Die Überwindung der Brache, die Urbarmachung und Besiedlung des Landes, die Gründung von Hochöfen und Eisenhämmer, der Bau neuer Vorwerke, Dörfer und Schulen sind letzten Endes nur Ausdrucksformen der gleichen Gesinnung: des faustischen Willens zur Macht über die Dinge dieser Erde!

Es ist die große Tragik dieser Entwicklung, daß der Bauer, wenigstens in den Gebieten rechts der Oder, an ihr nicht nur keinen Anteil hatte, sondern daß gerade durch sie seine Lasten vermehrt

beschäftigten Daseins von selbst angetrieben worden sein, sich um ihre Gutswirtschaft zu kümmern“. Derartige Behauptungen, wie sie Ziefersch aufstellt (a. a. O. S. 11) sind nicht nur im Ausdruck völlig verfehlt. Spielerei und Langeweile bilden keine Erklärungen für gewaltige wirtschaftliche Erfolge!

<sup>1)</sup> „Es wird seit einigen Jahren in Schlessien über alle Gegenstände des Landbaus gedacht, geschrieben und gelernt“, (v. Kloeber) „Von Schlessien vor und seit dem Jahr 1740“, II, S. 282/83.

Für die Literatur über das ländliche Bauwesen um 1800 verweise ich auf die gründliche Zusammenstellung bei W. Kubn: „Friederizianische Kleinsiedlungen“, München 1917; für die landwirtschaftliche Literatur auf M. Günz: „Handbuch der landwirtschaftlichen Literatur“ I—III, Leipzig 1897.

<sup>2)</sup> Vgl. v. d. Goltz a. a. O., Bd. I, S. 299, der teilweise hier nach Koscher zitiert.



Abb. 74. Ehemalige Strotholzkirche als Speicher auf dem Gutshof Gräfenstein (Kreis Cosel) neu aufgebaut

wurden. Die tiefe Zwangsläufigkeit dieser Zusammenhänge schildert 1804 ein Kenner der Verhältnisse, der Justizrat Schäffer aus Plesß mit großer Unparteilichkeit<sup>1)</sup>: „Die Meinung jedoch glaube ich ohne Bedenken äußern zu dürfen, daß der Bauernstand iho schlimmer daran sey als vordem . . . Seine goldenen Zeiten scheinen, besonders aber in Oberschlesien, vorüber und das eiserne Zeitalter eingetreten zu seyn . . . Ich glaube, daß das Übel, welches ihn iho so danieder drückt, nichts mehr oder weniger sei als die Wohlfahrt fürs Ganze, der dermalige Flor des Landes und dessen vermehrte ökonomische Kultur, Veredlung des Bodens, und die dadurch gegen vorige Zeiten vermehrte Population. Denn was den adeligen Stand hebt, vermindert die Kräfte des Untertans. Der enorm erhöhte Preis der Lebensmittel, der Verlust des größten Theils der vom Unterthan bisher usurpirten Genüsse nebst der durch die vermehrte Landeskultur ist nothwendig gewordenen genauen Abforderung aller Dienste hat den Nahrungsstand und die Möglichkeit der Subsistenz für ihn und seine Familie vermindert, ohne daß eigentlich die Herrschaften nötig haben mehr als er zu leisten schuldig ist zu fordern. Denn man blicke nur etwa 40 Jahre auf die Bewirtschaftung der adligen Güter in Oberschlesien zurück. Der Besitzer wirthschaftete nach der Weise seiner Väter, er kannte wenig Bedürfnisse, und Luxus war ihm ganz fremd. Soviel als er brauchte und verzehrte, lieferte ihm ohne viel Anstrengung sein Gut, und mehr noch als er bedurfte, da die Güter in Oberschlesien mit vielen Regalien versehen sind . . . Konnte der Unterthan nun nicht in dieser Lage, da der

<sup>1)</sup> Schäffer, R. F. L.: „Einige noch unbebaute Bruchstücke zum Robotwesen in Schlesien und besonders in Oberschlesien“, Ratibor 1804, S. 15, 17, 31–36.

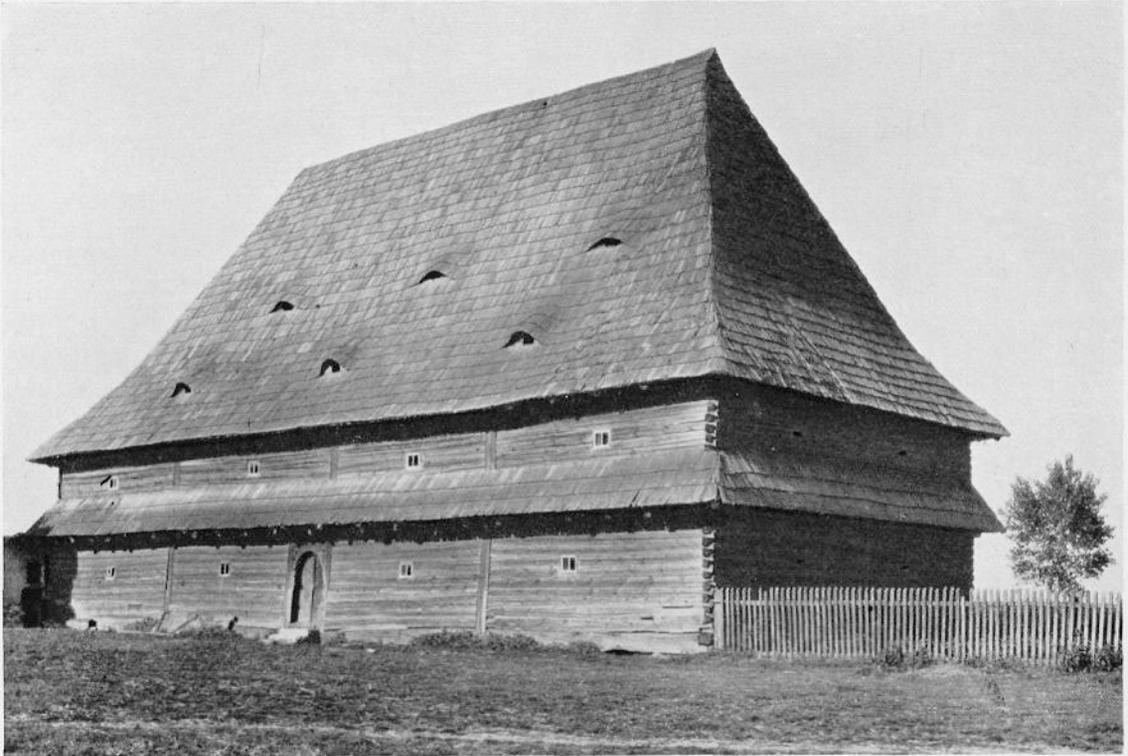


Abb. 75. Dominialspeicher in Neumannshöh (Kreis Cosel). Abgeriffen

Dienste mehr waren als der Herr brauchte, spielend den kleinen urbaren herrschaftlichen Acker bestellen? . . . Nach und nach aber belebt der Geist besserer Wirthschaft und Landeskultur die adligen Gutsbesitzer in Oberschlesien! . . . Alle diese neuen Anlagen und Erweiterungen der Kultur hat nun noch dazu der Unterthan zu seinem Nachtheile bewirken müssen. Statt der vormaligen Nachsicht in Erigirung der Hofdienste tritt ißt Strenge ein und muß eintreten, weil sonst die meist ohne Verhältniß zu der Zahl der Fahrdienste erweiterte Wirthschaft leiden, wo nicht gar nicht stehn bleiben müßte. Der Unterthan kann also nunmehr wie sonst keine Nachsicht, noch weniger einen Erlaß seiner schuldigen Dienste erwarten . . . Um so weniger hat er Zeit seine Wirthschaft zu verbessern . . . Aber die Landeskultur steigt noch täglich.

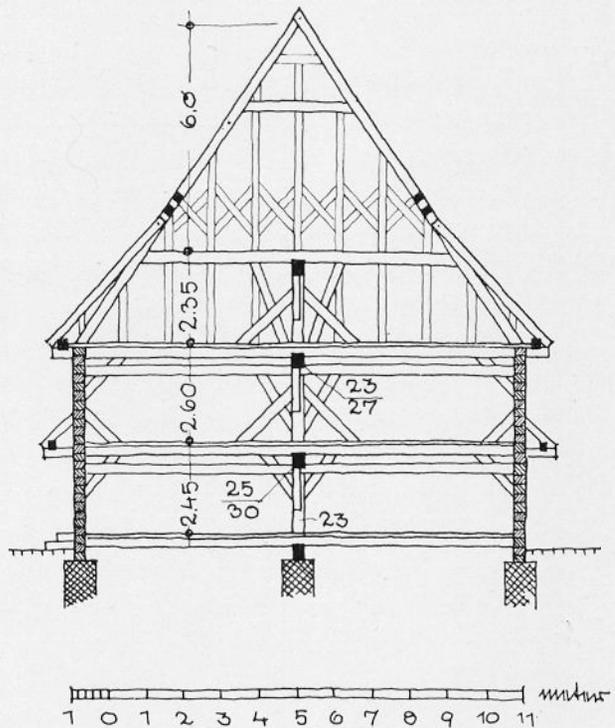


Abb. 75 a. Querschnitt dieses Speichers



Abb. 76. Einfahrt zum Gutshof in Niklasfähre (Kreis Falkenberg). Mitte des 18. Jahrhunderts

Vey dieser Erweiterung steigt die Arbeit des Landbewohners immer höher, indeß sich seine Kräfte dazu mindern.“

Schlimm wirkte sich ferner auch für die Bauern die Tatsache aus, daß mit der zunehmenden Bedeutung der Geldwirtschaft Grund und Boden beweglich und damit zum Objekte rücksichtsloser Geldgeschäfte wurden. In dieser Frühzeit des Kapitalismus brach eine üble Schieber- und Gründerwirtschaft an. „In Schlesien wird mit Gütern wie mit Pferden gehandelt“, schreibt der Domänenrat v. Kloeber 1783<sup>1)</sup>. Der schnelle Besitzwechsel mußte das alte patriarchalische Verhältnis zwischen Herrn und Bauer erschüttern, das im Laufe von Generationen erwachsen war und bisher geherrscht hatte. Es beruhte damals wie heute mit seinen Pflichten und Rechten auf der Grundlage gegenseitiger Treue, aber nicht „auf der überaus schwierigen Verkäuflichkeit der großen Güter“, wie das Ziekursch<sup>2)</sup> behauptet. Unter den neuen Grundherren gab es manche, die sich herzlich wenig um die Pflichten gegen ihre Untertanen kümmerten. Der typische Güterschlächter kaufte ein Gut, plünderte Vorräte und Viehstand und schlug den Wald. Besonders die rücksichtslose Abholzung der alten Eichenbestände war beliebt<sup>3)</sup>, weil damals, zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges in Frankreich und England eine starke Nachfrage nach Eichenholz für den Schiffsbau herrschte. Hinterher wurde das verwüstete Gut dann so schnell wie möglich verkauft. Daß diese Art von Besitzern auch für die Unterhaltung ihrer Gebäude nichts tat, versteht sich von selbst.

<sup>1)</sup> v. Kloeber a. a. D., II, S. 329.

<sup>2)</sup> Ziekursch a. a. D., S. 10.

<sup>3)</sup> v. Kloeber a. a. D., II, S. 330.



Abb. 77. Ecke des Gutshofes in Schreibersdorf (Kreis Neustadt); um 1850

Schon während des langen Krieges waren Haus und Hof, auch auf den besser bewirtschafteten Gütern, in einen schlimmen Verfall geraten, da niemand für die notwendigen Ausbesserungen sorgte. Ein zeitgenössischer Bericht über den heruntergekommenen Zustand des Rittergutes Grunruh im Rosenberger Kreise mag wohl auf viele Höfe des Landes rechts der Oder zutreffen<sup>1)</sup>: „Den Schloßplatz bedeckten Lehm- und Kalkgruben, Steinhäufen und verfaultes Bauholz, ihn trennte ein starker Holzzaun vom Gutshof; diesen umschlossen ein nur zur Hälfte bedachtes Brauhaus, ein schiefstehender Schüttboden, Scheunen mit Holzdächern (Schindeln), deren Löcher mit Lumpen und Strohballen zugestopft waren, endlich ein ziemlich gut gedeckter Kuhstall, der dafür aber nur eine einzige Kuh barg, da die andern, 29 an der Zahl, vor langer Zeit an der Staupe (?) eingegangen waren. Infolgedessen waren auch die Felder nicht gedüngt worden . . .“

Von den Pferdeställen ist in diesem Bericht nicht die Rede. Bisher hatten die dienstpflichtigen Bauern die Anspannung gestellt; erst mit dem Anwachsen der Feldmark schafften sich die großen Güter eigene Ackerpferde an. Für sie mußte jetzt Unterkunft geschaffen werden. Bei den wesentlich höheren Erträgen genügten auch Speicher, Ställe und Scheunen dem größeren Raumbedarf nicht mehr; die Höfe waren zu eng geworden. Gebäudeverfall, höhere Ernten und gute Getreidepreise aber zogen fast zwangsläufig eine starke Bautätigkeit nach sich. Aus dieser Zeit also stammen fast ausschließlich die ältesten Hofgebäude, die uns noch erhalten geblieben sind. Wie groß gegen Ende des Jahrhunderts die Bautätigkeit auf dem Lande war, zeigt eine Zusammenstellung von 1795<sup>2)</sup>, nach der es in allen schlesischen Städten zusammen nur 329 Maurermeister, 291 Zimmerleute, 91 Ziegelstreicher und 13 Schindelmacher gab, während auf dem Lande 1384 Maurer-

<sup>1)</sup> Ziekursch a. a. D., S. 18.

<sup>2)</sup> Ziekursch a. a. D., S. 43, zitiert nach Zimmermann, Beiträge, Bd. XII, S. 319 ff.

meister, 1506 Zimmerleute, 308 Ziegelstreicher und 211 Schindelmacher saßen. Aus der hohen Zahl der Zimmerleute und Schindelmacher sieht man, daß um diese Zeit der reine Holzbau auf dem Lande noch bevorzugt wurde. Er war ja auch wesentlich billiger als der Maffivbau. Den Hauptbaustoff hatte man im eigenen Walde sozusagen umsonst. Wo der Holzbau üblich war, ließ sich eine Erweiterung des Hofes auch verhältnismäßig leicht durch das Versetzen einzelner Gebäude erreichen. Als beispielsweise eines Tages in Gräfenstein im Kreise Cosel ein neuer Speicher gebraucht wurde, riß man die alte Schrothholzkirche eines Nachbardorfes, die vermutlich zu klein geworden war, ab und baute sie mit einer eingezogenen Balkenlage und den notwendigen Unterzügen und Stützen auf dem Gutshofe als Speicher wieder auf (Abb. 74).

Aber auch der Maffivbau stellte sich nicht allzu teuer. Die erforderlichen Ziegel ließen sich in behelfsmäßigen Feldbrandöfen herstellen, und in den Kalkstein- und Rafeneisensteingebieten galt auch der Naturstein als ein willkommener Baustoff. Die Handwerkerlöhne waren verhältnismäßig gering, und die Arbeitskräfte der Untertanen standen weitgehend zur Verfügung, denn die Bauern waren für alle Bauten der großen Güter zu Hand- und Spanndiensten teils unentgeltlich teils gegen geringe Entlohnung verpflichtet.

Weil das Bauen also billig war, konnten um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert ganze Gutshöfe völlig neu entstehen. In ihrer ursprünglichen Gestalt sind sie freilich nirgends mehr erhalten. Die Fortschritte der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert, vor allem der Maschinenbetrieb und die veränderten Anschauungen über Stallhygiene, sowie endlich auch die natürliche Baufälligkeits haben keinen Gutshof unverändert gelassen; keiner zeigt heute mehr vollkommen die schöne Einheitlichkeit der alten Planung, die oft nur noch aus der Gesamtanordnung der Gebäude zu erkennen ist.

Aber gerade aus dem Geist der Planung geht die Überlegenheit der alten Baukultur über unser heutiges landwirtschaftliches Bauwesen besonders deutlich hervor. Während bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein die Höfe in Oberschlesien wohl nur nach rein wirtschaftlich-praktischen Gesichtspunkten angelegt wurden, macht sich in den folgenden Jahrzehnten unter den Einflüssen der höheren Kultur, zu der der Adel gelangt war, das Streben bemerkbar, den neuen Hof auch mit nach architektonisch-künstlerischen Gesichtspunkten zu bauen. Natürlich war dieses Streben nicht überall vorhanden. Mancher Krautjunker hatte wenig Sinn für Dinge, die über dem platten Nützlichkeitsstandpunkt lagen. Oft bot auch das Gelände unüberwindliche Schwierigkeiten oder vorhandene Straßen oder Gebäude mußten berücksichtigt werden. Entscheidend aber ist doch, daß die Menschen damals in viel stärkerem Maße architektonisch empfanden, als das heutzutage der Fall ist. Auch hatte man Ende des Jahrhunderts unter den Landbaumeistern die Kräfte, die mit den architektonischen Anschauungen der Zeit vertraut waren und künstlerische Fähigkeiten besaßen. Nun ist es in Oberschlesien freilich nirgends zu so großartigen Gesamtplanungen wie etwa in Mecklenburg gekommen, wo Dorf und Gutshof bisweilen nach einem einheitlichen architektonischen Grundgedanken „modo geometrico“ aufgebaut sind. Derartige Fälle sind aber wohl auch in Mecklenburg eine schöne Ausnahme geblieben, denn durch die historische Entwicklung aus kleinen Anfängen innerhalb des Dorfes war die Lage der Gutshöfe meist unwiderzuecklich festgelegt. Die oft großen Reize, die sich hier ergeben, beruhen also ähnlich wie bei der mittelalterlichen Stadt mehr auf der malerischen Schönheit des organisch Gewachsenen als auf der architektonischen Wirkung einer bewußten Planung. Also nur für den Hof als solchen konnte eine geschlossene Einheit erstrebt werden.

Die Grundformen dieser Höfe sind wie alle wirklichen Baugedanken sehr einfach. Die Wirtschaftsgebäude umschließen etwa den rechteckigen Hof von drei Seiten und die vierte nimmt



Abb. 78 u. 79. Die Gutshöfe in Rautke (Kreis Falkenberg) und Groß-Karlshöh (Kreis Grottkau).  
Erste Hälfte und Mitte des 19. Jahrhunderts

dann das Gutshaus ein; oder — und das ist der weitaus häufigere Fall — das Gutshaus wird von der Hoffront hinter einen Vorgarten zurückgerückt und durch diesen die Auffahrt gelegt. Immer aber steht das Gutshaus in direkter Achsenbeziehung zum Hof. Die architektonisch empfindende Zeit des 18. Jahrhunderts hat es stets als Mittelpunkt der ganzen Anlage betrachtet. „Haus und Hof“ waren auch im architektonischen Sinne eine höhere Einheit. Erst das 19. Jahrhundert brachte hier mit seinen veränderten Anschauungen den Verfall. In Niklasfahre ist diese Einheit besonders klar zum Ausdruck gekommen: hinter einem Vorgarten liegt das Gutshaus, mit seiner Längsfront dem Hofe zugeteilt. Als Abschluß gegen diesen hat man in der Mittelachse des Hauses eine Kapelle errichtet, die sich nach beiden Seiten hin in einer geschwungenen Mauer mit Blendnischen fortsetzt. Gleichzeitig aber steht diese Kapelle mit ihren Seitenfronten im Blickfeld der Hofeinfahrt und bildet so trotz ihrer geringen Größe einen architektonischen Mittelpunkt (Abb. 76).

Unter den einzelnen Hofgebäuden gab man oft dem Speicher eine bevorzugte Lage. Er beherbergte die wertvolle Ernte, und so trennte man ihn der größeren Feuersicherheit wegen gern von Ställen und Scheunen und errichtete ihn in der Mitte des Hofes, der so in einen vorderen und hinteren Hof unterteilt wurde. Durch die Ausdehnung der Wirtschaft ist es in vielen Fällen aber auch sonst zu einem zweiten Hof gekommen, der hinter dem Haupthof liegt oder seitlich von ihm, so daß die ganze Anlage dann ein doppeltes Rechteck bildet. Es hat nun den Anschein, als ob bei manchen Höfen ursprünglich die Wirtschaftsgebäude auf allen drei Seiten unter einem fortlaufenden Dach vereinigt waren, also eine geschlossene U-Form bildeten. Für die geschlossene Hofanlage, die sich noch auf alten Lageplänen des kurmärkischen und pommerischen Amtsbauwesens nachweisen läßt<sup>1)</sup>, setzen sich aus künstlerischen Gründen manche Architekturtheoretiker der Zeit ein. In Oberschlesien finden wir diese geschlossene Winkellösung noch in einer Hofecke des Vorwerkes Nieder-Birken bei Groß-Strehlitz, dessen Gebäude etwa aus der Zeit um 1800 stammen; und dann sogar noch ein halbes Jahrhundert später auf dem Gutshofe in Schreibersdorf (Abb. 77). Durch die klare Ausbildung der Ecke und das großzügig durchgeführte Motiv der Blendarkaden, das sich folgerichtig aus den konstruktiv notwendigen Pfeilervorlagen für die Gurtbögen der böhmischen Kappengewölbe im Innern ergibt, ist hier ein besonders reizvolles Hofbild entstanden. Die Vorzüge einer zusammenhängenden Anlage sind klar: gute Übersichtlichkeit, Schutz gegen Windanfall, Diebstahl und Einbruch, Ersparnis von Siebeln und Abschlußmauern. Dieses Herumführen von Firnen und Gesimsen in gleicher Höhe war freilich nur auf völlig ebenem Gelände möglich; Dachkehlen erforderten zudem auf die Dauer hohe Unterhaltungskosten. Beides mochte vielleicht noch hingehen; der Hauptnachteil aber lag in der Brandgefahr; denn wenn ein Feuer entstand, war aller Wahrscheinlichkeit nach der ganze Hof verloren. Vor allem für den reinen Holzbau erschien diese Lösung bedenklich, und so hat man in Oberschlesien wohl die gefonderte Stellung der Gebäude bevorzugt. Was für ausgezeichnete Lösungen hier möglich waren, mögen uns die beiden Gutshöfe von Kautke und Stefansfeld im Falkenberger Kreise zeigen, die beide aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen und zu den ganz wenigen Anlagen gehören, die in ihrer Gesamterscheinung noch einigermaßen den Charakter ihrer Erbauungszeit bewahrt haben.

Der Hof in Kautke<sup>2)</sup> (Abb. 78) besitzt die übliche Grundform, das langgestreckte Rechteck. Ein besonderes Gutshaus fehlt hier; also stellte man auf die vierte Seite die schöne gestaffelte

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. in meiner „Baugeschichte des Oderbruches“ den Lageplan des Kalkhofes beim Amte Wollup, Tafel 35, Abb. 124. Diese architektonisch oft ganz ausgezeichneten Entwürfe des alten Amtsbauwesens sollen in der bereits eingangs erwähnten Arbeit über „Das ländliche Bauwesen des deutschen Ostens vom Ausgang des 18. Jahrhunderts . . .“ eingehend behandelt werden.

<sup>2)</sup> Der Hof in Kautke ist nach der Auffiedlung des Gutes inzwischen völlig verunstaltet worden.



Abb. 80. Der Carolinenhof (Kreis Neustadt). Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts



Abb. 81. Gut Schwesterwitz (Kreis Neustadt). Mitte des 19. Jahrhunderts

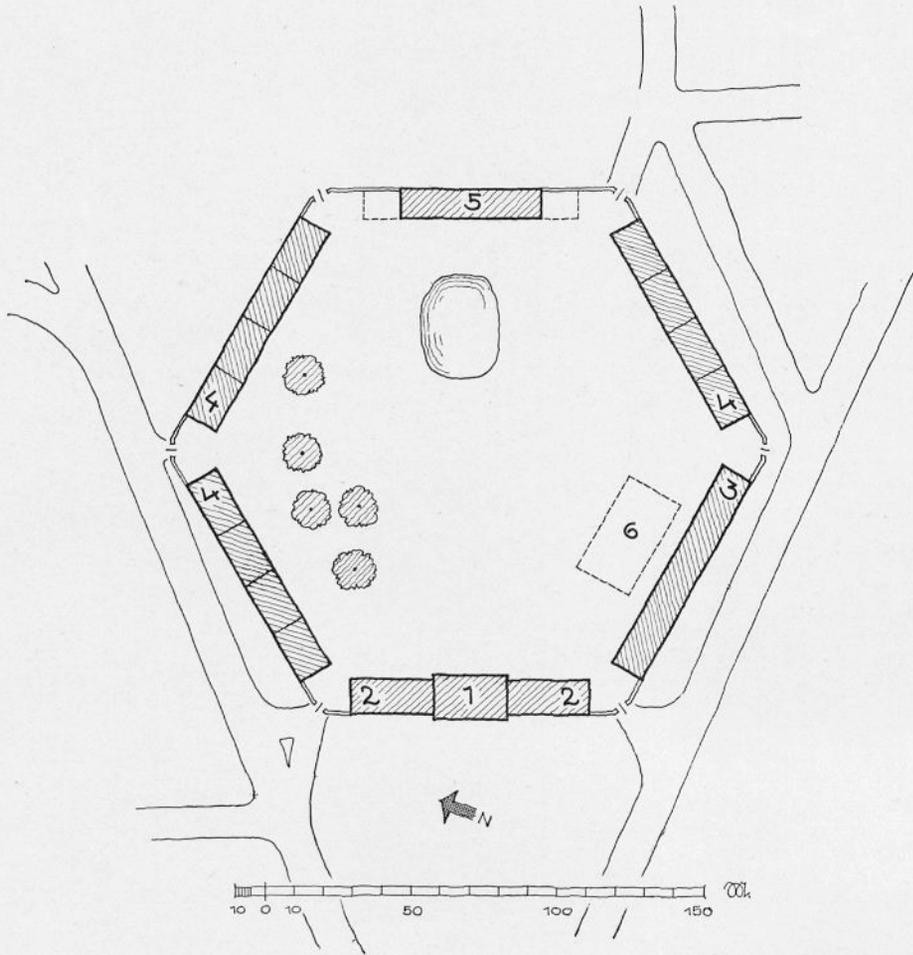


Abb. 82. Lageplan des Gutshofes in Stefansfeld (Kreis Falkenberg).  
 1. Gutshaus. 2. Angebaute Stallflügel. 3. Ställe. 4. Scheunen. 5. Speicher. 6. Dungstätte.

Gruppe des zweistöckigen Speichers mit seinen niedrigen Stallgebäuden. Die Einfahrten sind in zwei sich diagonal gegenüberliegende Hofecken gelegt, während die beiden anderen Ecken durch hohe Mauern geschlossen wurden. — Das gleiche Motiv, die gestaffelte Gruppe auf der einen Hofseite, finden wir in Stefansfeld (Abb. 82—84). Auch hier liegen in den Seitenflügeln die Ställe. Den Mittelteil aber nimmt statt des Speichers das Gutshaus ein. Der Grundriß des Hofes ist ein großes regelmäßiges Sechseck, eine Form, die neben der des regelmäßigen Achtecks, wie sie der Karolinenhof bei Oberglogau zeigt (Abb. 80), für die großen Höfe um 1800 öfters gewählt wurde. Der praktische Vorteil dem gewöhnlichen Rechteck gegenüber ergibt sich aus folgender Überlegung: bei einem großen Gebäudebedarf sollte der Hof nicht unnötig in die Länge ausgedehnt werden, also stellte man die Gebäude im stumpfen Winkel schräg zueinander und näherte sich damit dem Kreis, der bekanntlich bei kleinstem Umfang die größte Fläche umschließt. In ästhetischer Hinsicht mag die Vorliebe des Klassizismus für die ornamentale Form des Sechs- oder Achtecks eine Rolle gespielt haben, wichtiger aber ist, daß auf diese Weise Gebäudehöhe und Hoffläche im richtigen Verhältnis zueinander stehen. Man unterschätze ja nicht die Bedeutung dieser ästhetisch-künstlerischen Rücksichten, wenn sie oft vielleicht auch unbewußt genommen wurden. Für die entscheidenden Grundgesetze hat die alte Zeit ein außerordentlich feines Gefühl gehabt!



Abb. 85 u. 84. Die beiden noch unverändert gebliebenen Seiten des großen Sechsecks in Stefansfeld:  
 Das Gutshaus mit seinen Stallflügeln und die nach links anschließende Scheune.  
 Erstes Drittel des 19. Jahrhunderts



Abb. 85. Blick durch das Hoftor auf den kurz nach 1800 erbauten Speicher in Ratfch (Kreis Ratibor)

Die gute Raumwirkung ist also eins dieser Gesetze. Ein zweites ist die richtige Verteilung der Baumassen und ihr Gleichgewicht untereinander. Worauf beruht denn vor allem die Wirkung des Hofes in Rautke? Auf der inneren Ähnlichkeit, die die Gebäude miteinander verbindet. Sie zeigen alle die gleiche Art der Giebelausbildung und Puzbehandlung und haben vor allem die gleiche steile Dachneigung, die für die bodenständige Wirkung so entscheidend ist; sie verzichten ferner auf die besondere Betonung von Einzelheiten zugunsten der Gesamtwirkung. Hervorgehoben wird lediglich das wichtigste Gebäude des Hofes, in Rautke der Speicher, in Stefansfeld das Gutshaus. Vom Stefansfelder Hofe können wir uns erst das richtige Bild von der schönen Klarheit der alten Anlage machen, wenn wir uns auf dem Grundriß zu den zwei alten Seiten des Hofes die vier übrigen ergänzen und uns den kleinen Teich in der Mitte des Hofes in der ursprünglichen regelmäßigen Form mit der alten Baumeinfassung denken.

Das in die Front der Ställe eingebaute Gutshaus begegnet uns noch einmal in Groß-Karlsböh im Meißner Kreise (Abb. 79). Die Gesamtverhältnisse dieser Gebäudegruppe sind schon nicht mehr ganz so gut wie bei den beiden eben gezeigten Höfen, denn die Seitensflügel wirken etwas zu gestreckt. Die Anlage stammt wohl erst aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In ihrer sympathischen Einfachheit aber zeigt sie noch die gute Haltung, die für die alte Baukultur so bezeichnend ist, und durch sie bleibt sie den Bauten der späteren Zeit weit überlegen.

Auch bei dem Gutshof von Schwesterwitz (Abb. 81) stammen die meisten Gebäude offenbar aus der gleichen Spätzeit und sind auf ihren architektonischen Einzelwert hin betrachtet keineswegs etwas Besonderes. Und doch geben sie in ihrer Gesamtheit ein überraschend gutes Architek-



Abb. 86. Durchfahrt zum Gutshofe Hedwigsgrund (Kreis Leobschütz)

turbild: die Anlage ist hier einmal nicht auf Symmetrie aufgebaut, sondern ihr Reiz beruht auf dem freien Gleichgewicht der Baumassen, die in dem steigenden Gelände staffelförmig hintereinander aufgebaut sind. So ergibt sich einmal ein wirkungsvoller Gegensatz zwischen den niedrigen Stall- und Wirtschaftsgebäuden mit ihren langgestreckten Satteldächern und dem großen dreistöckigen Speicher mit seinem wuchtigen Walmdach; und zum anderen eine gute Überschneidung der Dachflächen durch die Parallelstellung der Gebäude zu den Höhenlinien. Diese Staffelung der Dächer ist vor allem dadurch erreicht, daß mit Ausnahme des Speichers, dem ja durch seine drei Stockwerke eine überragende Wirkung gesichert ist, die höchsten Gebäude auf der Höhe, die niedrigsten im Grunde stehen. Die Einfahrt ist hier aus einem richtigen architektonischen Empfinden seitlich zwischen die beiden größten Gebäude, Speicher und Scheune, gelegt.

In einzelnen Fällen hat man den Hofeingang auch quer durch ein Wirtschaftsgebäude geführt. Die überdeckte Einfahrt ist als architektonisches Motiv fast immer gut, wie uns das zwei Bilder aus den entgegengesetzten Ecken der Provinz zeigen mögen (Abb. 86, 87). An sich hat sie nichts mit den Toren der fränkischen Bauerngehöfte zu tun, die wir vor allem im Leobschützer Kreise finden und die nur ganz selten einmal auch an einem großen Gutshofe vorkommen (Abb. 85). Gemeinsam ist beiden höchstens der Gedanke, den Hof gegen fremden Einblick zu schließen. Es ist bezeichnend, daß die beiden Höfe von Hedwigsgrund und Schönwald an ziemlich verkehrsreichen Straßen liegen. Die örtlichen Baugewohnheiten kommen bei den großen Höfen viel weniger zur Geltung als bei den Bauerngehöften. Bei diesen ist die Gesamtplanung meist aus sehr alten Baugewohnheiten erwachsen (so weit sie nicht durch besondere Vorschriften der Be-

hörden in einem bestimmten Sinne, wie z. B. dem der Feuersicherheit, beeinflusst wurden), bei jenen haben sich die charakteristischen Hofformen, ebenso wie die Herrenhäuser unter dem Einfluß des Barocks und Klassizismus in ihrer ostdeutschen Eigenart entwickelt. Das eigentlich oberschlesische Element tritt auf den großen Höfen fast nur in den Holzbauten, hier allerdings sehr stark in Erscheinung.

Die ältesten Bauten aus Holz, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben, sind die Getreidespeicher. Auch sie stammen fast alle erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, obwohl sie meist für älter gehalten werden. Die anderen Wirtschaftsgebäude, Ställe und Scheunen, sind inzwischen längst durch Neubauten ersetzt worden. Wie wir oben sahen, spielte mit der zunehmenden Getreideerzeugung der Fernhandel auch in Oberschlesien eine gewisse Rolle. Bei den schlechten Straßenverhältnissen des Landes war man für die Verfrachtung in der Hauptsache wohl auf den Wasserweg, die Oder, angewiesen, die freilich nicht zu allen Jahreszeiten schiffbar war; also mußte man das Getreide längere Zeit lagern können. Aus dieser Notwendigkeit und vielleicht auch aus dem Wunsch, sich von den Spekulationen der Getreidehändler unabhängiger zu machen, sind dann diese Speicher entstanden. Zwei Gründe aber haben für ihre Erhaltung gesprochen: in seiner einfachen rechteckigen Grundform mit den drei oder vier übereinanderliegenden Schüttböden ist der Speicher eigentlich der einzige landwirtschaftliche Gebäudetyp, der den Wandel der Betriebsformen überdauert hat; und dann hält sich nach dem Urteil zahlreicher Landwirte das Getreide in diesen Holzbauten bei der natürlichen Belüftung ausgezeichnet, wird hier auch weniger von Krankheiten oder tierischen Schädlingen befallen. Die Zahl der Holzspeicher würde heute noch wesentlich größer sein, wenn nicht die außerordentlich hohen Feuerkassenbeiträge ihre Wirtschaftlichkeit immer wieder in Frage stellten<sup>1)</sup>. Auf die Brandgefahr haben, wie oben erwähnt, die Erbauer durch die besondere Stellung in vielen Fällen Rücksicht genommen. So stehen in Ehrenforst, Buchenlust und Katsch die Speicher in der Mitte des Hofes, in Groß-Strehlitz, Makau und Gräfenstein sind sie ganz für sich errichtet, und in Silberkopf ist bei der Lage auf der hinteren Schmalseite des Hofes wenigstens ein breiter Abstand zu den Nachbargebäuden gewahrt<sup>2)</sup>.

Werfen wir einen Blick auf die Konstruktion, die wir in ihren Grundzügen bereits oben kennengelernt haben: auf ein leichtes Fundament, das gewöhnlich nur aus einigen großen Feldsteinen besteht, wird ein Schwellenkranz von gewaltiger Stärke aufgelagert (Abb. 88). Auf ihn hat man die Balkenlage des Erdgeschosses aufgekämmt, und auf dieser wiederum liegt ein zweiter Kranz, in den in Abständen von vier bis sechs Metern senkrechte Stiele eingezapft sind. Diese Stiele werden bis zur Unterkante eines oberen Balkenkranzes durchgeführt, auf dem dann erst die Lage der Deckenbalken aufgekämmt ist. Das obere Stockwerk wiederholt sich in der gleichen Weise<sup>3)</sup>. Die ungleichen Abstände der Stiele beim Ehrenforster Speicher (Abb. 92—95)

<sup>1)</sup> Für die Erhaltung dieser Kulturdenkmäler des landwirtschaftlichen Nutzbaus wäre doch einmal die Feststellung interessant, wie viele Holzspeicher eigentlich in den letzten 50 Jahren durch Brand vernichtet sind. Wahrscheinlich würde sich herausstellen, daß ihre Zahl überraschend klein ist. Im Speicher selbst ist wohl kaum jemals Feuer ausgebrochen, denn dort wird ja eigentlich immer nur unter Aufsicht gearbeitet.

<sup>2)</sup> Diese freie Stellung war um so wichtiger, als auf den großen Gutshöfen der feuerhemmende Lehmbeleg der Außenwände, der sich bei den bäuerlichen Leimes so glänzend bewährt hatte, anscheinend nur im Verbreitungsgebiet dieser Leimes üblich gewesen ist. Die beiden einzigen lehmverkleideten Dominialspeicher, die ich fand, stehen in Dirschelwitz (Abb. 103) und in Makau. Alle anderen zeigen ihre Schrottholzkonstruktion unverhüllt.

<sup>3)</sup> Im einzelnen zeigen sich hier mancherlei Abwandlungen: nicht überall z. B. wird die Balkenlage des Erdgeschosfußbodens auf dem Schwellenkranz aufgekämmt, sondern zuweilen in diesen eingezapft. In Silberkopf (Abb. 90, 91) sind die Balkenköpfe zwar aufgekämmt, aber ihre Zwischenstücke hat man ausgefüttert.



Abb. 87. Einfahrt zum Gutshofe Schönwald (Kreis Rosenberg).  
Erstes Drittel des 19. Jahrhunderts

zeigen, daß die Dachbinder unabhängig von den Wandstielen angeordnet sind. Diese haben also keine besonderen Lasten aufzunehmen, denn hier trägt ja die gesamte Wand. Wie wir bereits oben sehen (vgl. S. 25), sollen die Stiele lediglich die einzelnen Balkenlagen der Wand in der Senkrechten miteinander verankern. Die Gebäudedecken werden wie beim Bauernhaus durch die alten handwerksgerechten Holzverbindungen der Verschränkung oder der Verzinkung gehalten. Im übrigen tragen sich die Wände durch ihre Eigenlast und das Gewicht des Daches. Beim Bau war also das verschieden starke Schwindmaß zu berücksichtigen, d. h., da bekanntlich das Holz in der Faserrichtung bedeutend weniger zusammentrocknet als quer zu ihr, mußten die Stiele kürzer gehalten werden als die aufeinanderliegenden Balken hoch waren, um ein gleichmäßiges Setzen zu gestatten. Auch das Gewände der Türen wird in ähnlicher Weise durch diese senkrechten Stiele gebildet. Dadurch, daß man in ihrem oberen Teil knaggenartige Kopfbänder zur Sicherung gegen seitliches Verschieben einfügte, kam die dekorative Begabung der alten Zimmermeister eigentlich von selbst zum halbkreisförmigen oberen Türabschluß, der dann mit Vorliebe einige einfache Schmuckformen erhielt (Abb. 98, 99). Bei den Fenstern war jedoch ein besonderes seitliches Gewände überflüssig. Im Verein mit der natürlichen Belüftung genügte ein Ausschnitt aus zwei übereinanderliegenden Balken von je einer halben Balkenhöhe für die notwendige Luftzufuhr des Getreides. Entsprechend klein konnten also auch die Fledermauslufen

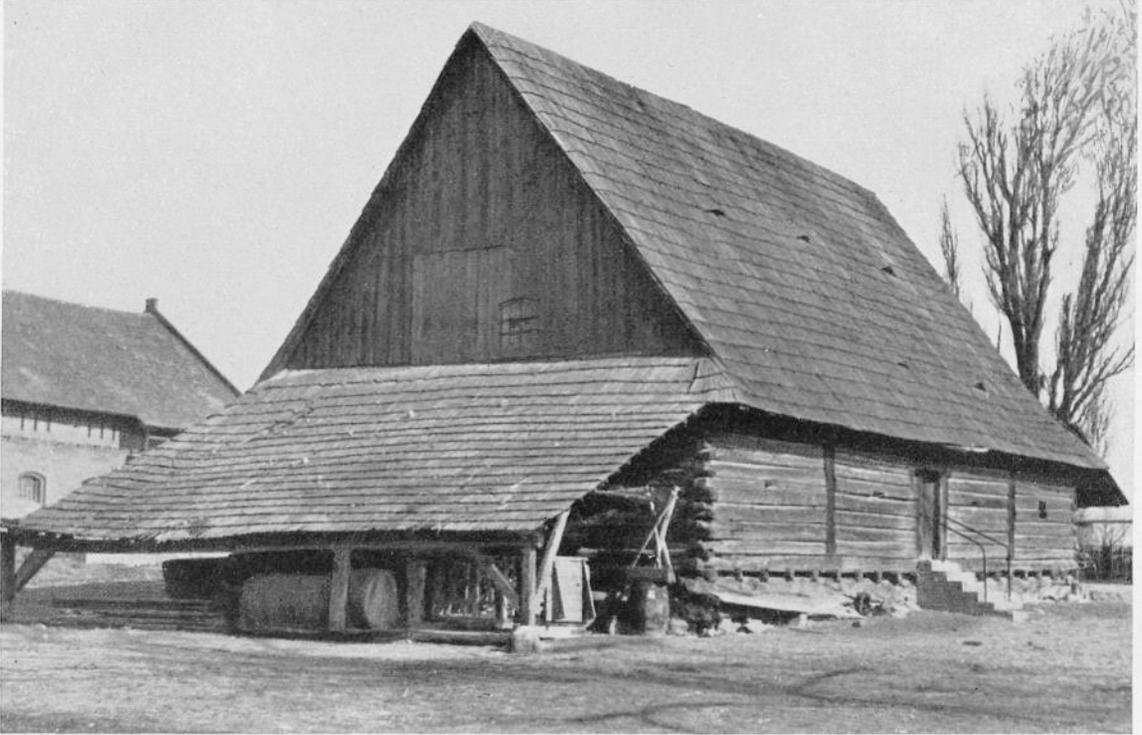


Abb. 88 u. 89. Die Dominiatspeicher in Buchenlust (Kreis Tost-Gleiwitz) und in Groß-Strehlitz

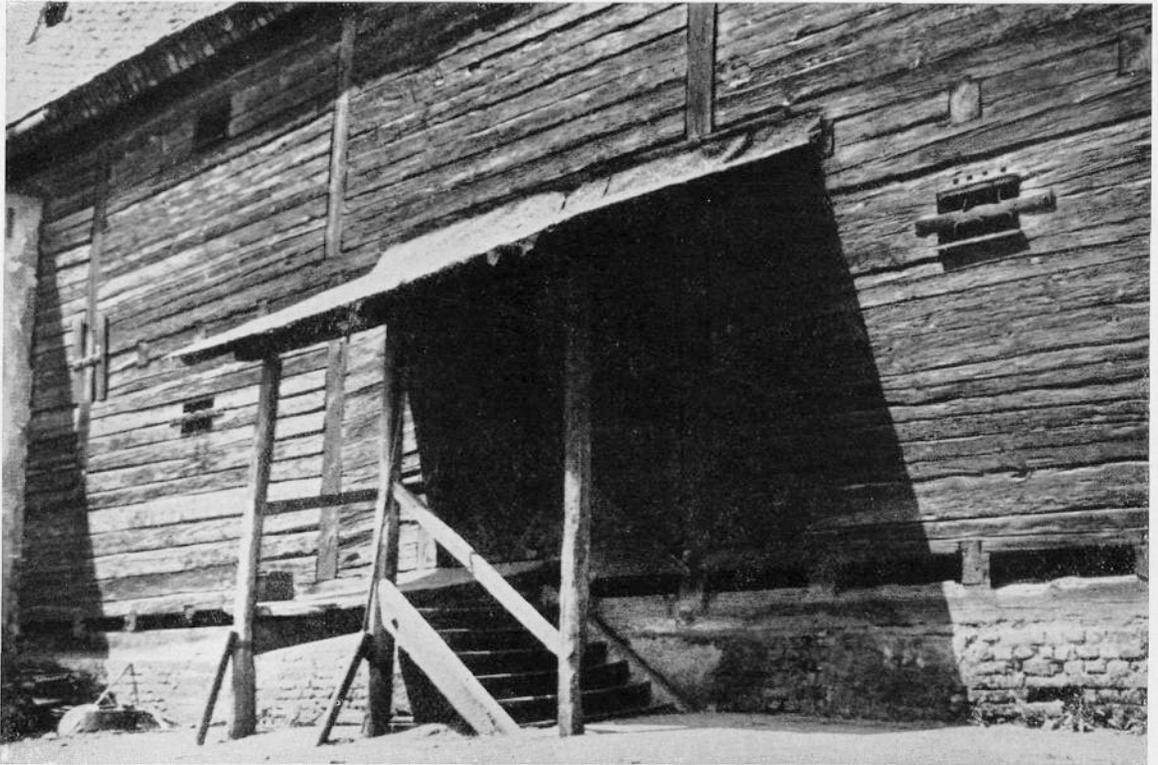


Abb. 90 u. 91. Dominialspeicher in Silberkopf (Kreis Ratibor), 1816

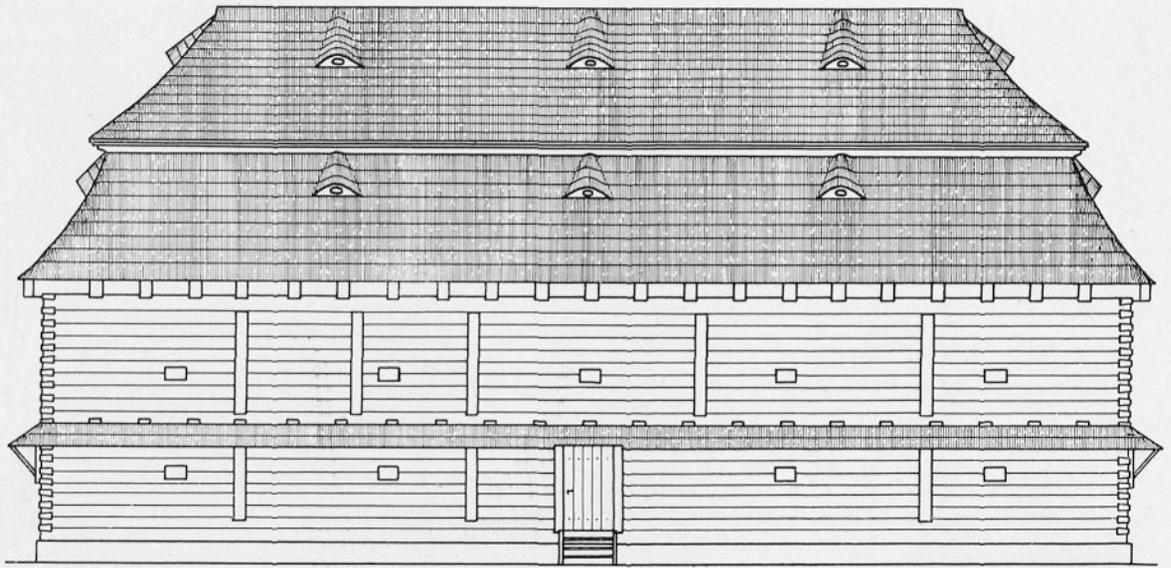


Abb. 92 (oben) und 93 u. 94 (unten). Dominialspeicher in Ehrenforst (Kreis Cosel)

der Dachhaut gehalten werden, die die obersten Böden zu belüften haben. Auf der Kleinheit aller Luft- und Lichtöffnungen beruht zum großen Teil die eindrucksvolle Geschlossenheit, die diese alten Holzspeicher besitzen.

Ihre Dächer sind meist mit Holzschindeln, also in der alten bodenständigen Art gedeckt, die in vereinzelt Fällen noch heute in Oberschlesien üblich ist. Strohdächer scheinen auf den Speichern seltener ausgeführt worden zu sein. Vielleicht war Strohangel die Ursache, über den zur Zeit der friderizianischen Kolonisation öfters geklagt wurde. Stroheindeckungen finden wir nur auf den beiden Speichern in Landsberg und dem in Dirschelwitz. Auch der schöne Getreidespeicher der Königshütte, der nur noch auf einer alten Bauzeichnung von 1809 erhalten ist, zeigt

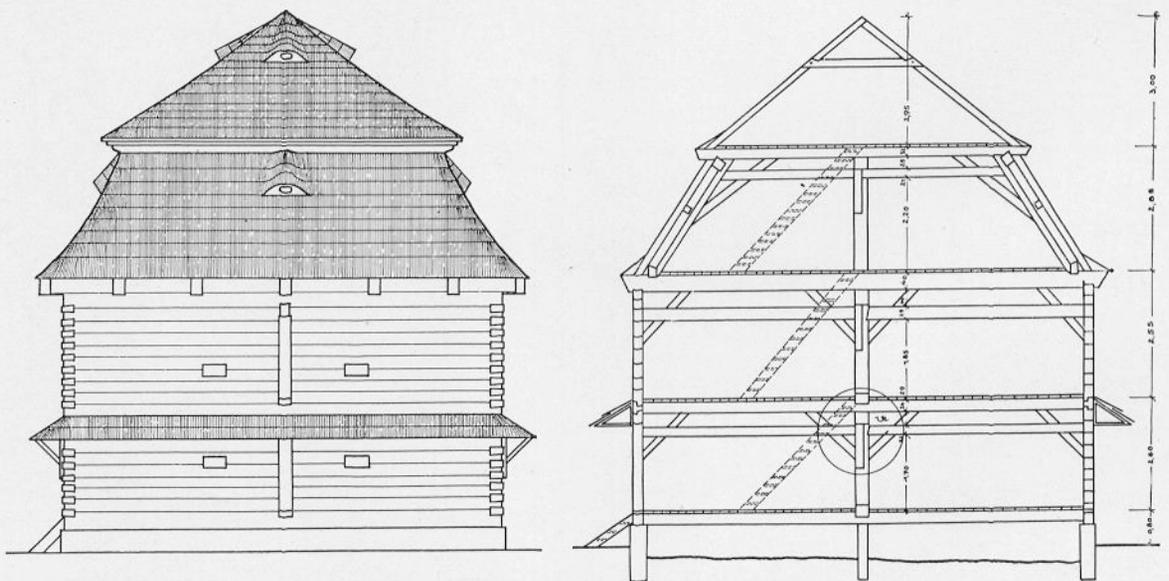




Abb. 95. Dominialspeicher in Ehrenforst (Kreis Cosel)

diese Bedachung (Abb. 111). Als eine besondere Abart des Strohdaches ist das Lehmshindeldach anzusehen, das in einer neueren Ausführung der Dominialspeicher von Makau trägt. Diese alte feuerhemmende Konstruktion kam anscheinend um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf. Sie besteht im wesentlichen aus großen Strohlehmplatten, die auf den Dachlatten mit Stöcken befestigt wurden und auf die man dann eine äußere Decklage aus Stroh aufbrachte, so daß das fertige Dach in seinem Aussehen vom gewöhnlichen Stroh- oder Rohrdach nicht zu unterscheiden ist. Dieses Lehmshindeldach, das sich im Feuer durchaus bewährt hatte<sup>1)</sup> und dessen Vorzüge Gilly in seiner „Landbaukunst“ immer wieder rühmt, ist im Laufe des 19. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten. An Stelle der weichen Dächer sind allmählich die harten Bedachungen getreten. Schon seit etwa 1800 spielt der Schiefer in den „deutschen Dörfern“ des Leobschützer und Katiborer Kreises eine große Rolle. Er fand sich nicht im Lande selbst, sondern wurde aus den Brüchen jenseits der nahen Grenze geholt. Mit ihm ist das gewaltige Mansardendach des Silberkopfer Speichers eingedeckt (Abb. 90, 91). Der große Reiz gerade dieses Daches beruht vor allem auf der prachtvollen Farbigkeit seines Schiefers, mit dem man sogar das Hauptgesims benagelt hat. Leider gibt das Lichtbild keinen Begriff, wie gut alle diese blauen, grünen, gelben und bräunlichen Töne mit dem neutralen Braungrau des alten Holzwerkes zusammengehen.

Die Form der Dächer und ihre Konstruktion ist im einzelnen sehr verschieden. Auch hier finden wir wie beim Bauernhaus Walmdach und Satteldach und ihre Mischform, das Satteldach mit Fußwalm. Daß bei den Dominialspeichern das Walmdach schon stark unter ostdeutschem

<sup>1)</sup> Vgl. meine „Baugeschichte des Oderbruches“, S. 90/91 a. a. D.



Abb. 96. Dominialspeicher II in Landsberg (Kreis Rosenberg). Abgerissen



Abb. 97. Dominialspeicher im abgetretenen Gebiet (Ostoberschlesien)

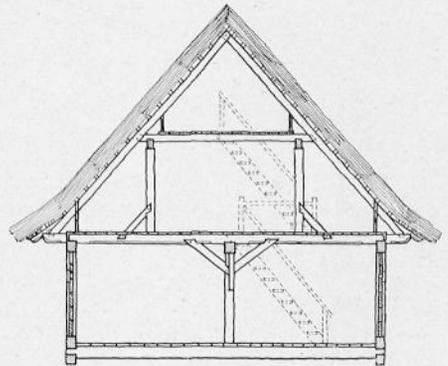
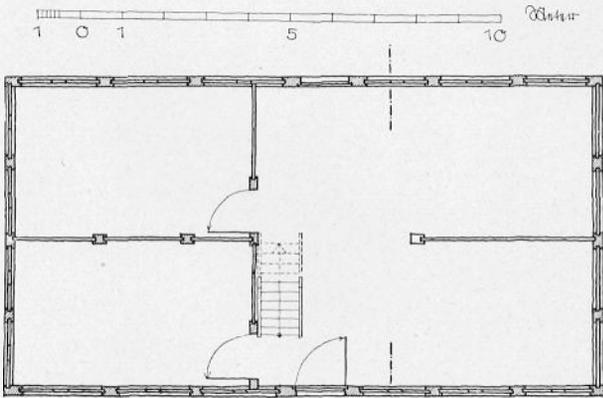
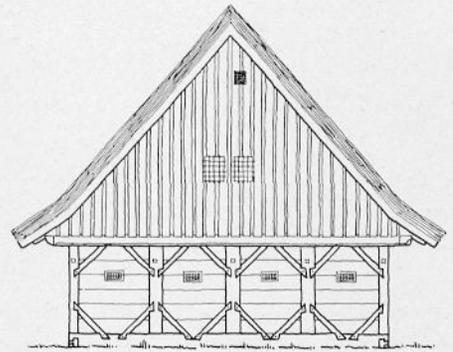
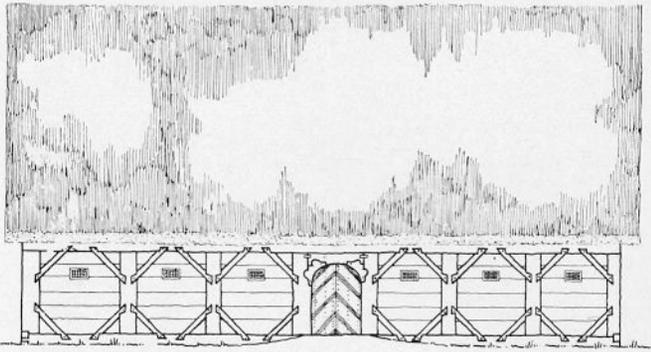


Abb. 98 u. 99. Dominialspeicher I in Landsberg (Kreis Rosenberg). Abgeriffen



Abb. 100. Dominialspeicher in Althammer (Kreis Loß-Gleiwitz)



Abb. 101. Dominialscheune in Brückenort (Kreis Rosenberg)



Abb. 102. Dominialspeicher in Mühlwiesen (Kreis Rosenberg). Abgerissen



Abb. 103. Hölzerner Dominialspeicher mit Lehmverkleidung in Dirschelwitz (Kreis Neustadt)

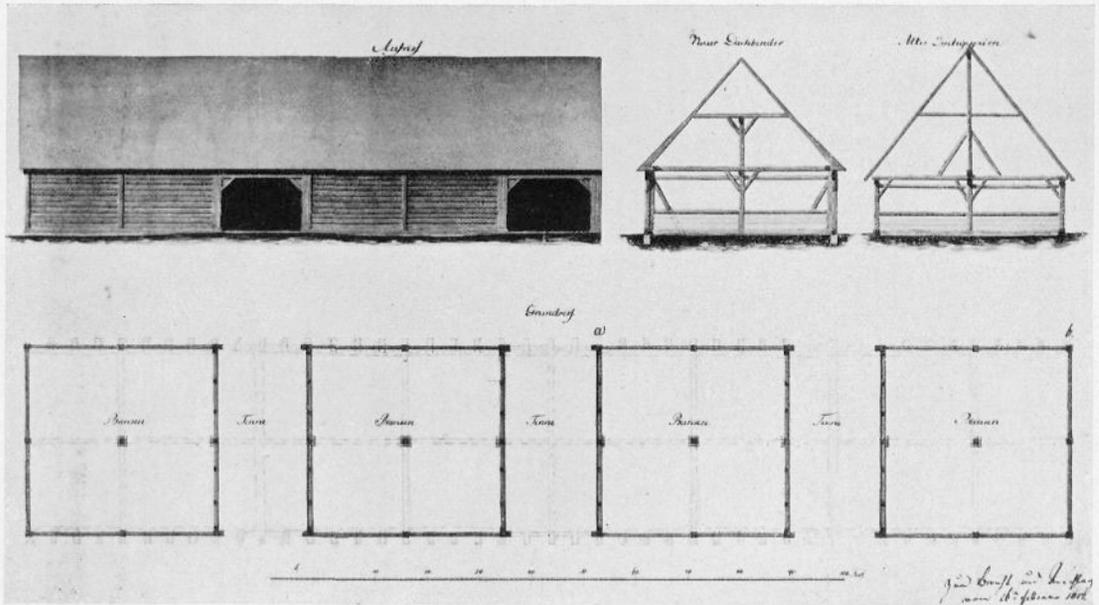


Abb. 104. Entwurf zum Wiederaufbau einer Scheune für das Vorwerk Carnau des kgl. Domänenamtes Kreuzburg vom Bauinspektor Fritsche 1817

Einfluß steht, zeigt der Querschnitt des Speichers zu Neumannshöh<sup>1)</sup> mit seiner Mittelsäule und ihren starken Verstreben (Abb. 75a). Der für Oberschlesien so kennzeichnende Fußwalm läßt sich aus konstruktiven und künstlerischen Erwägungen begründen, ohne daß man damit der Schierschen Ansicht (vgl. oben S. 20) zu widersprechen braucht: Die äußere Form des abgebildeten Dominialspeichers in Ost-Oberschlesien (Abb. 97) und des Bilchengrunder Pfarrspeichers (Abb. 14, 15) ist doch offenbar ganz durch das Streben nach Wetterschutz bedingt. Der Dachüberstand ist also entsprechend groß, und durch ein umlaufendes kleines Wetterdach in Höhe der Balkenlage über Erdgeschoß werden die gefährdetsten Teile des Baus, Schwelle und Tür, gegen Schlagregen geschützt. Der Überstand des Hauptdaches muß also sinngemäß auch auf den Giebeln herumgeführt werden, wenn er seinen Zweck erfüllen soll. So wäre also das Walmdach eigentlich das gegebene gewesen. Da aber ein Satteldach eine bessere Raumausnutzung und Belichtung des Daches gestattet, ergibt sich hier die charakteristische Zwitterform: Die obere Hälfte des Hauptdaches ist ein reines Satteldach, die untere allseitig abgewalmt. Das Zurückrücken der senkrechten Giebelflächen gegen die untere Flucht ist bis zu einem gewissen Grade durch die bessere Befestigungsmöglichkeit der Fußwalmsparren begründet. Wahrscheinlich hat hier aber noch die künstlerische Überlegung eine Rolle gespielt. Bei der Anordnung eines Fußwalms sehen die zurückgerückten Giebel ungleich besser aus, als wenn der Fußwalm wie das untere Wetterdach einfach nur vorgehängt wäre, wie man sich das an Hand einer perspektivischen Skizze leicht klarmachen kann. Daß derartige Erwägungen auch bei den einfachsten Nutbauten von den alten Zimmermeistern berücksichtigt wurden, scheint mir ohne Zweifel und wird aufs schönste durch die äußere Form der Schrot- holzkirchen bewiesen. Worauf beruht denn die Überlegenheit der alten Baukultur, wenn nicht auf der künstlerischen Empfindung, die Hand in Hand mit der prachtvollen Klarheit der Konstruktion geht? Nun ist in dieser Spätzeit des Holzbaus freilich manches von dieser konstruktiven Folgerichtigkeit bereits in Vergessenheit geraten. Anders ist die Tatsache kaum zu erklären, daß die

<sup>1)</sup> den ich einer Aufnahmezeichnung entnehme, die mir liebenswürdigerweise von der Oberschlesischen Siedlungsgesellschaft zur Verfügung gestellt wurde.

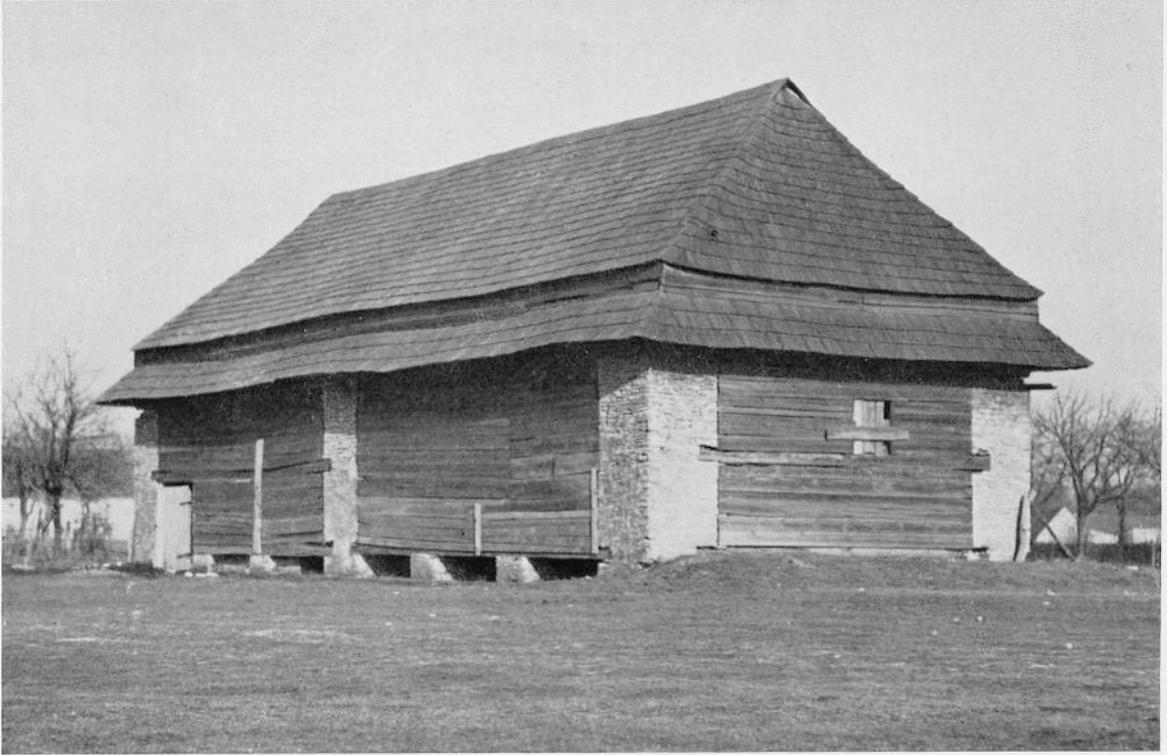


Abb. 105. Hopfenscheune in Groß-Strehlig, Anfang des 19. Jahrhunderts



Abb. 106. Eishaus in Skalung (Kreis Kreuzburg), Abgerissen



Abb. 107. Dominiälspeicher in Märzdorf (Kreis Grottkau), um 1770



Abb. 108. Dominiälspeicher in Proskau (Kreis Oppeln), um 1780



Abb. 109. Dominialspeicher auf dem Vorwerk Eichenhof (Kreis Ratibor), um 1790



Abb. 110. Dominialspeicher in Buchelsdorf (Kreis Neustadt). Zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

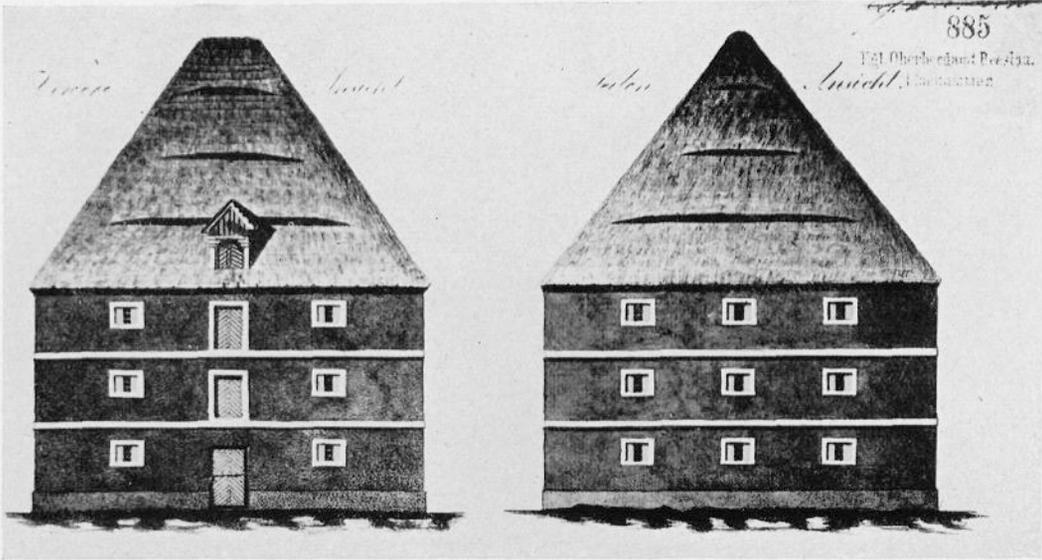


Abb. 111. Entwurf zum Getreidespeicher der Königshütte Ostoberschlesien (abgetretenes Gebiet), 1809

umlaufenden Wetterdächer meist in keiner organischen Verbindung mit der Balkenlage über Erdgeschosß mehr stehen, sondern einfach der Wand vorgehängt sind. So schützen sie in Ehrenforst nicht einmal die Balkenköpfe, die teilweise bis zur Hälfte ihres Querschnitts die Oberkante ihres Schuttdaches überragen (Abb. 92, 95). Daß sie ursprünglich aber doch in konstruktiver Verbindung mit der Wand gestanden haben müssen, beweisen die auskragenden Eckbalken in Bilchengrund und Makau, die jetzt ganz sinnlos erscheinen. Auf ihnen muß ursprünglich eine Fußpfette aufgelagert gewesen sein, die die kurzen Sparren trug. Bei der zum Speicher umgebauten ehemaligen Schrothholzkirche von Gräfenstein liegt das Wetterdach wenigstens an den Längsseiten auf den vorgefragten Balkenköpfen folgerichtig auf, während es auf den Giebelseiten freilich auch nur vorgehängt ist (Abb. 74).

Zu diesen im engeren Sinne bodenständigen Dachformen kommen bei den Dominalgebäuden im Laufe des 18. Jahrhunderts noch das Mansardendach und das Dach mit Halbwalm, deren ausgesprochen deutscher Charakter ja schon an ihrem Umriß völlig unverkennbar ist (Abb. 101, 102, 113, 121). Für die Wahl des Mansardendaches, das wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Oberschlesien kam, sprechen gerade beim Speicher wirtschaftlich-praktische Überlegungen: Im Dachboden können bei denkbar bester Raumausnutzung zwei Schüttdöden übereinander angelegt werden. Da möglichst wenig Stützen innerhalb des eigentlichen Dachbodens erwünscht waren, kam man hier zum liegenden Stuhl, der in Ehrenforst freilich der großen Last wegen noch durch einen mittleren Unterzug gestützt wurde. Dieses Mansardendach finden wir noch im Anfang des 19. Jahrhunderts in Silberkopf, dem größten Holzspeicher Oberschlesiens, der die Jahreszahl 1815 trägt<sup>1)</sup> (Abb. 90, 91).

Seit etwa 1750 werden für die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der großen Güter die Halbwalmdächer immer häufiger gewählt. Ihr praktischer Vorzug besteht darin, daß man durch die

<sup>1)</sup> Die Zahl ist zwar nur mit schwarzer Farbe auf einem Balken im Innern aufgemalt, während sonst die alten Zimmerleute ihre Zahlen in das Holz einschlugen. Dafür, daß der Speicher aber tatsächlich aus der Spätzeit des reinen Holzbaus stammen muß, spricht die Form der Zahlen, die typisch für den Anfang des 19. Jahrhunderts ist, ferner das Fehlen des umlaufenden Wetterdaches, das alle übrigen zweigeschossigen Speicher zeigen und vor allem die überragende Größe dieses Speichers, die schon einen sehr umfangreichen Getreidebau voraussetzt.

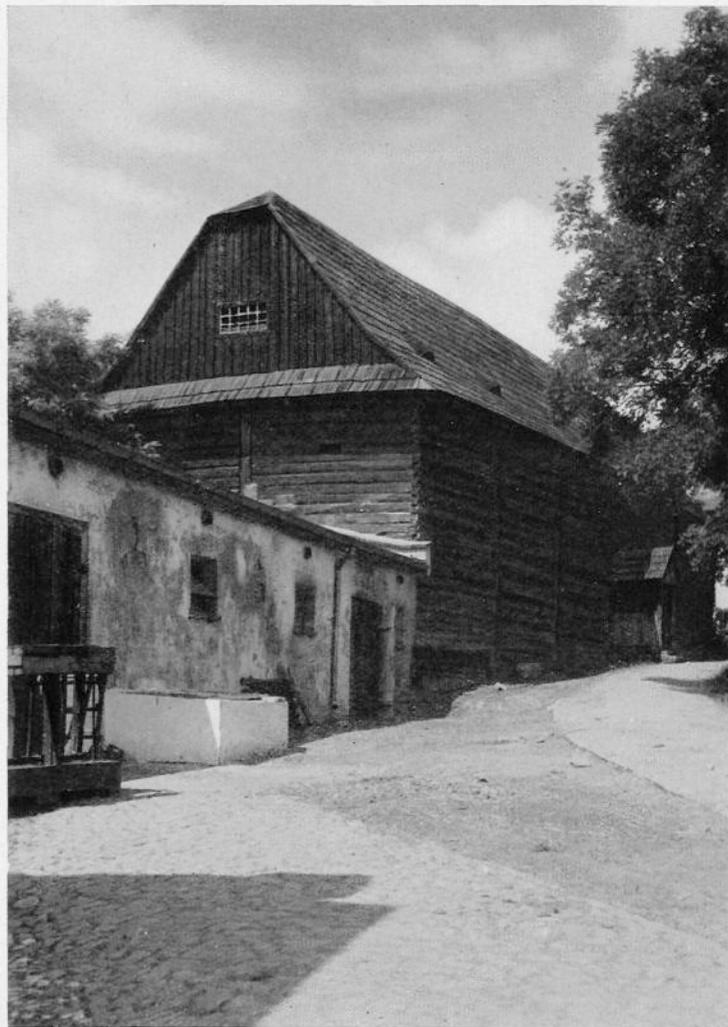


Abb. 112 u. 113. Die Dominialspeicher in Schönwald (Kreis Rosenberg) und Herrenkirch (Kreis Ratibor), um 1780, gez. von Kalide.  
Fassade blaugrau, Faschen der Fenster und Türen kremfarbig, Fensterrücklagen rosa

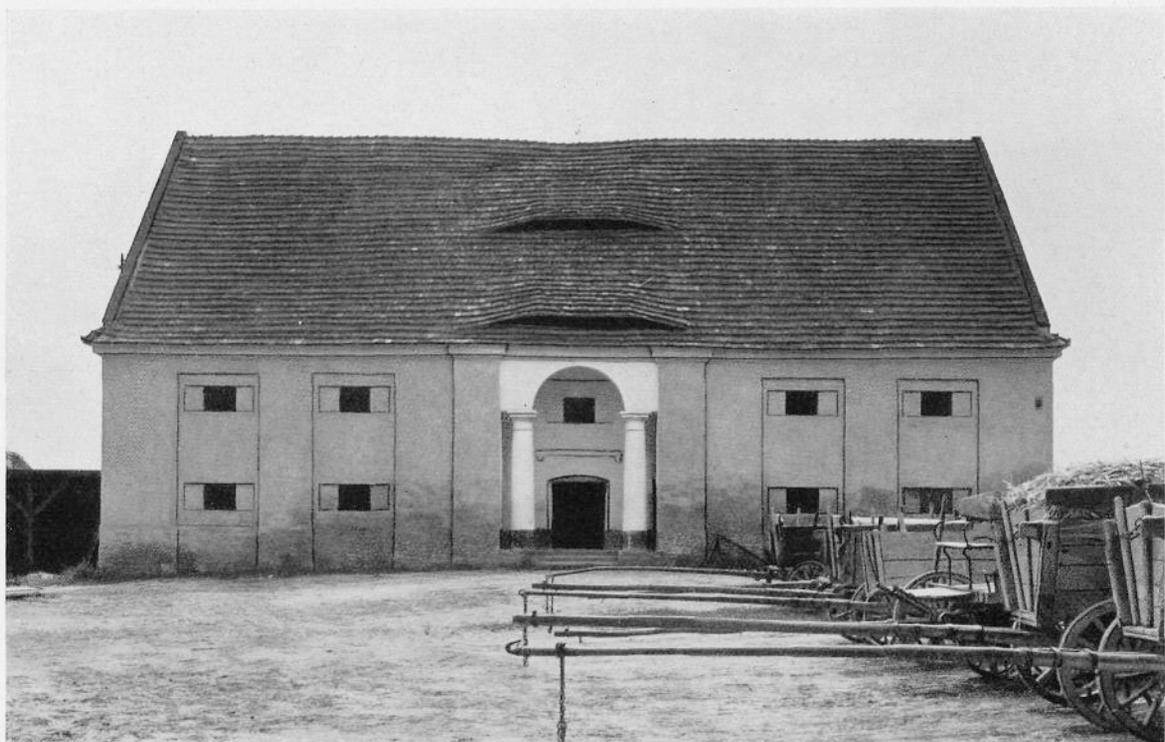


Abb. 114 u. 115. Die Dominialspeicher in Auenrode und Groß-Guhlau (Kreis Grottkau), um 1800

senkrechten Giebelwände den unteren Teil des Dachbodens gut ausnutzen und vor allem beleuchten kann; man sparte also Öffnungen in der Dachhaut — die ja immer eine gewisse Gefahr des Undichtwerdens mit sich bringen — und übernahm gleichzeitig durch den Halbwaln den Vorteil der Dreiecksversteifung für den Längsverband des Daches. Mansarden- und Halbwalmdach sind also in gewissem Sinne Spätformen, die der Zeitgeschmack und bewußt konstruktive Überlegungen auch in Oberschlesien eingeführt haben.

Trotz aller Verschiedenheiten bilden diese Speicher hinsichtlich ihres Wandgefüges eine Einheit. Ihr stellen wir bereits oben den Ständerbau gegenüber, der in gewissem Sinne als Mischform zwischen Blockbau und Fachwerk angesprochen werden kann. Das konstruktiv Entscheidende ist hier, daß nicht mehr die ganze Wand trägt, sondern nur noch die senkrechten Stiele (Ständer), die bei dem besonders schönen Landsberger Speicher I (Abb. 98, 99) mit einem Querschnitt von 22/40 cm eine ganz gewaltige Abmessung erhalten haben. Diese Stiele sind oben und unten in je einen waagerechten Balkenfranz eingezapft und mit beiden durch Kopf- und Fußbänder verbunden, so daß sie also durch diese Dreiecksfiguren gegen seitliches Verschieben gesichert sind. So entsteht eine Art Rahmengebilde, das alle Lasten trägt, während die schwachen Füllungen der Felder unbelastet bleiben. Auch hier bestehen die Fenster wieder nur aus winzigen Luken, die aus zwei übereinanderliegenden Bohlen ausgeschnitten wurden. Dieser Ständerbau zeigt ein einfaches Satteldach, dessen Giebelverbretterung auf ein Traufbrett übergreift, das offenbar ursprünglich von hölzernen Konsolen getragen wurde, die in die noch sichtbaren Zapfenlöcher der Giebelstiele eingriffen. Daß es sich hier nicht etwa um die Spuren eines verschwundenen Fußwalms nach Art von Bilchengrund handeln kann, beweist der große Dachüberstand und die gleiche Flucht von Giebel und Unterbau. Bei dem Speicher Landsberg II (Abb. 96), der in unmittelbarer Nachbarschaft des Ständerbaus errichtet war, wird man sich dieses Traufbrett gleichfalls zu ergänzen haben, denn die Vorstöße der Eckverschränkungen und der übertragende Balkenkopf des Mittelunterzuges sind ursprünglich sicher nicht ungeschützt geblieben. Diese beiden Landsberger Speicher weisen mit ihren reinen Satteldächern deutlich auf den deutschen Einfluß hin, der in der Gegend um Kreuzburg ja besonders stark war. Wahrscheinlich sind diese Speicherformen, vor allem der deutsche Ständerbau, mit dem Vordringen des Fachwerks von Norden her in das Kreuzburger Land gekommen.

Mit dem Speicher Landsberg I läßt sich nun auch bei den großen Gütern eine Entwicklungsreihe des Scheunenbaues in Verbindung bringen, die bis weit in das 19. Jahrhundert hineinreicht. Vom Neuaufbau des Gutshofes in Grunruh um 1770 wird berichtet, daß die Scheunen massive Pfeiler erhalten hätten. Man kann eigentlich nur annehmen, daß es sich bei ihnen gleichfalls um eine Art Ständerbau gehandelt habe. Betrachten wir den Entwurf des Bauinspektors Fritsche vom Jahre 1817 zu einer Scheune in Blockwerk für das Amt Kreuzburg (Abb. 104), so sehen wir den Gedanken des Ständersystems wenigstens angedeutet. Für den gewöhnlichen Scheumentyp, bei dem das Wandgefüge auf Verzinkung oder Verschränkung beruhte, wäre der Bau massiver Pfeiler völlig sinnlos gewesen. Um sie zu errichten, hätte man den ganzen Verband ja auseinanderreißen müssen. Wie dieser Pfeilerbau nun ausgesehen haben mag, zeigt uns die Dominialscheune Niederkirch (Abb. 129), die freilich wesentlich jünger ist und wohl kaum vor der Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut wurde. Denkt man sich an die Stelle der Holzstiele starke Kalksteinpfeiler, so hat man im Grunde das Schema der Kreuzburger Scheune. Auch hier greifen die unbelasteten Bohlenwände in die nutenartigen Aussparungen ein, die sich bei dem lagerhaft brechenden Kalkstein ohne besondere Mühe aufmauern ließen. Diese Pfeilerscheunen sind mit ihrem farbigen Gegensatz vom graugelbem Kalkstein und dunklem verwittertem Holzwerk



Abb. 116. Dominiatspeicher in Wingenberg (Kreis Grottkau), um 1820



Abb. 117. Dominialspeicher in Eschendorf (Kreis Groß-Strehlitz), Anfang des 19. Jahrhunderts



Abb. 118. Wirtschaftsgebäude in Althammer (Kreis Dypeln), um 1820



Abb. 119. Giebel eines Stallgebäudes in Seifersdorf (Kreis Falkenberg), um 1820



Abb. 120. Dominiatspeicher in Nieder-Birken (Kreis Groß-Strehlitz), um 1800



Abb. 121. Wirtschaftsgebäude in Schönrode (Kreis Tost-Gleiwitz), abgerissen, um 1800

von einer hervorragenden Wirkung. Das reizvollste Beispiel dieser Bauart ist wohl die Hopfenscheune von Groß-Strehlitz, die etwa um 1800 errichtet ist (Abb. 105). An Stelle der überall gleich starken Bohlenwand ist hier ein verbretterter Fachwerksverband getreten. Die waagerechten Riegel laufen durch und sind in die Aussparungen der Pfeiler eingelassen. In diese Querriegel hat man dann die kurzen senkrechten Stiele eingezapft, auf denen die Verbretterung befestigt ist. An Stelle der sonst üblichen Fledermauslücken sind umlaufende Lüftungsbänder durchgeführt, die dann nachträglich verschalt wurden. Das reine verbretterte Fachwerk findet sich in einem besonders schönen, freilich schon sehr späten Beispiel bei dem Eishaus in Skalung (Abb. 106). Im allgemeinen aber bricht in Oberschlesien die Entwicklung des Holzbaus und seiner Mischbauweisen um die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts ab, und der reine Massivbau übernimmt die Herrschaft.

Dieser Massivbau geht in seinen Anfängen bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts zurück, also bis in die Zeit, in der der Aufschwung der Landwirtschaft beginnt. Auch hier sind die Speicher die ältesten noch erhaltenen Teile des Hofes. Überblickt man die stolze Reihe dieser Steinbauten, so erscheinen sie von einer fast monumentalen Wirkung. Ihre entscheidenden Merkmale sind die gelagerte Baumasse, die Kleinheit der Fenster und ihr weit auseinandergezogenes Achsensystem; endlich die schweren Dächer mit ihren langgestreckten Lukern, deren Abmessungen genau im richtigen Verhältnis zur Dachfläche stehen. Als monumental müssen diese Speicher auch von ihren Erbauern empfunden worden sein, daher die Wappenkartuschen in Proskau und Märzdorf über den Eingangstüren und die schöne aufwendige Freitreppe in Märzdorf (Abb. 107, 108); daher vor allem das Streben, den Speicher als den wichtigsten Bau des Hofes auch mit den formalen Mitteln der Baukunst aus den übrigen Gebäuden herauszuheben. In ihm lagert die Ernte eines ganzen Jahres; so soll seine Würde betont werden.

An den Einzelheiten dieser Architekturformen läßt sich die Entstehungszeit mit leidlicher Genauigkeit festlegen. Anfangs ist man noch ziemlich zurückhaltend mit dem Anbringen schmückender Formen. So wirkt der Buchelsdorfer Speicher (Abb. 110) fast ausschließlich durch seine schönen Verhältnisse. Lediglich Fenster, Gebäudeecken und Hauptgesims sind durch faschenartige Bänder herausgehoben. In Schönwald (Abb. 112) hat man bereits ähnlich wie bei dem Bauernspeicher in Knispel (Abb. 33) die leeren Wände großzügig in Rechtecke und Quadrate unterteilt. Diese Gliederung wirkt hier noch völlig flächig, da die breiten Bänder lediglich in Putz angetragen sind und nur durch eine andere Oberflächenbehandlung und den Gegensatz der Farbe wirken. In Märzdorf (Abb. 107) tritt dann mit den Putzprofilen von Fenstern und Tür und der Eckquaderung zum ersten Male eine mehr plastische Gliederung auf, die sich in noch stärkerem Maße auf dem Vorwerk Eichenhof im Ratiborer Kreise wiederfindet (Abb. 109). Um 1800 erreichen die schmückenden Formen an dem Speicher in Auenrode und dem Nachbardorf Groß-Guhlau ihren Höhepunkt (Abb. 114, 115). In Auenrode wird der Fassade eine dorische Pilasterordnung, auf der Eingangsseite sogar mit Giebeldreieck vorgeblendet, und in Groß-Guhlau hat man sogar einen säulengetragenen Portikus in die tiefe Eingangsnische gestellt. Nun sind diese aufwendigen Formen trotz mancher Reize nicht ganz unbedenklich, denn sie stehen im Widerspruch zu dem inneren Organismus des Baus, für den doch der eine große durchlaufende Raum, der sich in jedem Geschos wiederholt, bezeichnend ist. Auch darf man sich fragen, welche Steigerung für die Architektur des Herrenhauses hier eigentlich noch möglich war, wenn bereits der Speicher eine Ordnung von Säulen oder Doppelpilastern erhielt. Endlich ist nicht zu übersehen, daß die klassizistischen Gliederungen den Landbaumeistern nicht völlig geglückt sind. Will man schon im landwirtschaftlichen Nebbau die Formen der großen Architektur verwenden, so muß man sie auch



Abb. 122 u. 123. Die Dominialspeicher in Maßdorf (Kreis Kreuzburg) und Weidental (Kreis Rosenberg), um 1840

Abb. 124 u. 125. Stallgebäude in Dmehau (Kreis Kreuzburg), um 1830, und Scheune in Thomas (Kreis Leobschütz), um 1840

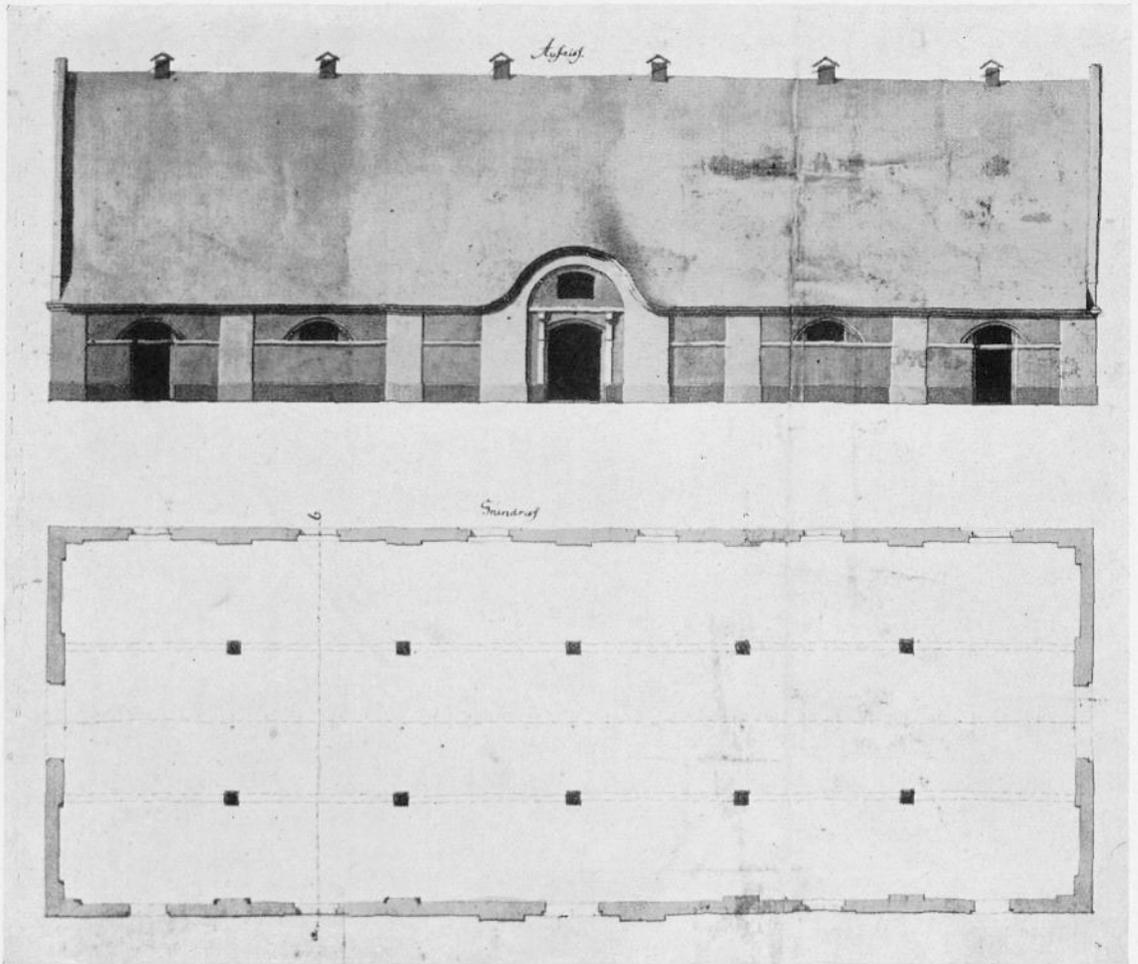


Abb. 126. Entwurf zu einem Scharstall für das Vorwerk Margsdorf des kgl. Domänenamtes Kreuzburg von Bauinspektor Fritsche 1817

wirklich beherrschen. Es ist etwas anderes, ob diese Formen durch eine Art Volkskunst ins Bäuerlich-Debbe übersezt werden, wie wir das in den „deutschen Dörfern“ vor allem des Leobschützer und Meißer Kreises finden, oder ob sie wie hier mit dem Anspruch auf akademische Richtigkeit erscheinen. Auch in der Baukunst ist es ein gefährliches Unterfangen, städtische Formen aufs Land verpflanzen zu wollen. Dennoch wiegen die Einwände nicht allzu schwer. Ihnen steht vor allem die große Gesinnung gegenüber, aus der diese Speicher entstanden sind. Man wollte hier bewußt Gestaltung, wollte Architektur! Die wichtigste Voraussetzung, der gute Baukörper, ist auch durchaus geglückt. Man achte einmal auf die Fernwirkung des Auenroder Speichers. Die etwas aufgelebt wirkende Pilasterordnung tritt völlig zurück; es bleibt allein der große ruhige Umriß, der für alle ländliche Baukunst so wichtig ist!

Daß der Gegensatz zwischen Architekturform und Zweckbau keineswegs unüberbrückbar ist, zeigt als schönstes Beispiel der Speicher in Winzenberg (Abb. 116), der nur wenig jünger sein dürfte als der in Auenrode und Groß-Gublan. Wie hier die Blendnische den Eingang betont und dabei doch ganz in der Fläche bleibt, wie die Halbkreisnischen mit ihren Stichbogenfenstern, die fast ornamentale Reihung der Lüftungsschlitze und der tiefe Ansatz der Halbwalme den Charakter

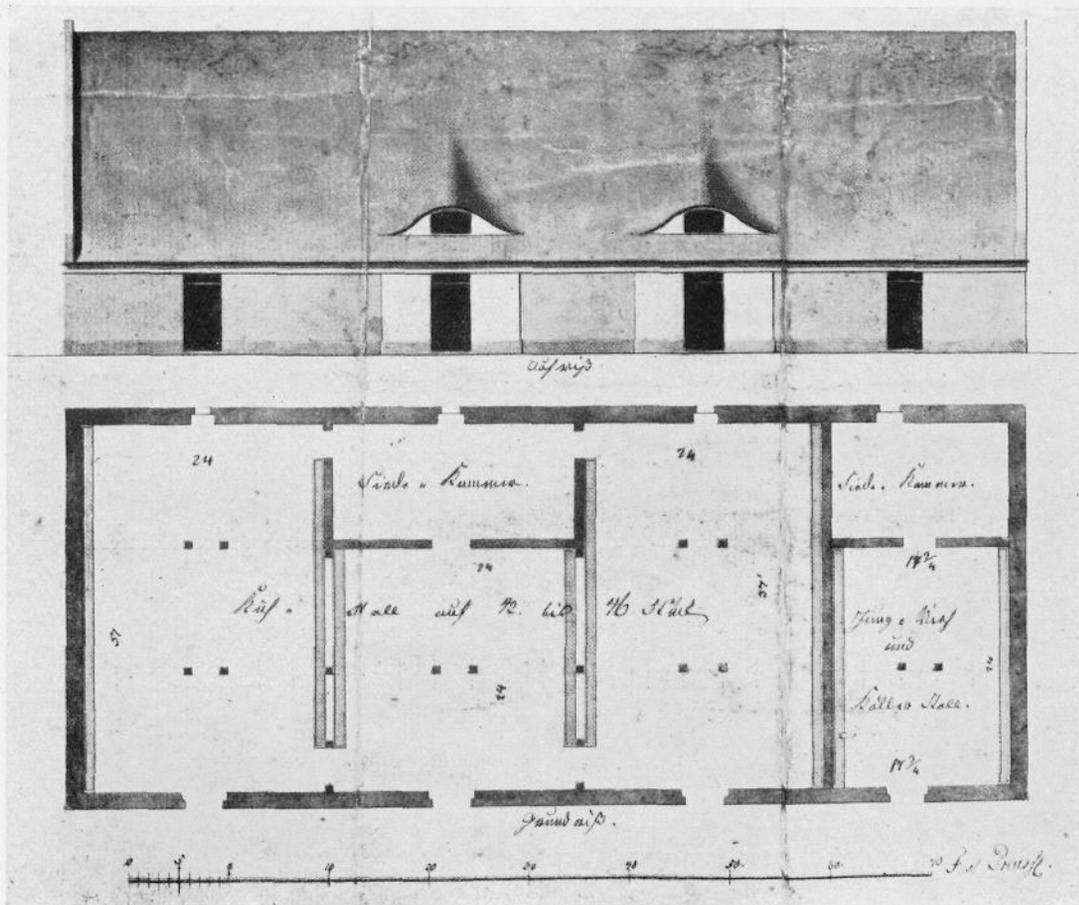


Abb. 127. Entwurf zu einem Ruhstall, um 1820

des landwirtschaftlichen Nutzbaus ausdrücken und dabei doch die Würde des Baus zum Ausdruck bringen, ist ganz ausgezeichnet; das zeugt von einer noblen Baugesinnung und einem wirklichen architektonischen Können.

Neben diesen Speichern, die die reichen Formen des Neuklassizismus tragen, geht eine bescheidenere Reihe, die sich ganz an die bewußte Einfachheit der Zeit um 1800 anlehnt. Hierher gehören vor allem die kleinen einstöckigen Bauten wie Dornfeld und Nieder-Birken (Abb. 120), die in ihren schlichten Fassaden etwas Zeitloses besitzen, und deren Entstehungszeit sich eigentlich nur aus ihrer Gesamthaltung, dem „Habitus“ wie der Naturforscher sagt, gefühlsmäßig erkennen läßt.

Auch der Entwurf zu dem schönen Getreidespeicher der Königshütte von 1809 (Abb. 111) zeigt diese betonte Einfachheit. An ihm kommt die Farbe wieder zur Geltung, die um diese Zeit erneut an Bedeutung gewinnt. Mit ihr wird vor allem die charakteristische Horizontaleinteilung unterstrichen, die der Neuklassizismus gern seinen Bauten gibt, um das Gelagerte und Kubische an ihnen zu betonen, die wir in Eschendorf (Abb. 117) wiederfinden, und die auch für so späte Bauten wie Maßdorf und Weidental (Abb. 122, 123) noch bezeichnend ist. Diese beiden letzten Bauten, die in ihren Fassaden die kühle Haltung des ausgehenden Klassizismus zeigen, sind in ihrem Gesamtumriß noch einwandfrei, und doch fühlt man, daß die Einzelverhältnisse schlechter

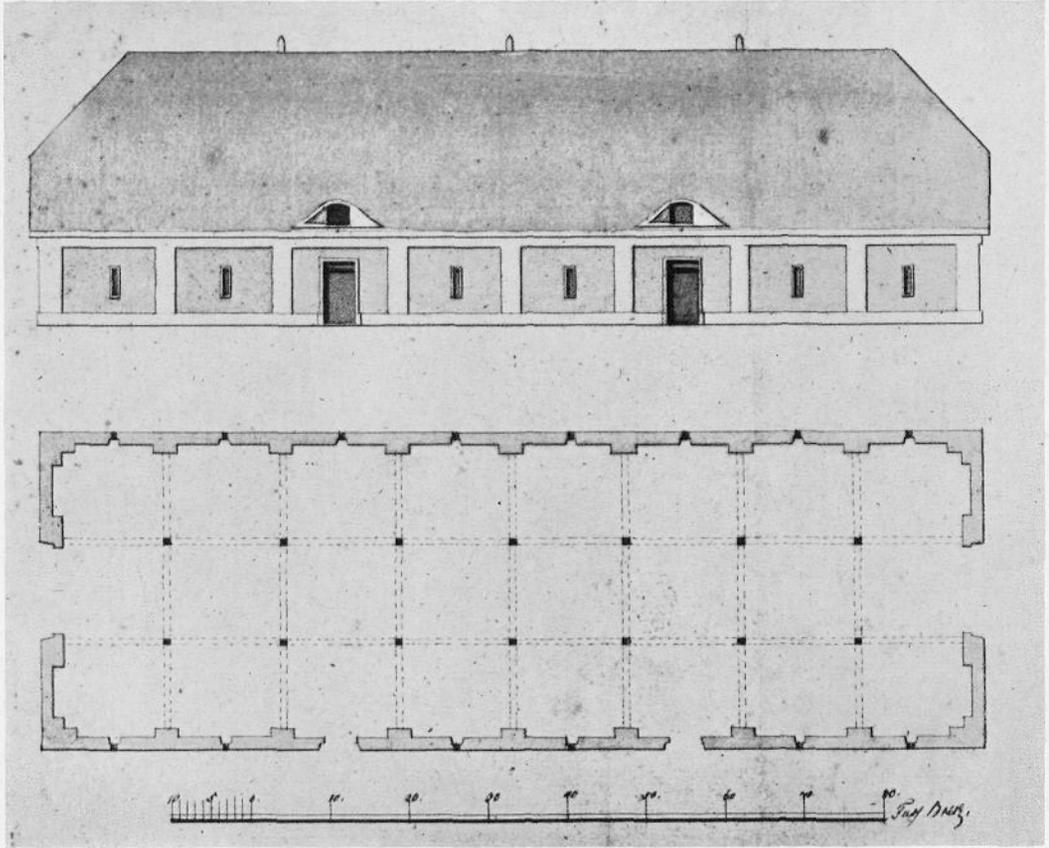


Abb. 128. Entwurf zu einem Schafstall, um 1790



Abb. 129. Dominialscheune mit Kalksteinpfeilern in Niederkirch (Kreis Groß-Strehlitz).  
Mitte des 19. Jahrhunderts



Abb. 130. Forstgebäude in Schloßwalden (Kreis Rosenberg), um 1820



Abb. 131. Ehemalige Brennerei in Wallhof (Kreis Rosenberg). Anfang des 19. Jahrhunderts



Abb. 132. Dominiälscheune in Schurgast (Kreis Falkenberg), um 1830

geworden sind. Die Fenster sitzen nicht mehr so ausgewogen in der Fläche, ihnen fehlt sozusagen das Unverschiebliche; auch hat der ganze Bau etwas Starres bekommen. Man sieht diese Ungelöstheit vielleicht am deutlichsten, wenn man hier das kleine Wirtschaftsgebäude in Althammer (Abb. 118) oder die Giebelseite des Stallgebäudes von Seifersdorf (Abb. 119) zum Vergleich heranzieht, die kaum zwanzig Jahre älter sind. Alle Öffnungen, Türen, Tore, Bodenluker, Lüftungsschlitze haben mit unfehlbarer Sicherheit die richtige Größe und Stellung erhalten; sie lassen sich nach keiner Richtung hin ändern, wenn die Maßverhältnisse sich nicht verschlechtern sollen.

Leider sind uns von diesen Stallgebäuden der Zeit um 1800 nur wenige erhalten geblieben. Ein so charaktervoller Bau wie der große Schaffstall des Domänenamtes Kreuzburg (Abb. 126) ist auch nur durch Zufall auf einer alten Bauzeichnung überliefert. Er stammt von dem Bauinspektor Fritsche, vermutlich dem gleichen Baumeister, der mit der schönen Gruppe von Kirche, Pfarrhaus und Schule die eine Schmalwand des Hüttenplatzes in Jakobswalde geschaffen hat (Abb. 302).

Auch von den alten Massivscheunen ist aus den gleichen oben genannten Gründen nur wenig bis auf unsere Zeit gekommen. Hier müssen vor allem die Hofscheunen von Soppau genannt werden, die mit der straffen Zusammenfassung ihrer Lüftungsschlitze zu einem fast ornamental wirkenden Muster eine vorbildliche Lösung dieses Gebäudetyps zeigen (Abb. 133). Wie diese für die Massivscheunen so kennzeichnenden Lüftungsschlitze bei streng klassizistischer Einstellung durchgebildet wurden, zeigt eine Scheune in Schurgast (Abb. 132), die sich fast in der gleichen Form auf einer Domäne dicht bei der Stadt Pleß wiederfindet. Hier sind die senkrechten Stoffugen der Puzquaderung zu rechteckigen Luftöffnungen erweitert, die Lagerfugen dagegen

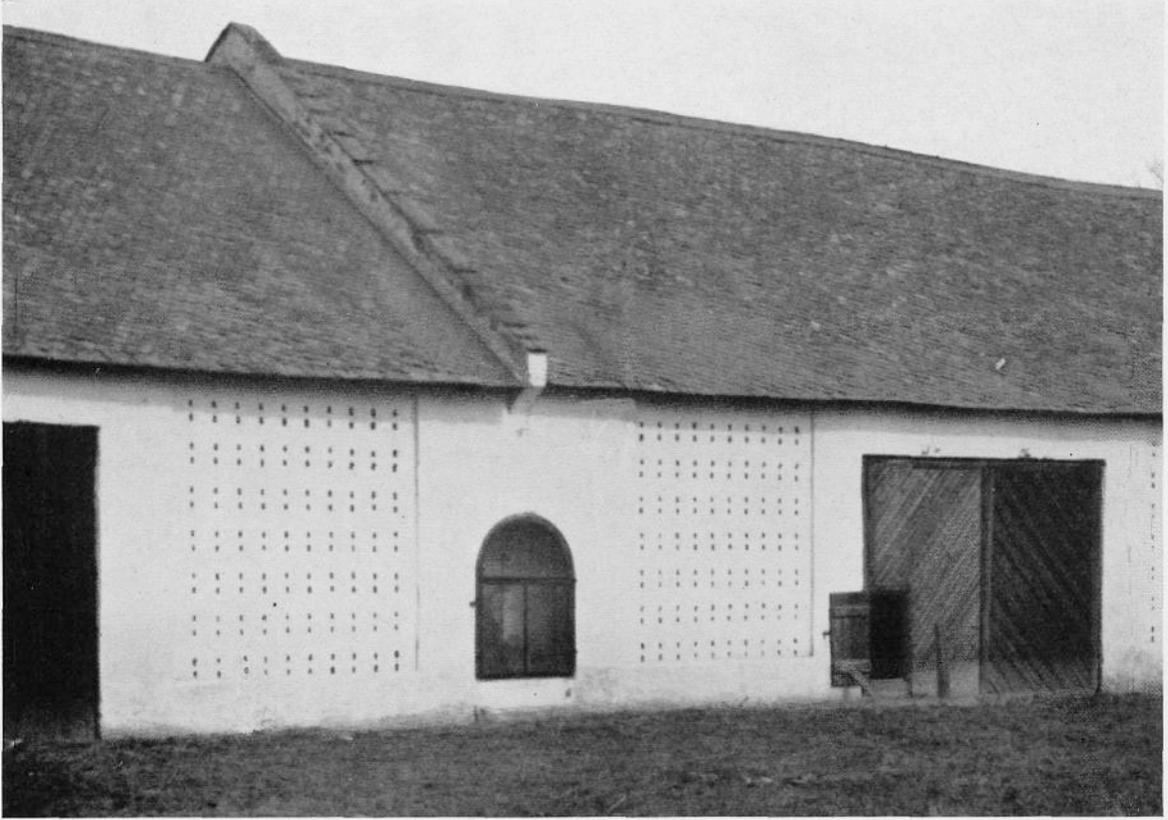


Abb. 133. Dominiatscheune in Soppau (Kreis Leobschütz), um 1850.

nur im Puz angedeutet. Diese klassizistische Richtung entwickelt sich ebenso wie die Neugotik seit etwa 1820 zu einer ausgesprochenen Stilarchitektur, für die wir in Dmehau und Thomas (Abb. 124, 125) zwei sehr bezeichnende Beispiele finden. Gewiß sind hier die Stilformen nicht ohne Geschick dem Zweck des Gebäudes angepaßt. Die große Überlieferung verhindert noch eine geraume Zeit wirkliche Entgleisungen. Und doch sieht man deutlich: noch ein Schritt weiter in dieser Richtung, etwas weniger gute Verhältnisse, etwas mehr Abneigung gegen die ruhige Fläche und noch etwas bewußter eine reine Stilarchitektur als Selbstzweck, das heißt hier Architektur ohne Rücksicht auf Lage, Umgebung und Zweckbestimmung des Baus, und der Verfall ist da. So schließt um 1840 die Reihe der landwirtschaftlichen Bauten, die aus der zusammenhängenden Überlieferung einer geschlossenen Baukultur entstanden sind. Die Höhe dieser Entwicklung umfaßt das halbe Jahrhundert zwischen 1770 und 1820. Die Gestaltungskraft dieser Zeit ist bei den großen Gütern weder vorher noch später erreicht worden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts tritt, wie überall in Stadt und Land, auch hier der gleiche Verfall ein. Die großen Gutshöfe sind heute ebenso wie die Gehöfte der Bauern fast überall verhandelt. Ansätze zur Besserung verspürt man wohl hier und da; aber es fehlt noch viel, bis die Höhe der alten Baukultur wieder erreicht wird. Zweckmäßigkeit, Dauerhaftigkeit und Schönheit brauchen im landwirtschaftlichen Bauen keine Gegensätze zu sein, — das zeigen wohl unsere Bilder. Wichtiger aber ist das Gefühl der Verpflichtung, das die Leistungen vergangener Geschlechter im Bewahren des Alten und Gestalten des Künftigen verlangen. Haus und Hof, bestelltes Land und gepflegter Wald sind gestaltete Natur; sie bilden die innere Einheit jedes Besitzes; Besitz aber verpflichtet.

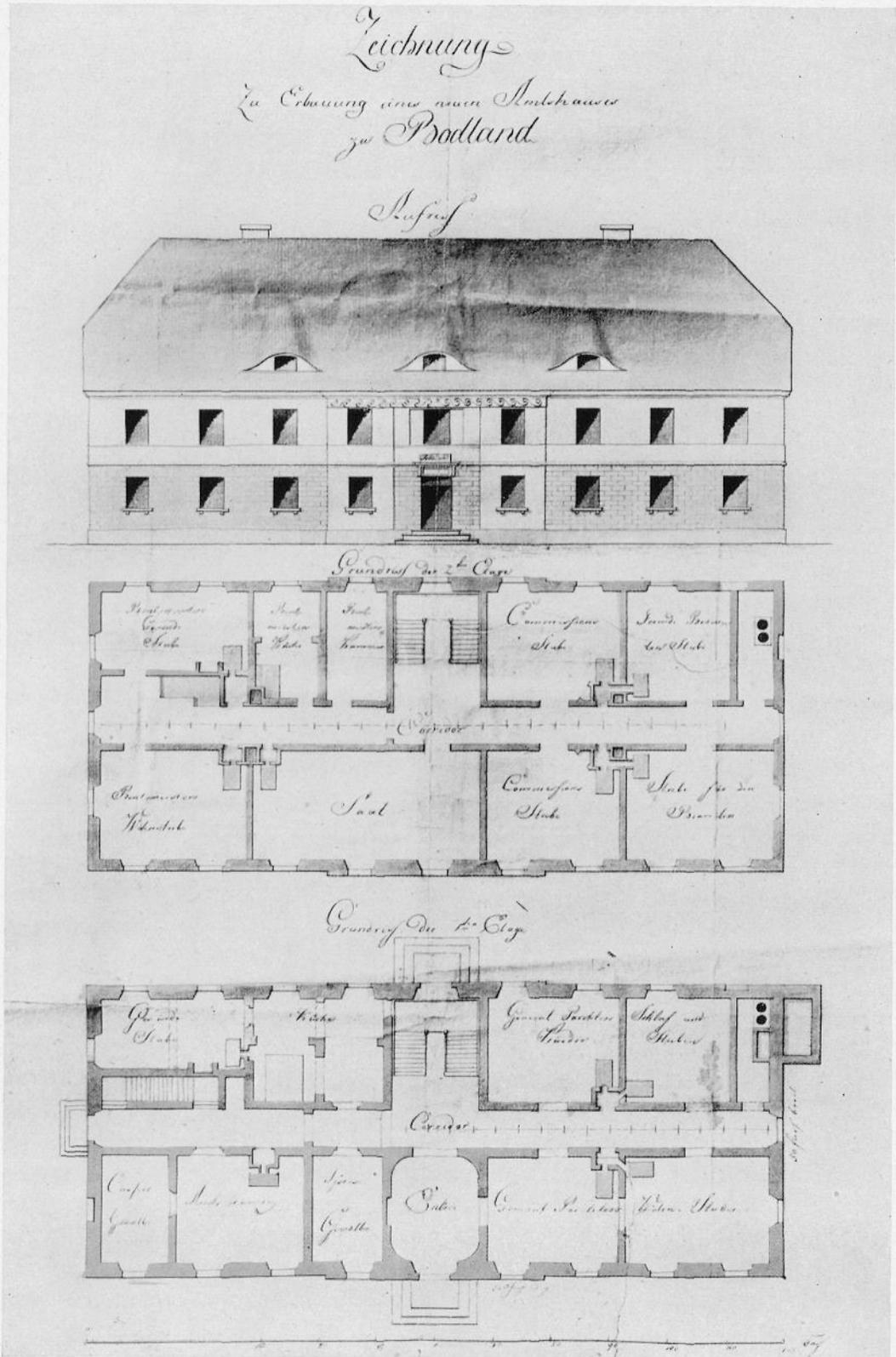


Abb. 134. Entwurf zum Amtshaus Bodland (Kreis Rosenberg), um 1800

## Die Herrenhäuser

Das einfache alte Herrenhaus Oberschlesiens war wie das Bauernhaus meist ein Holzbau. Vom Bauernhaus her leitet es auch seine Anfänge ab; doch ist von ihm nichts erhalten geblieben. Der wachsende Wohlstand und die höheren Wohnansprüche haben es spurlos verschwinden lassen. Daß es bis Ende des 18. Jahrhunderts aber in größerer Zahl tatsächlich bestanden hat, wissen wir aus zeitgenössischen Berichten. So wundert sich noch im Jahre 1780 „ein reisender Engländer“ über die vielen hölzernen Gutshäuser in Oberschlesien, die „wie die Bauernhütten größtenteils von aufeinandergelegten Baumstämmen gebaut waren, von innen ebenso unbequem und unrein wie jene“<sup>1)</sup>. Aus dem Vergleich mit den ältesten Gutshäusern anderer östlicher Provinzen können wir uns ein Bild dieses alten Herrenhauses machen, das Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat, auch wenn wir seine Formen im einzelnen nicht mehr kennen.

Der Landadel war vielfach auch in Oberschlesien sehr arm, hatte, wie wir sahen, im Vergleich zu seinen heutigen Ackerflächen nur wenig Land unter dem Pfluge und lebte in einfachen, ausgesprochen patriarchalischen Verhältnissen, die sich fraglos auch im Grundriß des Hauses ausgewirkt haben. Die Erzeugnisse der Gutswirtschaft wurden zum großen Teil im eigenen Haushalt verbraucht, denn ein zahlreiches Gesinde war zu beköstigen. So muß dieses Haus neben einigen Wohnstuben eine Reihe von Wirtschaftsräumen enthalten haben, die sicher ganz zu ebener Erde lagen und ohne Flur nur durcheinander zugänglich waren. Das Haus war also verhältnismäßig lang gestreckt, hatte niedrige Zimmer mit kleinen Fenstern, war nur zum geringen Teil unterkellert und ohne Obergeschloß. Unter dem großen, mit Stroh oder Schindeln gedeckten Dach wird man Feld- und Gartenfrüchte getrocknet und aufbewahrt haben. In den großen Waldgebieten rechts der Oder hat wahrscheinlich der Schrotholzbau vorgeherrscht, während in den waldärmeren Kreisen der mittelalterlichen deutschen Besiedlung wahrscheinlich der Fachwerkbau überwog. Auch in der Kreuzburger Gegend scheint das Fachwerk die bodenständige Bauart der Gutshäuser gewesen zu sein<sup>2)</sup>. Die Schrotholzbauten der südlichen und östlichen Kreise trugen vielleicht der größeren Wärmehaltung und Feuericherheit wegen einen gefalften Lehmbewurf. So dürfen wir uns das alte obererschlesische Gutshaus dieser Gegenden ähnlich wie das Hüttenamt in Jakobswalde (vgl. Abb. im Schlußkapitel) denken, nur daß es in der Mehrzahl der Fälle wahrscheinlich kleiner war und statt des Mansardendaches ursprünglich ein Walm- oder Satteldach trug.

Neben diesen alten Herrenhäusern aus Holz, deren letzte Reste wahrscheinlich erst zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts verschwunden sind, und deren Hauptkennzeichen das in gewissem Sinne zeitlose bodenständige Element war, hat es nun eine Reihe von massiven Bauten gegeben, die mit der Burg und dem festen Schloß in Zusammenhang standen. In Grundriß und Aufriß schließen sie sich stärker an die herrschenden Architekturformen der Zeit an. Wir können im Osten ihre Entwicklung aus der Spätgotik über die Renaissance bis zum Barock verfolgen. Sie sollen uns hier jedoch nicht beschäftigen, ebensowenig wie die monumentalen Schloßanlagen, denn wir haben es nur mit den Herrenhäusern zu tun, die in den Kreis der einfachen Landbaukunst gehören und zwischen 1750 und 1850 entstanden sind. Für das Verständnis der geschichtlichen und kulturellen Zusammenhänge aber müssen wir noch um ein weiteres Jahrhundert zurückgehen, also etwa bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges.

<sup>1)</sup> Deutsches Museum, Bd. I, Leipzig 1780.

<sup>2)</sup> Eine alte Zeichnung, die sich im Herrenhaus von Schönfeld aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts erhalten hat, zeigt den typischen zweigeschossigen Fachwerkbau, den wir von zahlreichen märkischen oder pommerschen Gutshäusern aus dieser Zeit her kennen.

In den zwei Jahrhunderten nach dem Westfälischen Frieden haben sich die charakteristischen Formen unseres heutigen Großgrundbesitzes entwickelt. Damals ist das Gesicht unserer ostdeutschen Landschaft entscheidend geformt worden. Der landbesitzende Adel hat die weiten Felder geschaffen, die langen Alleen und zum Teil auch die Form unserer heutigen Waldwirtschaft. Auch die alten Parks sind sein Werk und die Herrenhäuser, diese schönsten Blüten der ländlichen Baukunst unseres deutschen Ostens. Mit ihnen hat er große Baugedanken der Zeit verwirklicht, sie dabei aber auf eine entscheidende Art ins Ostdeutsche überfekt. So ist er zum Vermittler hoher Werte der Baukunst geworden.

Das 18. Jahrhundert vor allem ist hier im Osten die große Zeit des Herrenhauses. Damals entstanden all die schlichten Bauten, an die wir zunächst denken, wenn wir uns das herrschaftliche Landhaus vorstellen. Durch den Dreißigjährigen Krieg war der Zusammenhang der architektonischen Entwicklung unterbrochen, und als der Friede geschlossen war, kamen die großen Baugedanken des Barock aus Italien, Frankreich und Holland. Daß sie sich so stark und schnell durchzusetzen vermochten, liegt einmal in der wirtschaftlichen Erstarung, die indirekt mit den Folgen des Dreißigjährigen Krieges verbunden war, und die wenigstens einem Teil des Adels zugute kam; so hatte er Geld und konnte bauen. Zum anderen in dem europäischen Zug, den der deutsche Adel um 1700 noch besaß. So wurde er von den architektonischen Ideen und der Baulust der Zeit erfaßt und wollte bauen.

In Oberschlesien setzt die allgemeine Bautätigkeit des Landadels aber beinahe um 100 Jahre später ein als im übrigen Osten. Erst mußten die Folgen des Siebenjährigen Krieges überwunden werden, denn auch die großen Güter hatten stark unter ihm gelitten. Die Abkehr vom Kriegshandwerk zur Landwirtschaft, der Übergang zu intensiveren Betriebsformen, die Ausdehnung der wirtschaftlichen Flächen und endlich die Errichtung des Landschaftlichen Kreditinstitutes im Jahre 1770 schufen die Grundlagen für die wirtschaftliche Erstarung des Adels, die wir oben kennengelernt haben. So entstanden vor allem im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zusammen mit den neuen Gutshöfen eine ganze Reihe neuer Herrenhäuser. Die anschauliche Schilderung, die der Kriegs- und Domänenrat v. Kloeber 1780 von dem veränderten Bild der schlesischen Gutshäuser ganz allgemein gibt, trifft sicherlich insbesondere auf Oberschlesien zu<sup>1)</sup>: „Wie würde mancher schlesische Edelmann erstaunen, wenn er wieder aufleben und statt seines hölzernen Schlosses oder sogenannten Schlössels, wo er mit seiner Gemahlin und Familie in einem dunklen Gemach zusammen wohnte, speiste und schlief, und wo, wenn Gäste kamen, in einem unförmlichen Saale geschmaust, getrunken, Toback geraucht, gespielt und mit den Hunden zusammen auf einer Streu geschlafen wurde, ein zierliches gemauertes Wohnhaus mit vielen Zimmern, Kammern, Gewölben und bequemen Abteilungen erblicken sollte! Jene dunklen Tapeten von Wolle oder Leder, jene Hirschköpfe mit großen Geweihen, jene Porträts von ungeheuren wilden Schweinen, Wölfen, Hunden, Luchsen, welche die Wände zierten, jene kleinen Spiegel mit großem Laubwerk sind verschwunden. Sie haben Eichtlers<sup>2)</sup> Gipsarbeiten, Steins<sup>2)</sup> feingeschnittenen Trumeau-Rahmen und Figuren und Bartsches munteren Landschaften oder schönen englischen, französischen und Bausischen Kupferstichen Platz gemacht. Statt jener großen schwarzen Kachelöfen machen Kramers<sup>2)</sup> zierlich geformte Öfen mit Vasen eine Verschönerung der Zimmer aus.“

Mit diesen Neubauten begann sich bald auch ein höherer Lebensstil durchzusetzen; die primitiven Formen derb-materieller Genüsse verschwanden und machten höheren Kulturgütern Platz.

<sup>1)</sup> v. Kloeber a. a. D.

<sup>2)</sup> Breslauer Kunsthandwerker; näheres über sie bei Krause, B., „Verikon bildender Künstler und Kunsthandwerker in Oberschlesien“, Bd. II. Dypeln 1935.

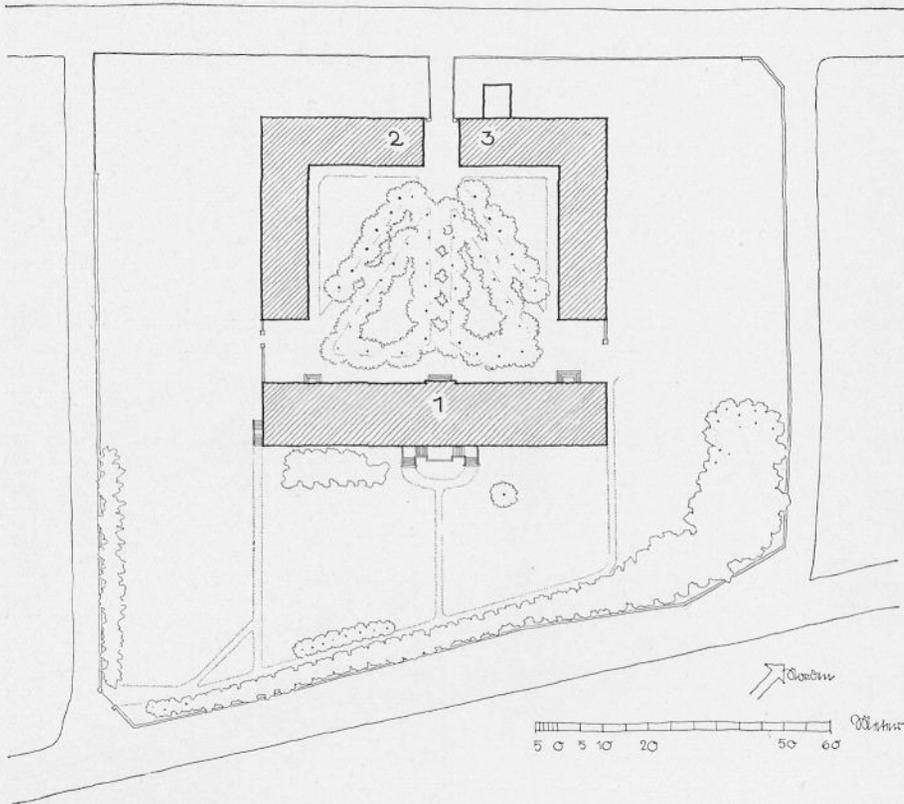


Abb. 135. Lageplan des Schlosses in Nassiedel (Kreis Leobschütz). — 1. Schloß, 2. u. 3. Wirtschafts- und Stallgebäude. Mitte des 18. Jahrhunderts

So wurden in zahlreichen Häusern wertvolle Bibliotheken angelegt; man begann Bilder, Plastiken, Porzellane zu sammeln; Naturalienkabinette wurden begründet, auf größeren Besitzungen richtete man sogar Bühnen ein, auf denen Opern, Lustspiele, Ballette und Allegorien zur Aufführung kamen; vor allem aber wurde die Musik gepflegt. Das Konzerthaus in Carlsruhe, in dem Karl Maria v. Weber mit dem Herzog von Württemberg musizierte, zeugt von den künstlerischen Ansprüchen der Zeit; es steht noch heute in den alten Parkanlagen als Ruine. Um die Jahrhundertwende traten beim Adel dann auch die literarischen Neigungen stärker in den Vordergrund. 1788 wird auf Lubowitz in Oberschlesien Josef v. Eichendorff geboren, der größte Sohn des Landes. Um 1800 nimmt der ostdeutsche Adel eine so bedeutende Stellung im geistigen Leben der Nation ein wie niemals vorher oder später.

Der neue Lebensstil des Adels schuf sich also schnell seinen eigenen Rahmen, es entstand eine starke und gesunde Konvention und in ihr wurden die einzelnen Typen des Herrenhauses geformt und weiterentwickelt. Im deutschen Osten ist seit dem Dreißigjährigen Krieg die Einheitlichkeit dieser Konvention so stark, daß sich die Entstehungszeit der meisten Herrenhäuser bereits aus der Form ihrer Grundrisse auf 25 bis 30 Jahre genau bestimmen läßt.

Das typische Herrenhaus des 18. und 19. Jahrhunderts ist also nicht in dem Sinne bodenständig, in dem es etwa die einzelnen Erscheinungsformen des Bauernhauses sind. Es ist hier wie in allen andern Gebieten des Reiches zunächst der ins Deutsche übertragene Baugedanke der europäischen Adelskultur, ist in zweiter Linie ostdeutsche Form, dann erst österreichischer oder böhmisch-schlesischer Barock oder preussisch-friderizianischer Klassizismus. Wie weit wir endlich



Abb. 136. Grabmal des Kammerherrn v. Saß in Saßstädt (Kreis Cosel), um 1790



Abb. 137. Parkmauer in Muenrode (Kreis Grottkau), um 1790



Abb. 138. „Remise“ in Uenrode (Kreis Grottkau), um 1790



Abb. 139. Pferdeſtall in Uenrode (Kreis Grottkau), um 1790



Abb. 140. Gartenhaus in Tost (Kreis Tost-Gleiwitz), um 1800

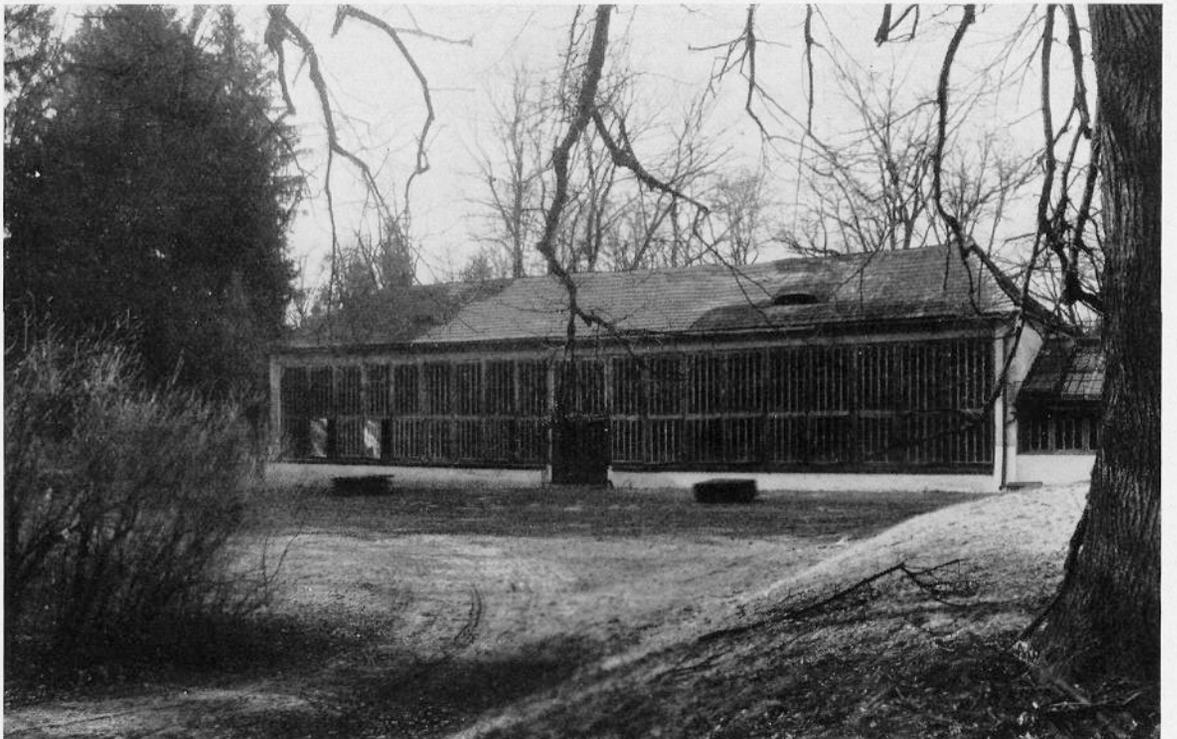


Abb. 141. Drangerie im Park von Ehrenforst (Kreis Cosel), um 1800



Abb. 142 (links oben) und Abb. 143 (unten). Buchengang und Wasserachse im Park von Reinersdorf (Kreis Kreuzburg). — Abb. 144 (rechts oben). Pavillon im Park von Ehrenforst (Kreis Cosel), um 1790

von oberschlesisch-bodenständigen Elementen reden können, werden wir am Schluß unserer Betrachtung sehen.

Um 1740 zeigen unsere östlichen Herrenhäuser in mehr oder weniger vollendeter Form den typischen Barockgrundriß auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung<sup>1)</sup>. Schon mit dem Eindringen des Barock ist der Begriff der Achsalität und strengen Symmetrie zur unumstößlichen Forderung geworden. Also liegt der Haupteingang in der Mitte der Längsfront und die gleiche Zahl der Fensterachsen wird rechts und links der Haustür symmetrisch nebeneinander aufgereiht. Diese zweiflügelige Tür führt in die große Vorhalle; hier liegt die geräumige Treppe aus Eichenholz, neben dem Gartensaal das Prunkstück des Hauses. Zuweilen ist diese Haupttreppe auch in einen Seitenraum verlegt, steht aber immer in direkter Verbindung mit der Halle, z. B. in Schönfeld. Diese und der hinter ihr liegende Gartensaal sind streng auf Mittelachse gebracht und zu einer architektonischen Raumfolge vereinigt. Die Längsachsen beider Räume stehen senkrecht zueinander, meist so, daß die Vorhalle sich senkrecht in die Tiefe des Hauses erstreckt, der Gartensaal aber quer gelagert ist; er öffnet sich mit wenigstens drei Fenstern beziehungsweise Türen zur Parkterrasse und springt oft als halbes Achteck oder Oval weit vor die Gartenfront. Der Barockpark mit seinen streng geometrischen Formen, seinen klaren Räumen und seinen tiefen perspektivischen Fluchten, die sich in langen Alleen weit in die Landschaft fortsetzen, ist mit dem Haus als eine große architektonische Einheit gedacht. In diese Einheit gehören all die kleinen Tempelchen, Gartenhäuser, Orangerien, die schönen Parkmauern und die graziöse Gartenplastik, von denen uns in Oberschlesien noch manches erhalten geblieben ist (Abb. 136—141). Auch die Längsachsen des Hauses werden zuweilen vom Park aufgenommen. Bei den Zimmern der Gartenfront und oft auch denen der Vorderseite ist nämlich die sogenannte „Enfilade“ durchgeführt, d. h. die Verbindungstüren der einzelnen nebeneinanderliegenden Räume sind auf eine durchlaufende Türachse aufgereiht, die durch die Fenster der Siebelseite in den Park fortgesetzt wird.

Alle Räume sind nur durcheinander zugänglich, ihre Verteilung geschieht häufig schon unter dem Gesichtspunkt der französischen „Commodité“, die bei einer kunstvollen Steigerung der Raumfolge eine geschickte Verbindung der einzelnen Zimmer untereinander anstrebt. Die Küchen- und Wirtschaftsräume liegen bezeichnenderweise jetzt nicht mehr im Erdgeschoß des Hauptbaus, — sonst könnte ja die Enfilade nicht durchgeführt werden —, sondern befinden sich entweder in einem hochliegenden Kellergeschoß, dem sogenannten *Souterrain*, oder man bringt sie in besonderen Seitenflügeln unter, die mit Vorliebe senkrecht zum Hauptbau gestellt werden und mit diesem einen kleinen Ehrenhof umschließen. Dann zeigt der Hausgrundriß die charakteristische U-Form wie zum Beispiel bei dem Gutshaus in Landsberg (Abb. 150) oder bei dem vor einigen Jahren abgerissenen Schloß in Hohenkirch. Falls ein Obergeschoß vorhanden, ist es denkbar einfach, bei den kleineren Gutshäusern sind die einzelnen Zimmer von der Treppenhalle aus wie im Erdgeschoß nur durcheinander zugänglich; bei den größeren aber wird ein breiter Längsflur durch das Haus hindurchgeführt, von dem aus alle Räume direkt erreicht werden können.

Diese Grundrissotypen stellen ein Ideal dar, das freilich in Oberschlesien selten in dieser folgerichtigen Ausbildung erreicht wurde. Mit einigen Vereinfachungen und Abwandlungen aber herrschen sie bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ihre weitere Entwicklung vollzieht sich von etwa 1750 an in folgenden vier Abschnitten:

<sup>1)</sup> Für die Grundrissentwicklung im einzelnen muß ich auf meine „Märkischen Herrenhäuser aus alter Zeit“ (Berlin 1929) verweisen. Die dort geschilderten Grundrissreihen gelten im wesentlichen auch für unsere anderen östlichen Provinzen.



Abb. 145. Gutshaus in Dramatal (Kreis Weuthen), um 1800

1. Abschnitt: Auch im Erdgeschoß wird der Längsflur eingeführt und läuft durch die ganze, dreiviertel oder halbe Länge des Hauses, unterbricht aber noch nicht die architektonische Einheit von Vorhalle und Gartensaal. Die Wirtschaftsräume kommen in vielen Fällen ins Erdgeschoß und bringen damit den Verzicht auf die Enfilade; die Treppenausbildung wird wesentlich einfacher (1750—1780).

2. Abschnitt: Mit dem neuen Ideal des englischen Parkes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnen die strengen Achsenbeziehungen zu schwinden, der Gartensaal gilt als altmodisch und verliert seine bevorzugte Stellung in der Mittelachse des Hauses; als einfacher Saal aber lebt er weiter, seitwärts, oder auf die Giebelfronten, oder gar ins Obergeschoß verlegt (Abb. 134). Mit dieser Verlegung aber ist die durch die Tiefe des Hauses laufende große



Abb. 146. Gutshaus in Bischofshof (Kreis Rosenberg). Mitte des 18. Jahrhunderts

Querachse sinnlos geworden, und man ist nur folgerichtig, wenn man jetzt den Längsflur auch hinter der Vorhalle durchführt und diese so von den Räumen der Gartenfront trennt. Die Treppen verlieren ihre architektonische Bedeutung. Sie werden schmaler, oft unbequemer und sind meist nur noch sehr einfach durchgebildet. Gewöhnlich kommen sie jetzt an untergeordnete Stellen im Hause, zuweilen liegen sie gar in der dunkelsten Ecke des Flures (1780—1800).

3. Abschnitt: Um 1790 werden die langen Flure vielfach wieder abgelehnt, vor allem von den Architekten des Gillykreises. Man nimmt den Gedanken der Raumfolge bewußt wieder auf. Für bestimmte Raumformen wie Kreis und Oval herrscht eine neue Vorliebe, doch wird das klare Rechteck des Grundrisses im allgemeinen nicht mehr durch Ausbauten unterbrochen. Meist sind die Wohn- und Gesellschaftsräume wieder nur durcheinander zugänglich, die Treppen aber haben ihre bevorzugte Stellung im Hause endgültig verloren (1790—1810).

Der vierte und letzte Abschnitt (1810—1840) entwickelt die Auflösung der zweiten Stufe weiter. Der Längsflur setzt sich endgültig durch und das Gefühl für die Komposition der Raumfolge geht völlig verloren. Neue Grundrißgedanken treten nicht mehr in Erscheinung.

Dies etwa ist im großen gesehen die Entwicklung des herrschenden Grundrisses durch ein Jahrhundert. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß von etwa 1740 an, wo der strenge Barockgrundriß erreicht wird, im architektonischen Sinne eine gewisse Abwärtsentwicklung, freilich nur im Grundriß, beginnt. Die raumgestaltende Kraft, die Fähigkeit den Grundriß als einheitliches Kunstwerk zu komponieren, läßt langsam nach. Nun darf man sich diesen Wandel freilich nicht stetig und überall gleichzeitig vorstellen; besonders in Oberschlesien hält man oft an den herrschenden Grundrißformen länger fest oder greift gar auf ältere Baugewohnheiten zurück (Abb. 134). Aber irgendwie werden diese doch mit den neuen Baugedanken verquickt, und an dieser Ver-



Abb. 147. Ehemaliges Gutshaus in Ballhof (Kreis Rosenberg), um 1790

bindung läßt sich dann die Entstehungszeit erkennen. So kann man neben den sozusagen „klassischen“ Grundrissen vom Dreißigjährigen Krieg bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine besondere Grundreihreihe verfolgen, die nur einzelne neue Baugedanken aufnimmt und damit die allgemeine Entwicklung nur zum Teil mitmacht. In diese Reihe gehören vor allem die Häuser ohne Untergeschoß und ohne besondere Wirtschaftsfügel; sie haben einen schlichten rechteckigen Grundriß und die Wirtschaftsräume liegen an der Rückfront des Erdgeschosses. Bei ganz patriarchalischen Verhältnissen sind die Wirtschaftsräume auch nur indirekt zugänglich, im allgemeinen aber liegen sie an einem schmalen, kurzen Nebenflur, der von der Giebelseite bis zur Vorhalle läuft und in dieser Hälfte des Hauses die Räume der Vorderseite von denen der Rückfront trennt. Diese Rückseite mit den Wirtschaftsräumen wird vielfach als durchaus untergeordnet behandelt; Fenster und Türen sind allein nach den Bedürfnissen des Innern angelegt, nur die Eingangs- und Giebelseiten zeigen stets jene strenge architektonische Haltung, die die Würde des Hauses verlangt. Ein typisches Beispiel ist hier das alte Gutshaus in Dramatal (Abb. 145). Es ist auch höchst bezeichnend, daß diese einfachen Häuser ursprünglich keine Parks haben; man begnügte sich meist mit einem einfachen Küchengarten, der in streng geometrischen Formen angelegt wurde. Bei den anspruchsvolleren Anlagen stammen die Parks zum größten Teil auch erst aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, aus einer Zeit also, in der der landschaftliche, sogenannte englische Park, die strengen Barockgärten abgelöst hatte. So gibt es in Oberschlesien bis auf verschwindende Ausnahmen (Reinersdorf, Krs. Kreuzburg, Abb. 142, 143) kaum noch Beispiele für die große Gartenkunst der Barockzeit.

Nach welchen Gesetzen wird nun die äußere Erscheinung des Herrenhauses gebildet? Versuchen wir, den Typ einmal in seiner Umgebung zu sehen: inmitten der hohen Baumkronen eines alten Parks erhebt sich ein großes, ruhiges, nur wenig gegliedertes Dach; ein langgestreckter



Abb. 148. Gutshaus in Altenwall (Kreis Cosel). 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts

Baukörper schimmert hell zwischen den Baumstämmen. Seine Baumasse überragt weit die niedrigen Gebäude der Nachbarschaft, und so erscheint das Herrenhaus neben der Kirche als der beherrschende Bau des Dorfes. Seine Würde und Bedeutung kommt allein schon durch die Umgebung und den gesteigerten Maßstab seines einfachen Umrisses zur Geltung. Das Haus wird stets gelagert gehalten, ob es nun ein- oder zweistöckig ist. Seiner Längsausdehnung entspricht die große Breite, und so scheint es mit Grund und Boden verwachsen zu sein (Abb. 146). In dieser charakteristischen Haltung tritt uns das Herrenhaus seit der Mitte des 17. Jahrhunderts entgegen und bleibt so für fast zwei Jahrhunderte herrschend. Seine einfache großzügige Grundform ist das Entscheidende; ihr gegenüber wirkt die architektonische Einzelgliederung nur als Gestaltungsmittel zweiten Grades.

Die meisten Fassaden unserer östlichen Herrenhäuser sind denkbar einfach: das schwach hervortretende Mittelrisalit mit dem bekrönenden Giebeldreieck darüber, das sorgfältig profilierte Hauptgesims, eine einfache Umrahmung von Tür und Fenstern, allenfalls vielleicht noch eine Eckquaderung und unter den Fenstern Blendnischen, das sind die bescheidenen Mittel, mit denen die glatten Puhflächen belebt werden. Einfachheit ist hier Stil geworden.

Praktische Gründe spielten freilich auch eine Rolle: reiche Profile, Gesimse, Pilasterordnungen kosteten viel Geld; auch hatte man in entlegenen Orten oft gar nicht die Handwerker, die sie ausführen konnten, und weder die Bauinspektoren noch die Maurermeister der kleinen Landstädte verstanden sonderlich viel von den Säulenordnungen der großen Architektur<sup>1)</sup>. So bilden diese einfachen Herrenhäuser in ihrer ruhigen klassizistischen Gesamthaltung eine Reihe, die letzten Endes auf Palladio zurückgeht und die sich durch das ganze 18. Jahrhundert in ihren formalen

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu den Brief des Bauinspektors Pohlmann an die Breslauer Kammer im Schlußkapitel.



Abb. 149. Gutshaus in Dmehau (Kreis Kreuzburg), um 1820

Einzelheiten nur wenig ändert, die kaum barocke Formen zeigt und die dann um 1800 organisch in den zurückhaltenden Klassizismus der Gillyzeit einmündet, in den großen preussischen Stil.

Charakteristisch für die äußere Erscheinung dieser Reihe sind auch hier die Dachformen. An ihnen läßt sich gleichfalls die Entstehungszeit ungefähr bestimmen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege setzt sich das allseitig abgewalmt Mansardendach gegenüber dem steilen Walmdach immer mehr durch, und um 1700 ist es bereits herrschend. Sein Vorzug ist zunächst ein durchaus praktischer: man hat zwei Böden übereinander, die für die Hauswirtschaft als Speicher- und Trockenraum besonders willkommen sind. Zu Wohnzwecken wurden diese Bodenräume, wenigstens bei den zweistöckigen Häusern, ursprünglich nicht ausgebaut. So gab es hier auch nur wenige Dachfenster und diese wenigen waren sehr klein, so daß die Fläche des Daches kaum durchbrochen wurde. Die fast monumentale Wirkung, die von manchen alten Gutshäusern ausgeht, beruht zum großen Teil auf der Geschlossenheit ihrer ruhigen Dachflächen (Abb. 146, 155).

War das Herrenhaus dagegen nur einstöckig, so bestand oft ein Bedarf an Gastzimmern, Nebenräumen und Gesindestuben, besonders wenn Seitenflügel und „Souterrain“ fehlten. Daher wurde seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der untere Teil des Mansardendaches auf den Schmalseiten nicht mehr abgewalmt, sondern man baute jetzt auf beiden Giebeln 1—2 Stuben aus. Wenn man nun noch das Mittelkrisalit auf beiden Seiten zweistöckig hochführte, so daß auch hier noch je eine Stube untergebracht werden konnte, so war der untere Teil des Mansardendaches bis auf die schmalen Dachkammern in den vier Ecken völlig ausgebaut, und wir kommen so zu dem charakteristischen einstöckigen Herrenhaustyp, den wir im Osten in zahllosen Beispielen finden und dessen klassischer Vertreter in Oberschlesien Altenwall im Kreise Cosel ist (Abb. 148).

Diese Form des Mansardendaches hält sich in ihren letzten Ausläufern bis etwa 1820 (Dmehau, Krs. Kreuzburg, Abb. 149); von 1780 an aber wird sie bereits vom Walmdach stark zurückgedrängt. Da dessen Neigungswinkel jetzt meist etwas unter 45 Grad liegt, tritt das Dach in seiner äußeren Erscheinung stärker zurück. Wie im Innern die Treppe, so beginnt jetzt im Äußern das Dach an architektonischer Bedeutung zu verlieren. Praktische Gründe können dafür kaum ausschlaggebend gewesen sein; vielmehr hängt diese Unterdrückung des Daches mit den veränderten Vorstellungen vom Baukörper zusammen, die sich mit dem strengen Klassizismus um 1800 immer mehr durchzusetzen beginnen. Das Gefühl für den reinen Kubus der Baumasse wird entscheidend (Abb. 156, 158—160).

Auch jetzt baut man mit Vorliebe die beiden Giebel zu Dachstuben aus, und so wird das verhältnismäßig flache Satteldach mit Halbwaln zur charakteristischen Dachform um 1800, das wir in einem schönen Beispiel in dem Gutshaus von Wallhof (Abb. 147) finden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts führt dann der strenge Neuklassizismus auch das reine Satteldach ein, die einfachste aller Dachformen. Birken im Kreise Cosel ist hierfür das bezeichnendste Beispiel (Abb. 161, 162).

Neben diesen klassizistischen Herrenhäusern palladianischer Richtung, für die in Oberschlesien besonders Wischdorf, Alteneichen, Altenwall, Klein-Althammer und vor allem Landsberg, dieses schönste unter den ganz einfachen Gutshäusern, kennzeichnend sind, finden wir eine zweite Reihe von Herrenhäusern, die in ihren architektonischen Einzelheiten die herrschenden Stilformen der Zeit stärker zur Geltung bringen. An ihnen vor allem lassen sich die Einflüsse der großen Kulturmittelpunkte feststellen.

Leider ist man in Oberschlesien nicht sehr pfleglich mit dem Besitz an alten Herrenhäusern umgegangen. Die starke Industrialisierung der Südostecke der Provinz hat die alten Bauten dort fast alle verschwinden lassen. Aber auch in den andern Teilen waren der zunehmende Wohlstand und die erhöhten Wohnansprüche ihrer Erhaltung nicht günstig. Besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind an ihrer Stelle pomphafte Neubauten von zweifelhaftem Wert entstanden, die sich in ihrer architektonischen Haltung nicht im entferntesten mit den alten Häusern messen können. Aber selbst in der neueren Zeit, als man schon um die hohen künstlerischen Werte dieser alten Häuser hätte wissen können, hat man sie nicht geschont. So müssen wir froh sein, wenn hier und da wenigstens gute Aufnahmen von ihnen erhalten geblieben sind. Vieles ist trotzdem spurlos verschwunden und große Lücken unterbrechen den Zusammenhang. So dürfen wir nicht versuchen, hier systematische Reihen aufzustellen, sondern müssen uns begnügen, zufällig erhaltene Beispiele zu betrachten:

Das einstöckige Herrenhaus von Niklasfähre, Krs. Falkenberg (Abb. 151), gibt mit seinen kräftigen Pilastern und der aufgelösten Form des Mittelgiebels ein gutes Beispiel für den ländlichen schlesischen Barock um 1740. Das Haus kehrt seine Eingangsseite dem Wirtschaftshof zu, ist von diesem aber durch einen geräumigen Vorgarten getrennt und wird gegen den Hof durch eine kleine Kapelle abgeschlossen, die sich in einer hohen Mauer mit nischenartig ausgebildeten Bögen nach beiden Seiten hin fortsetzt. Auf diese Kapelle führen von den Seiten her die beiden Hofeinfahrten zu (Abb. 76): die ganze Anlage ist ein schönes Beispiel für die Baugesinnung des Barock, die Herrenhaus, Hof und Garten als große architektonische Einheit empfand und diese Einheit bereits in den Lageplänen klar zum Ausdruck brachte (Abb. 135).

Das zweistöckige Soppau, Krs. Leobschütz (Abb. 152), das etwa um 1760 entstanden sein dürfte, weist mit seiner verhältnismäßig gedrungenen Baumasse mehr auf städtische Adelspalais hin. Hier war zweifellos die sichere Hand eines künstlerisch reifen Baumeisters aus einer größeren



Abb. 150. Ehemaliges Gutshaus in Landsberg (Kreis Rosenberg). Letztes Viertel des 18. Jahrhunderts



Abb. 151. Gutshaus in Niklasföhre (Kreis Falkenberg), um 1740



Abb. 152. Gutshaus in Soppau (Kreis Leobschütz), um 1760



Abb. 153. Oberförsterei in Lenzing (Kreis Dppeln), um 1830



Abb. 154. Ehemaliges Gutshaus in Gnadenfeld (Kreis Cosel), um 1780



Abb. 155. Altes Gutshaus in Alteneichen (Kreis Rosenberg), um 1770



Abb. 156. Gutshaus in Schönfeld (Kreis Kreuzburg), um 1780



Abb. 157. Gutshaus in Horneck (Kreis Ost-Gleiwitz). 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Mittelteil um 1800

Stadt tätig. Dafür spricht das Fehlen aller ländlicher Besonderheiten, die gute Verteilung der Schmuckformen und die starke Untergliederung der Gesimse. Man empfindet die Architektur dieses Hauses nicht als eigentlich ostdeutsch; hier kommt vielmehr ein Formgefühl zum Ausdruck, das sich am süddeutsch-österreichischen Barock entwickelt hat.

Ausgesprochen preussisch-friderizianisch wirkt dagegen das kleine Gutshaus von Gnadenfeld (Abb. 154), das sich der Begründer dieser Herrnhuter Handwerkerkolonie, ein Herr von Seydlitz, um 1780 im Coseler Kreise erbaut hat. Die Eingangsseite gibt ein gutes Beispiel dafür, wie weit man bei einem verhältnismäßig kleinen Baukörper die Fläche des Daches mit Fenstern gerade noch belasten darf, ohne daß die ruhige Gesamtwirkung zerstört wird. Mit ihren weißen Quaderungen und Gesimsen, die sich von dem ockergelben Grund scharf abheben, ist die Fassade von stark farbiger Wirkung.

Auch das Alteneichener Gutshaus im Kreise Rosenberg (Abb. 155) war in seiner Architektur ursprünglich fast ganz auf die farbigen Gegensätze gestellt. Heute sind die roten Eisenen auf ockergelbem Grund nur noch schwach zu erkennen. Diesen starken Farben gegenüber müssen die einfachen Profile der Fensterumrahmungen fast ganz zurückgetreten sein. Die Barockzeit liebte kräftige Farben, und wir müssen uns die alten Gutshäuser dieser Zeit im allgemeinen viel farbiger vorstellen, als wir sie heute zu sehen gewohnt sind. Große Balkone aber schätzte man in der Barockzeit nicht sonderlich. Der Balkon des Alteneichener Hauses stammt offenbar erst aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts; für die späte Entstehungszeit ist er auffallend gut in seinen Verhältnissen. Er fügt sich dem Hause im richtigen Maßstab an und beeinträchtigt nicht die Ruhe der Fassade.



Abb. 158 u. 159. Oberförsterei in Klein-Althammer (Kreis Cosel), um 1820;  
unteres Bild nach einem alten Steindruck

Um 1780 herum macht sich mit dem frühen Neuklassizismus eine Richtung geltend, die sich bemüht, die Baumasse des Hauses niedrig zu halten und zu strecken, um den Eindruck des Gelagerten und Erdverbundenen zu erreichen. So drückt man etwa den Sockel und verzichtet auf das Untergeschoß. Die Wirtschaftsräume kommen zu ebener Erde und mit ihnen verlängert man die Front des Hauses. Die Schlaf- und Gasträume des Obergeschosses erhalten ganz niedrige Stockwerkshöhen und also auch entsprechend kleine Fenster. In Schönfeld, Krs. Kreuzburg (Abb. 156), sind diese Obergeschosfenster sogar quer gelagert und so der beherrschenden Fensterreihe des Erdgeschosses gegenüber bewußt unterdrückt. Damit aber ist ein Typ geschaffen, der 15 Jahre später, freilich mit völlig veränderten Einzelheiten, seine Vollendung in dem schönen Park, dem märkischen Landsitz der Königin Luise, findet. Die Einzelheiten von Schönfeld stehen noch in der barocken Überlieferung, verraten aber in der zarten Profilierung ihrer Pilaster die Zeit des beginnenden Neuklassizismus; das Haus ist also etwa um 1780 entstanden<sup>1)</sup>.

Eine etwas gezwungene Verbindung von Barock und Neuklassizismus zeigt Horneck im Kreise Gleiwitz (Abb. 157). Vor die Mitte des alten Barockhauses wurde um 1800 ein wichtiges Risalit mit Rundbogennische und eingestellten gußeisernen Säulen vorgeblendet, die aus dem alten Hochofen zu Horneck stammen. Der neue Mittelteil will aber nicht so recht mit den massigen Seitenflügeln zusammengehen, weil er von ihnen fast erdrückt wird. Wie ein guter Architekt etwa zur gleichen Zeit das anspruchsvolle Eingangsmotiv der offenen Vorhalle löst, zeigt Magdorf, Krs. Kreuzburg (Abb. 160), wohl das bedeutendste Beispiel der neuklassizistischen Zeit in Oberschlesien. Wenn Horneck mit seinem Schindeldach, seinen schönen gußeisernen Säulen typisch oberschlesische Baustoffe zur Geltung bringt und damit im guten Sinne des Wortes einen provinziellen Charakter bekommt, so sprengt ein Bau wie Magdorf völlig den Rahmen des Bodenständigen. Seine Architektur ist nicht mehr schlesisch, sondern im weiteren Sinne ostdeutsch, und so könnte das schöne Haus auch in Brandenburg, Pommern oder im Posenschen stehen. Ist sein Erbauer wirklich Langhans, wie die örtliche Überlieferung wissen will? Einzelheiten, vor allem der Rückseite, scheinen dagegen zu sprechen. Aber wer hatte sonst um 1790 die Kühnheit, den mächtigen Portikus so gewaltsam vor die flächige Fassade zu setzen und dabei doch die Kraft, trotz des völlig veränderten Maßstabes die Einheit des Ganzen zu wahren?

Aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind uns in Oberschlesien zwei Herrenhäuser erhalten, die in ihrem Äußern zwar sehr bescheiden sind und damit ganz in den Rahmen einer wirtschaftlich armen Zeit hineinpaffen, die aber durch die schöne einheitliche Komposition ihrer Hofanlage bei aller Anspruchslosigkeit doch den Charakter des Herrenhauses bewahren:

Das große regelmäßige Sechseck des Gutshofes von Stefansfeld im Kreise Falkenberg haben wir bereits oben kennengelernt. Es ist etwa zwischen 1820 und 1830 erbaut. Fünf Seiten werden von den langgestreckten niedrigen Wirtschaftsgebäuden eingenommen; die sechste füllt das zwei-stöckige Herrenhaus mit seinen angebauten Stallflügeln aus, das auf beiden Seiten von je einem Einfahrtstor flankiert wird. Trotz ihres ausgesprochenen Klassizismus, der ebenso aus dem Sechseck des Lageplanes wie aus dem großen Halbkreisfenster des Herrenhauses oder den Blendnischen der Stallfenster spricht, ist die innere Einheit des Ganzen noch völlig aus den Raumvorstellungen des Barock entstanden (Abb. 82—84).

In Birken umschließen das Gutshaus und zwei Stallgebäude einen rechteckigen Hof. Das

<sup>1)</sup> Der Mittelteil der hier abgebildeten Eingangsseite wirkt durch die verkürzten Pilaster des Obergeschosses und die waagerechte Quaderung des Erdgeschosses etwas kleinlich; er scheint in der Mitte des vorigen Jahrhunderts umgearbeitet worden zu sein. Wesentlich schöner ist die Gartenfront, die zwei Fensterachsen weniger zeigt, durch eine vorgebaute Holzlaube aber leider sehr entstellt wird.



Abb. 160. Gutshaus in Magdorf (Kreis Kreuzburg), um 1790



Abb. 161 u. 162 (unten Hofansicht). Ehemalige Oberförsterei in Birken (Kreis Cosel), um 1840

Wohnhaus liegt in der Mittelachse einer alten Allee und wird auch hier von zwei Torwegen flankiert und mit den beiden streng symmetrisch durchgebildeten Wirtschaftsgebäuden durch hohe Mauern verbunden (Abb. 161, 162). Die formalen Einzelheiten zeigen wie in Lenzing (Abb. 153) deutlich den Einfluß der Schinkelschule; sie sind auch schon etwas dünn und trocken, aber in der Gesamthaltung mit ihrer klaren Raumbildung, der strengen Achsenbeziehung und Symmetrie ist noch die große Überlieferung vorhanden. Birken, das etwa um 1840 entstanden sein dürfte, ist wohl eine der letzten Anlagen, die aus einer großen architektonischen Gesamt-



vorstellung erwachsen sind. Was nach 1840 an Herrenhäusern gebaut wurde, gehört schon der Verfallszeit an, wird nicht mehr architektonisch, sondern bestenfalls malerisch empfunden, ist nicht mehr organisch gewachsen, sondern aus fremden Vorstellungen gezeichnete Stilarchitektur.

Wer waren nun die Baumeister dieser alten Herrenhäuser? Man weiß es nicht, ihre Namen sind vergessen. Auch die alte Baukunst ist in hohem Grade anonym. Wir dürfen aber annehmen, daß nur in seltenen Fällen wie in Maßdorf oder Soppau sich der Bauherr an einen bekannten Architekten in der großen Stadt gewandt habe. Im allgemeinen werden wohl die Bauinspektoren, die in den kleinen Städten wohnten, die Mehrzahl der alten Herrenhäuser entworfen haben. Diese sogenannten Landbaumeister waren vom Staate oder von den Magistraten der kleinen Landstädte angestellt; oft waren sie hier nur halbamtlich tätig. In jedem Falle aber hatten sie das Recht zu freier Arbeit neben ihren eigentlichen Dienstgeschäften. Ihre Privatgebührenordnung war sogar vom Staate offiziell vorgeschrieben. So konnten sie einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des ländlichen Bauwesens ausüben und vor allem auch auf die Bauhandwerker erzieherisch wirken. Da sie in ihrer Baugesinnung noch fest auf dem Boden der alten handwerklichen Überlieferung standen, und zudem auch in der friderizianischen Kolonisation eine gute Schule durchgemacht hatten, waren ihre Leistungen entsprechend gut<sup>1)</sup>. Auf diese hohen Durchschnittsleistungen aber gründete sich die Überlegenheit der alten Baukultur über unser heutiges Bauwesen auf dem Lande. So durfte damals der Bau eines Herrenhauses unbedenklich den kleinen Landbaumeistern in der Provinz anvertraut werden. Durch sie und die ortsansässigen Maurer- und Zimmermeister ist in diese Bauten dann auch das Element hineingekommen, das wir als typisch obererschlesisch empfinden.

Was ist nun aber dieses typisch Obererschlesische? Es ist eigentlich nur gefühlsmäßig zu erfassen, aber kaum mit Worten zu umschreiben. Gewiß, es sind einige Besonderheiten des Werkstoffes und der Form hier vorhanden, die gerade für Oberschlesien charakteristisch sind: vor allem die schöne bodenständige Eindeckung mit Holzschindeln an Häusern wie in dem inzwischen abgerissenen Hohenkirch, Horneck und Landsberg; die Vorliebe für gußeiserne Geländer oder gar gußeiserne Säulen wie in Horneck; vielleicht auch die besondere Form des Mansardendaches, das den oberen Dachteil fast unter den gleichen Neigungswinkel bringt wie den unteren, so daß diese Dächer ungewöhnlich schwer und massig wirken. Aber diese Besonderheiten treten nicht einheitlich auf. Gerade die Dächer von Horneck und Landsberg zeigen den allgemein üblichen Neigungswinkel des Mansardendaches, stellen also den oberen Teil ihrer Dächer wesentlich flacher als den unteren. Und doch wirkt ein Haus wie das in Landsberg als durchaus örtlich bedingt. Es kann nur im Osten stehen und hier wieder nur in Oberschlesien. Gerade die ganz einfachen Herrenhäuser sind bodenständig im schönsten Sinne des Wortes, sie zeigen in ihrer Haltung oft mehr vom Geist der Landschaft als die Bauwerke berühmter Architekten. Diese landschaftliche Bindung besitzen freilich die späten klassizistischen Bauten wie Klein-Althammer, Lenzing und Birken ebensowenig mehr wie Maßdorf. Der strenge Klassizismus unterdrückt bewußt alle örtlichen Besonderheiten.

Überblicken wir noch einmal diese Reihe alter Herrenhäuser, so scheint uns vor allem das stark Gegensätzliche für Oberschlesien bezeichnend zu sein. Aus den Kulturmittelpunkten Wien, Prag, Breslau, Berlin sind die Bauformen der jeweiligen Zeit ins Land gekommen. Wir sehen, wie sich hier die Kulturkreise berühren, durchdringen und gegenseitig befruchten. So stehen die gegensätzlichsten Lösungen oft unvermittelt nebeneinander, aber gleichsam unter der Oberfläche werden die fremden Formen doch meist vom Geist dieses ostdeutschen Grenzlandes abgewandelt.

<sup>1)</sup> Die oft ganz ausgezeichneten Entwürfe der alten Landbaumeister sollen in meiner oben genannten Arbeit über „Das ländliche Bauwesen des deutschen Ostens usw.“ eingehend behandelt werden.



Abb. 164. Schrotholz Kirche in Bürgsdorf (Kreis Kreuzburg), evangelisch

## Der Kultbau

Oberschlesien ist noch heute eine walddreiche Provinz: so denkt man auch bei seinen Dorfkirchen zunächst an die alten Schrotholzbauten, diese Meisterstücke eines bodenständigen Zimmermannshandwerkes, die zusammen mit den hölzernen Dominialspeichern zu dem Besten gehören, was der deutsche Osten auf dem Gebiet des Holzbaus hervorgebracht hat. Bis weit ins 18. Jahrhundert sind die ober-schlesischen Dorfkirchen zum ganz überwiegenden Teil als Schrotholzbauten errichtet worden, und noch heute besitzen wir in den beim Reich gebliebenen Teilen Oberschlesiens mehr als 80 Schrotholzkirchen. Über die Frage ihrer Herkunft, ob deutsch oder slawisch, ist viel gestritten worden. Ein abschließendes Urteil wird wohl erst nach Auswertung ihrer Inventurisation möglich sein, die zur Zeit in umfassender Weise durchgeführt wird. Doch darf man selbst bei größter Vorsicht schon jetzt feststellen, daß die ober-schlesischen Holzkirchen stark von deutscher, vielleicht schon von ostgermanischer Zimmermannskunst beeinflusst worden sind. Hierfür sprechen unter anderem konstruktive Einzelheiten des Wandgefüges und der Dachkonstruktion; auch die Untersuchungen Schiers über die „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa“ legen diesen Schluß nahe<sup>1</sup>).

Der große Reiz, der von den alten Schrotholzkirchen ausgeht (Abb. 164, 169, 170), beruht zunächst auf der schönen Einheitlichkeit des Materials. Vom Schwellenfranz bis zur Firstschindel ist alles aus Holz, dem die Natur selbst seine Farben gegeben hat: vom hellen Silbergrau über ein leuchtendes Moosgrün bis zum stumpfen Braun. Zum andern auf der Einfügung in die Landschaft: die alten Kirchen bilden mit ihrer Umgebung eine untrennbare Einheit. Zu ihnen gehören die Friedhöfe mit den alten Bäumen und dem Ring der hölzernen Umzäunung. Auch die Umwehrung von Friedhof und Kirche wurde mit der gleichen handwerklichen Sorgfalt durchgeführt wie die Kirche selbst. Hier haben die alten Zimmermeister vor allem zwei vorbildliche Lösungen entwickelt, die wir in ihren konstruktiven Einzelheiten wiedergeben (Abb. 165, 171).

Die konstruktive und handwerkliche Logik, in der Grundriß und Aufbau aus den Forderungen des Kultes entwickelt sind, ist das Dritte, was die äußere Erscheinung dieser alten Kirchen so bezwingend macht. Durch das Einziehen des Chortheiles, den seitlichen Anbau der Sakristei, die Anlage äußerer Treppen zu den Emporen und durch die gesonderte Stellung, die der Turm oft einnimmt, entsteht ein stark bewegter Grundriß, über dem die alten Zimmerleute unbekümmert um die winklerechte Ausmittlung Wände und Dach errichtet haben. So entstehen oft völlig bizarre Umrisse. All die kleinen vorgehängten Wetterdächer, die windschiefen Dachflächen mit ihrer tief herabgezogenen Abschleppung, unter die zuweilen noch ein äußerer säulengetragener Umgang mit einbezogen ist, sind hier aber nicht aus irgendeinem vagen romantischen Gefühl entstanden, sondern haben nur den Sinn, dem Bau eine möglichst geschlossene Dachhaut zu geben, um ihm einen wirksamen Schutz vor den Angriffen des Wetters zu bieten.

Als Viertes ist endlich das sichere und unverbildete künstlerische Gefühl zu nennen, das aus den guten Verhältnissen des Ganzen und seiner Teile spricht. Mit welcher Feinheit wird z. B. an der Bürgsdorfer Kirche das Motiv des Steilgiebels in immer größeren Verhältnissen dreimal wiederholt und abgewandelt: zunächst am kleinen Torhaus, das so gut in die hölzerne Umwehrung eingliedert ist, dann am Eingangsvorbau und endlich am Hauptkörper der Kirche selbst! Das kleine Torhaus trägt die Jahreszahl 1753, und das auf der entgegengesetzten Seite wurde ein Jahr später errichtet (Abb. 165, 167, 168). Die Kirche selbst ist, wenigstens in einzelnen Teilen, wesentlich älter. Wahrscheinlich stammt nur der Giebelvorbau und vielleicht auch

<sup>1</sup>) a. a. D.

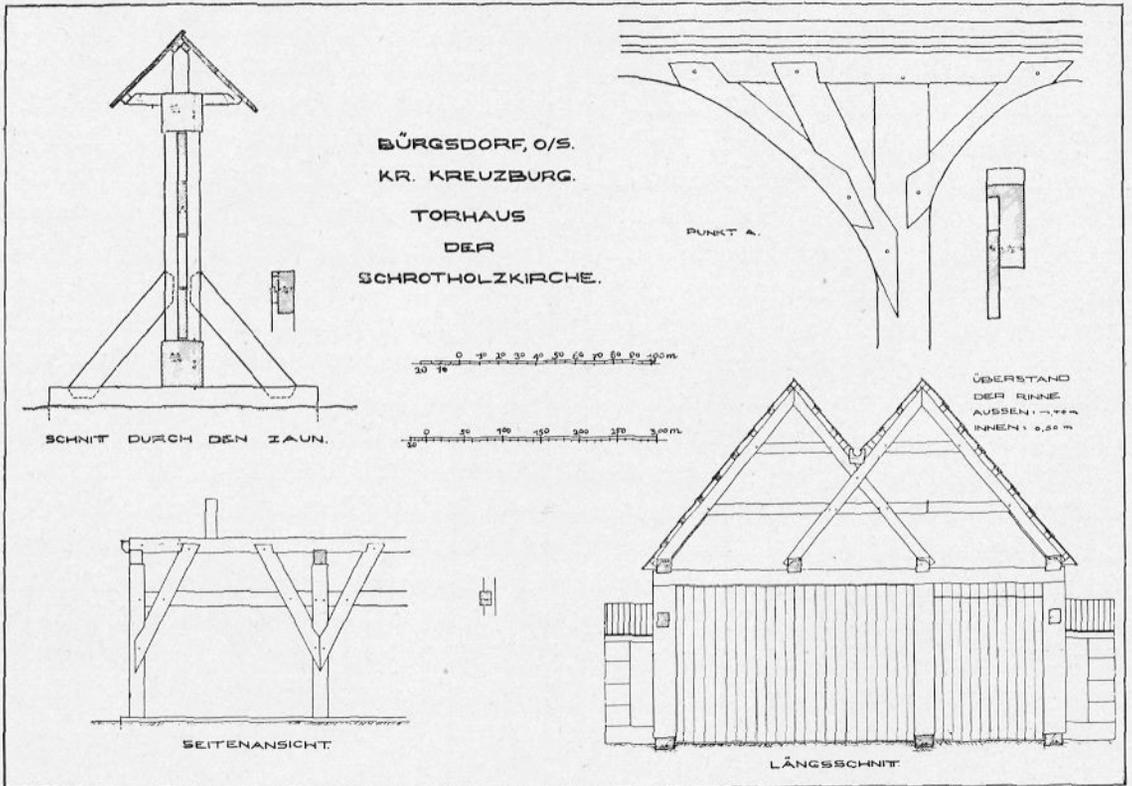
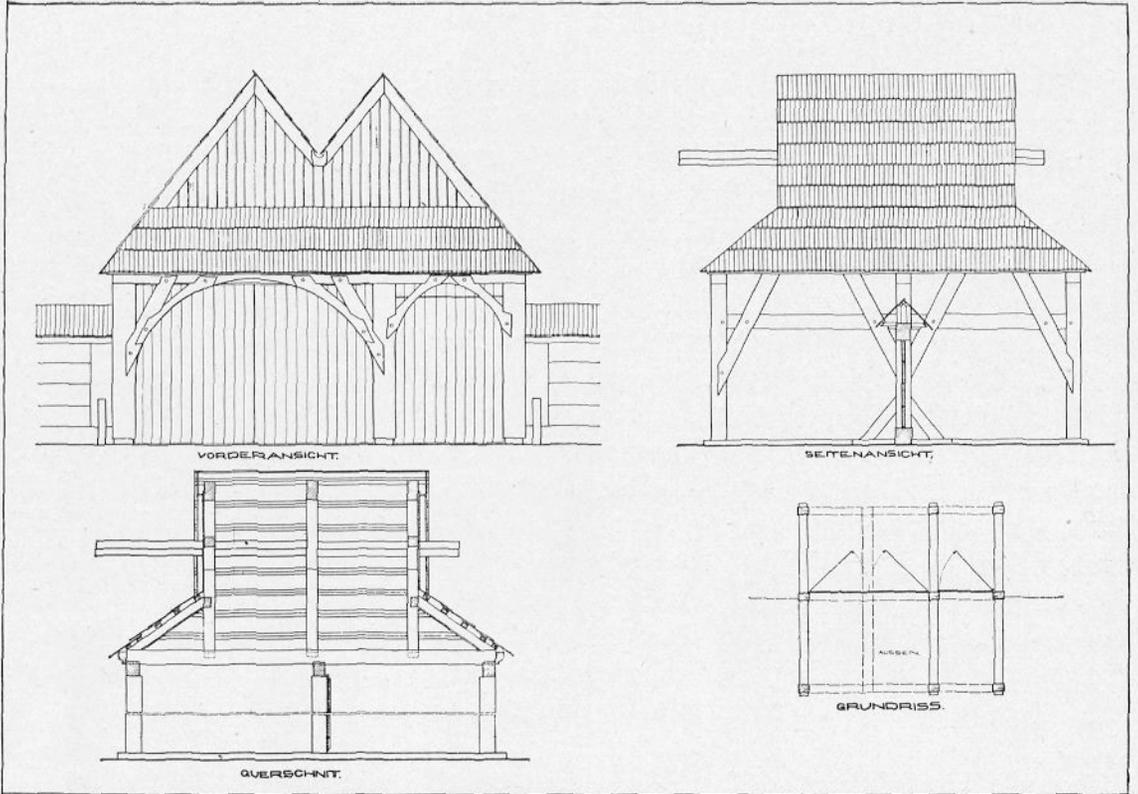




Abb. 165. Links, östliches Torhaus der Schrotholz Kirche in Bürgsdorf (vgl. Abb. 168).  
 Abb. 166. Turmeingang einer Schrotholz Kirche.  
 Abb. 167 u. 168. Die beiden Torhäuser der Schrotholz Kirche in Bürgsdorf. 1753 u. 1754,



Abb. 169. Die Schrotholz Kirche in der Landschaft (St. Rochus b. Rosenberg), katholisch

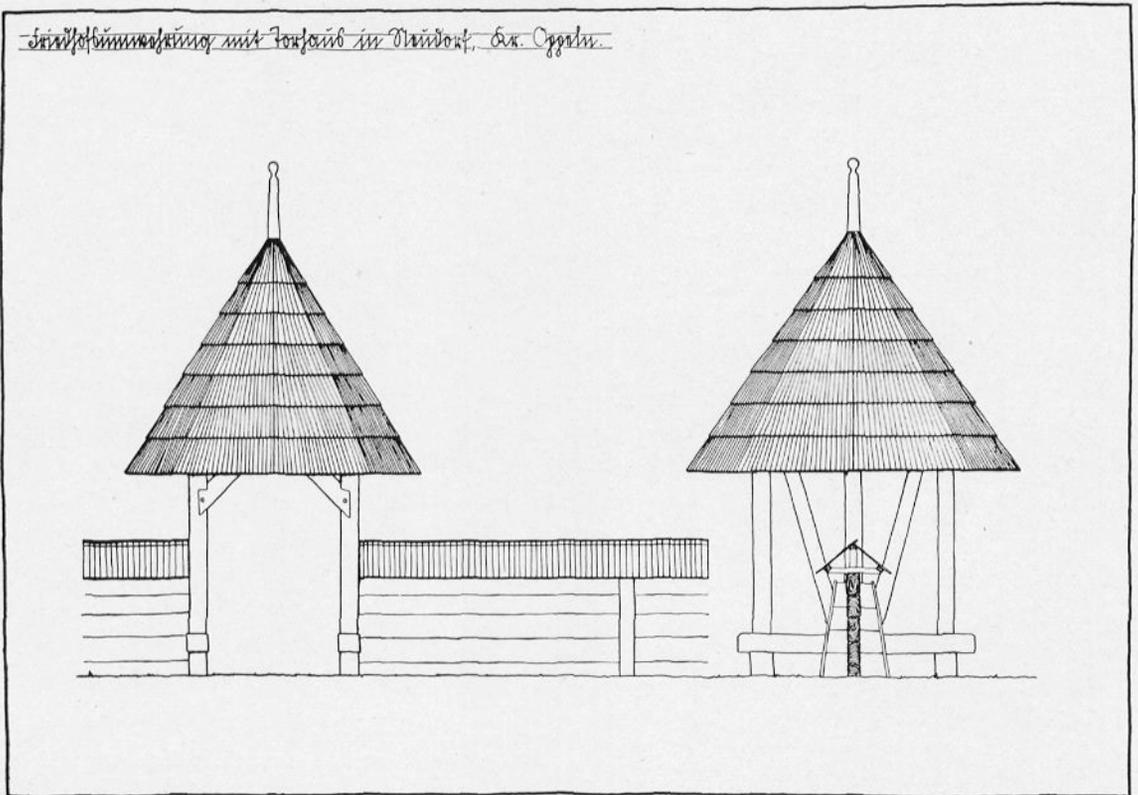




Abb. 170. Die Schrothholzkirche in der Landschaft (St. Rochus b. Rosenberg), katholisch

der Turm aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Im allgemeinen ist die Entstehungszeit dieser alten Holzkirchen schwer zu bestimmen. Ihre ehrwürdigen traditionsgebundenen Formen bilden in gewissem Sinne das zeitlose Element des ländlichen Kultbaus; sie nehmen kaum Rücksicht auf die jeweils herrschenden Stile der großen Architektur. Die Formensprache des Holzbaus wird ja auch in viel stärkerem Maße durch die Eigenart des Baustoffes bedingt, als die des massiven Putzbaus: die Art des Zimmermanns ist konservativer als die Kelle des Maurers! So sehen die Schrothholzkirchen um 1750 nicht viel anders aus als um 1650. Was ihre Datierung vor allem so schwierig macht, ist die Tatsache ihrer teilweisen oder sogar ganz durchgreifenden Erneuerung im Laufe der Jahrhunderte. Hierbei hat man oft das alte noch brauchbare Holz wieder verwandt, und so sind selbst die eingeschnittenen Jahreszahlen nicht immer unbedingt zuverlässig. Aus den derben Formen dieser oberschlesischen Holzkirchen spricht eine urwüchsige Gestaltungskraft, sie sind wie die kleinen Kapellen und Bildstöcke Volkskunst im schönsten Sinne des Wortes!

Der Bürgsdorfer Kirche, die vor allem durch die Reinheit der Form und die folgerichtige Durchbildung in ihrer Weise ein „klassischer“ Bau ist, stellen wir drei weitere Kirchen gegenüber, von denen jede die vorbildliche Lösung einer Dorfkirche darstellt. Jede aber ist aus einer anderen geistigen Haltung erwachsen, verkörpert sozusagen eine andere architektonische Ideenwelt:

Die evangelische Kirche von Plümkenau (Abb. 173) stammt aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts und ist das kennzeichnende Beispiel der friderizianischen Kolonistenkirche in ihrer oberschlesischen Fassung. Um den Bau dieser Kirche haben die Kolonisten lange gekämpft, da ihn die sparsame Breslauer Kammer zunächst ablehnte. In der Folge aber ist gerade diese

Abb. 171. Torhaus und Zaun der Schrothholzkirche in Neudorf (Kreis Oppeln)

Kirche als kultureller Mittelpunkt für die Erhaltung des Deutschtums in den fünf umliegenden Koloniedörfern von entscheidender Bedeutung geworden. Sie gehört in die Reihe jener einfachen Bethäuser, die man im vorigen Jahrhundert gern etwas verächtlich als „Scheunenkirchen“ bezeichnete. Wir vermögen diese schlichten Bauten heute besser zu würdigen und wissen, daß in den anspruchslosen Fachwerkkirchen mit ihren wohlthuenden Maßverhältnissen und ihrer handwerklichen Sauberkeit mehr wahre Baukultur steckt, als in all den aufwendigen Backsteinkästen, die uns das 19. Jahrhundert auf dem Lande beschert hat.

Das Bezeichnende der friderizianischen Fachwerkkirchen liegt in den Formen von Dach und Fachwerk. Die Dächer werden stets ganz oder doch halb gewalmt, damit bei den fehlenden Innenwänden wenigstens durch die Dachform eine gewisse Versteifung dieses Einraumes in der Längsrichtung erreicht wird. Das Fachwerk, das etwas vom Rationalismus der Zeit an sich hat, ist in klare Rechtecke gegliedert; Streben kommen nur dort zur Verwendung, wo sie der Windversteifung wegen nötig erscheinen. Stets aber wählte man große Holzstärken, deren Ansichtsfläche nicht unter 18 cm breit war, so daß das Fachwerk als solches kräftig in Erscheinung trat. Mit „Streichhölzern“ versuchte man nicht zu bauen! Die Plümkenauer Kirche betont durch ihre zwei übereinanderliegenden Fensterreihen schon im Äußeren ihren Charakter als Emporenkirche. Im einzelnen sind die barocke Form des Turmhelms und der obere Abschluß der Fenster im

Segmentbogen die Merkmale ihrer Entstehungszeit. Als das besonders Oberschlesische an dieser Fachwerkkirche erscheinen außer der üblichen Schindeldeckung vor allem die kleinen Wetterdächer über den Eingängen, Erinnerungen an den alten Schrottholzbau! Der Innenraum ist bezeichnend für die protestantische Predigtkirche (Abb. 174); aus ihm spricht die gleiche noble Baugesinnung der Erbauer. Auch hier wird mit sichtbarem Fachwerk und sichtbarer Balken-

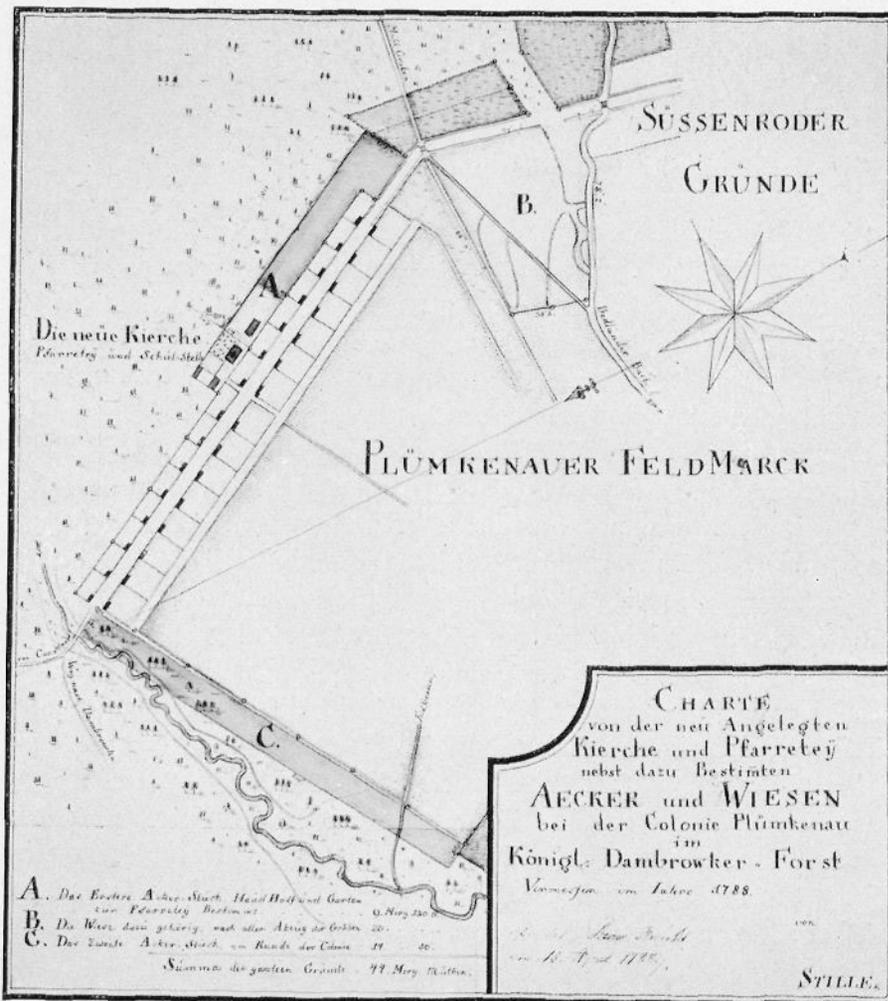


Abb. 172. Die friderizianische Kolonistenkirche im Dorfbild (Plümkenau, Kreis Dppeln), 1788



Abb. 173. Die Kirche in Plümkenau, evangelisch

decke die Konstruktion klar gezeigt. Das Fachwerk der Wände setzt sich sogar um mehrere Zentimeter nach innen ab. Wände und Decke sind einfach gekalbt, der ganze Raum ist also Weiß in Weiß gehalten. Nur die Füllungen der Emporenbrüstungen hat man sparsam mit Gold abgesetzt, und der Fußboden war ursprünglich wohl mit naturroten Ziegeln ausgelegt, so daß trotzdem eine schöne Farbigkeit in dem lichten Raum herrschte. In das Plümkenauer Dorfbild ist diese Kirche

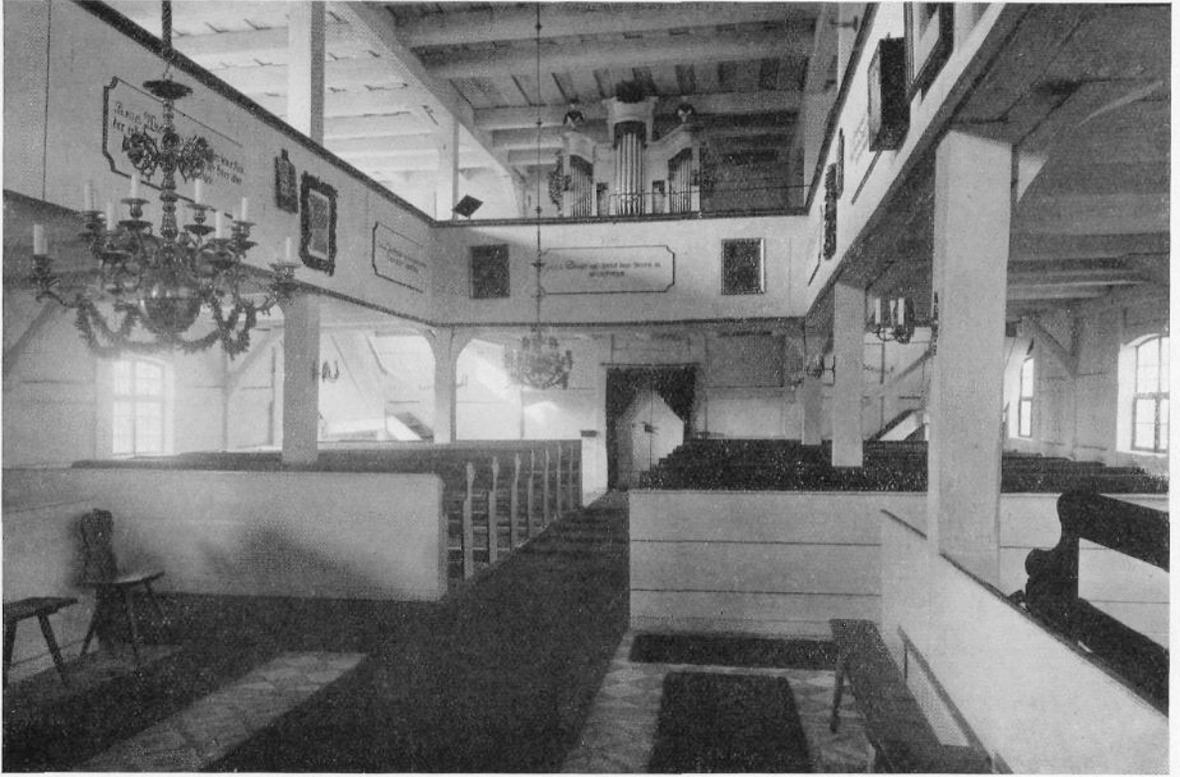


Abb. 174. Der Innenraum der Plümkenuer Kirche

nachträglich mit Geschick eingeordnet worden. Sie liegt mit Pfarre und Schule am Waldrand, freilich nur in einer Seitenstraße (Abb. 172).

Die Stellung dieser Kolonistenkirchen im Dorfbilde ist für die geistige Einstellung ihrer Entstehungszeit höchst bezeichnend. Im Gegensatz zur Schule gilt die Kirche als „nicht eben so nöthig“, für sie ist zunächst meist überhaupt keine Baustelle vorgesehen. Wird sie später dennoch errichtet, so kommt sie dort hin, wo gerade Platz ist. Es ist schon viel, wenn man die Kirche überhaupt in eine Achsenbeziehung zum Dorfe bringt. Nicht einmal bei der Planung des neuen Verwaltungsmittelpunktes für die friderizianischen Kolonien hat man ursprünglich den Platz für die Kirche berücksichtigt!

Im stärksten Gegensatz zu diesen Kolonistenkirchen beherrscht die katholische Kirche zu Einsiedel (Abb. 175) völlig das Dorfbild. Sie ist ausgesprochen der architektonische Mittelpunkt der weit auseinandergezogenen Gehöftsgruppen. Helle Kalksteinmauern legen sich im Ring als Sockel um sie und schließen sich an die geschichteten Mauern an, die den Dorfanger umgeben; so wird eine starke architektonische Bindung des Ganzen erreicht. Mit dem hellen Graugelb des Kalksteins gehen der lichte Deckton der Kirche und das Weiß ihrer Architekturteile auf das Schönste zusammen. Die Puzquaderung der schwach vortretenden Eckrisalite zeigt bereits den Übergang zum strengen Klassizismus. Der Baumasse und der Form ihres Turms nach aber gehört diese Kirche noch in die Zeit des späten Barock. Auch der Geist der alten Schrotholzkirchen wirkt hier nach: der Übergang des Hauptdaches zum eingezogenen Chor wird ohne Absatz einfach windschief abgeschleppt (Abb. 176). Im konstruktiven Sinne ist dies auch durchaus folgerichtig, denn die Holzschindel ist ihrer kleinen Einzelabmessung wegen besonders geeignet, schwierige Übergänge weich zu überbrücken.

Bei der Kirche von Groß-Walden (Abb. 179) stammen Chor und Hauptteil wohl noch aus dem späten Mittelalter; ihnen hat man dann um 1800 Turm und Eingangsfassade vorgelegt. So zeigt die Kirche in ihrer heutigen Gestalt wenigstens zwei Bauabschnitte: Chor und Mittelteil sind spätgotisch, Turm und Giebelseite dagegen weisen neugotische Formen auf. Diese Neugotik, die sich seit 1790 neben dem Klassizismus stärker durchzusetzen beginnt, ist letzten Endes ja nur der architektonische Niederschlag romantischer Vorstellungen, an denen eine literarisch gefärbte Zeit sich begeisterte. Wir werden weiterhin sehen, wie diese Neugotik auch im Industriebau um 1800 eine Rolle spielt. In ihrer späteren Durchbildung wird sie zur öden Papierkunst; auf ihrer ersten Stufe, als man aus einem anderen Formgefühl tastend und fast zögernd nach der alten Gotik suchte, liegt noch der ganze Reiz des zaghaften Versuchs, der frühen Form, über ihr. Die beiden halben Treppengiebel, das umlaufende Horizontalgesims mit seiner klassizistischen Profilierung, die schichtenweise nach innen abgestuften Spitzbögen —, das alles ist so ungotisch wie möglich, ist aus einem völlig andern Maßempfinden erwachsen, ist nichts als verkappter Klassizismus. Und doch, wie gut geht alt und neu hier zusammen, wie paßt sich die ländlich derbe Einzelform mit all ihren Unbehilflichkeiten der alten Gotik an, wie ist das alles zu einer wirklichen Einheit verwachsen! Das ist Landbaukunst eines Landbaumeisters, nicht eines akademisch geschulten Architekten, der zwar die Einzelform exakter und im historischen Sinn richtiger gestaltet, aber wohl kaum diese bezwingende Einheit des Ganzen erreicht hätte! Mag sein, daß das flache Norddach mit seinem knappen Horizontalgesims ursprünglich um 1800 anders gedacht war; dann ist seine heutige Form ein Glücksfall; ein besserer Abschluß des Turmes als die strenge Waagerechte ist kaum denkbar. So gehört die Groß-Waldener Kirche nicht nur zu den



Abb. 175. Die katholische Kirche im Dorfbilde (Einsiedel, Kreis Groß-Strehlitz)



Abb. 176. Die Kirche in Einsiedel (Kreis Groß-Strehlitz), katholisch, um 1800

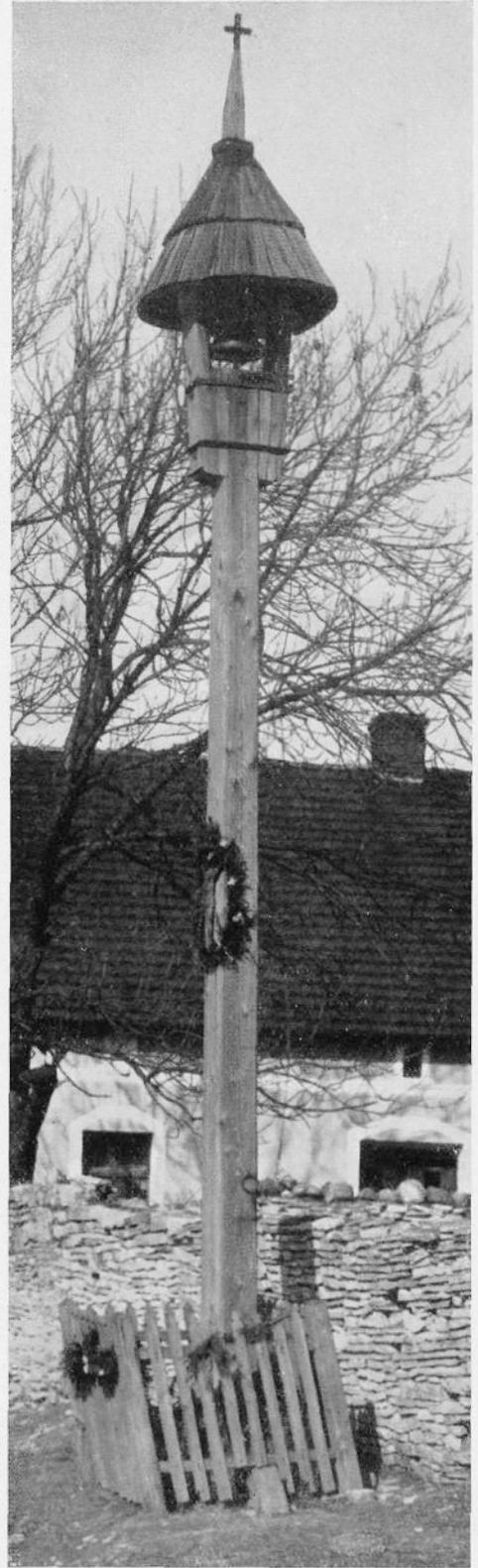
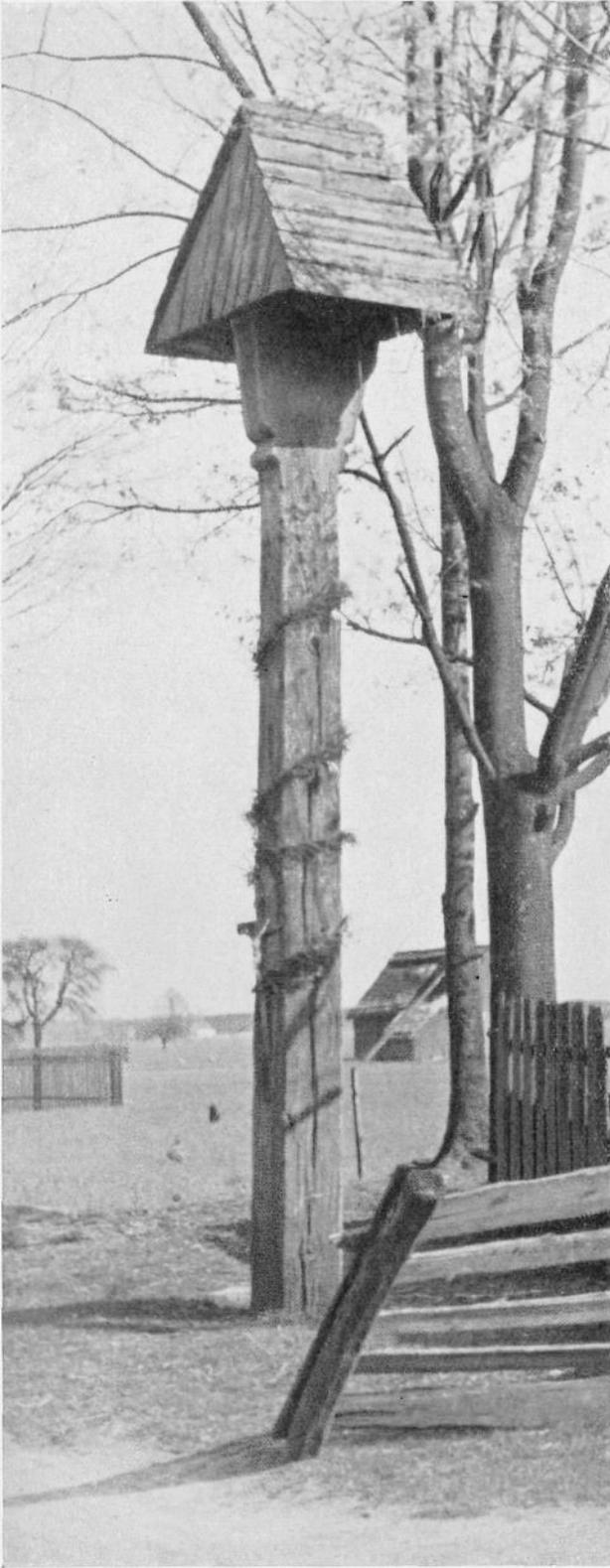


Abb. 177 u. 178. Die hölzernen Glockenstühle  
in Neuschalkendorf (Kreis Oppeln) und Elfenruh (Kreis Groß-Strehlig)



Abb. 179. Die Kirche in Groß-Walden (Kreis Groß-Strehlitz), um 1800

schönsten Dorfkirchen Oberschlesiens, sondern sie ist überhaupt eine der reizvollsten Lösungen, die die frühe Neugotik im Osten des Reiches hervorgebracht hat.

So verschieden bei diesen vier Kirchen die innere zeitlich bedingte Einstellung der Erbauer zur Aufgabe ist, so verschieden Baustoffe und äußere Form gewählt werden, so verbindet sie doch eins, das sie grundsätzlich von den Bauten späterer Jahrzehnte unterscheidet: die werkgerechte Durchbildung, die aus der Bauweise ihrer Landschaft erwachsen ist! Durch sie ist das Boden-

ständige hineingekommen, das wir als ihren stärksten Reiz empfinden. Es spricht sich vielleicht am klarsten bei den kleinen Kapellen und Bildstöcken aus, diesem lebenswürdigsten Kapitel der alten oberschlesischen Landbaukunst. Überall im Lande verstreut liegen diese kleinen hellen Bauwerke, Sinnbilder einer schlichten Frömmigkeit. Dankbarkeit für die Rettung aus Krankheit und Gefahr hat sie vielleicht entstehen lassen; vielleicht ein Gelübde, vielleicht auch der Wunsch, einem besonders verehrten Heiligen ein sichtbares Denkmal zu setzen und damit Straße und Feld unter seinen Schutz zu stellen. Sie lassen sich aus der oberschlesischen Landschaft gar nicht mehr fortdenken, so selbstverständlich erscheinen sie uns. Das Selbstverständliche ist in künstlerischen Dingen aber immer das Reife, das Zeichen von Kultur. Man vergleiche mit diesen alten Bildstöcken doch einmal die Mehrzahl unserer ländlichen Kriegerdenkmäler: wie ist das meiste hier schlecht in seinen Verhältnissen, wie fremd und aufdringlich im Material, wie wenig der Umgebung angepaßt, wie unreif mit einem Wort! Man wende nicht ein, daß es die 100 oder 150 Jahre seien, die uns diese kleinen Kapellen und Bildstöcke so liebenswert machen, die Patina des Alters also, das Malerische; daß die alten Bäume, in deren Schatten sie so oft stehen, auch einst jung und unscheinbar gewesen seien. Aber was in der Anlage mißglückt ist, wird durch die Zeit nicht besser. Es kommt auch nicht etwa durch den Wandel des Geschmacks wieder zu Ansehn, wie mancher gern glauben möchte: auch in der Baukunst gibt es Grundgesetze, gegen die niemand ungestraft verstößt.

Holz und verputzter Stein sind die beiden anspruchslosen Baustoffe, an die man sich hält, weil der Boden sie bietet. Den Natursteinrohbau liebte die alte Zeit für höhere Zwecke nicht, so wenig wie den Rohbau in Ziegeln, und andere Baustoffe kamen schon der hohen Frachtkosten wegen nicht in Frage. Wie die Kirchen, ja fast alle ländlichen Bauten, wurden auch Kapellen und Bildstöcke noch bis weit ins 18. Jahrhundert überwiegend in Holz errichtet. Allmählich sind sie dann von den massiven Putzbauten fast ganz verdrängt worden, und zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist der gesamte Holzbau in unseren östlichen Provinzen im vollen Niedergang begriffen. Doch haben die oberschlesischen Zimmerleute bis in die neueste Zeit manches von der großen Überlieferung ihres Handwerks bewahrt. Wie etwa bei der Betglocke in Neu-Schalkendorf der Glockenstuhl aus dem vollen Stück, einem Zwiesel, herausgearbeitet ist (Abb. 177), oder sich in Eisenruh der Schindelschirm über der schlanken Holzsäule entwickelt (Abb. 178), ist als handwerkliche und formale Leistung gleich ausgezeichnet! Diese beiden einfachen Beispiele zeigen besonders gut, wie im Holzbau die Ausdruckskraft der Form durch die Klarheit der Konstruktion bedingt ist.

Im Putzbau dagegen sind diese Beziehungen viel loser. So ändert sich hier die äußere Form auch stärker. Sie entsteht aus dem künstlerischen Willen der Zeit, wird Zeitgeschmack und wandelt sich als solcher. Die ländlichen Baumeister übernahmen zwar die in den Städten jeweils herrschenden Formen, aber immer nur zögernd und beinahe widerwillig. Sie übersehten sie sofort ins Dörfliche, und da sie an den Geist der Landschaft gebunden blieben, wurden auch Kapellen und Bildstöcke unter ihren Händen zur bodenständigen Volkskunst. So sind etwa bei der Kapelle in Horneß die spätbarocken Formen auf eine ausgesprochen oberschlesische Art in die eigentümliche Mischung von derben Holzprofilen und zarten Putzgliederungen übertragen worden (Abb. 181). Hier in den abgelegenen Waldgebieten vermochte sich der späte Barock noch bis nach 1800 zu halten; vielleicht auch mit darum, weil sich das bodenständige Schindeldach den weichen Rundungen besonders gut anpaßte.

In den viel dichter bevölkerten westlichen Teilen der Provinz wirkten sich die Einflüsse der großen Kulturmittelpunkte bedeutend früher aus, und so finden wir im Leobschützer Kreis um



Abb. 180. Die Kapelle in Michelsdorf (Kreis Leobschütz), um 1800



Abb. 181. Die Kapelle in Horneck (Kreis Tost-Gleiwitz), um 1780



Abb. 182. Kapelle in Klodnitz (Kreis Cosel), Ende des 18. Jahrh.



Abb. 185. Kapelle mit Betglocke in Blechhammer (Kreis Cosel)



Abb. 184 u. 185. Zwei Kapellen an der Dorfstraße in Oberwiese (Kreis Dypeln), Mitte und erste Hälfte des 19. Jahrhunderts



Abb. 186 u. 187. Bildstöcke in der friderizianischen Kolonie Horst und in Ungern (Kreis Dypeln), Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts



Abb. 188. Heiligenfigur unter den Dorflinden in Himmelwitz (Kreis Groß-Strehlitz)



Abb. 189. Wegkapelle in Glöglischen 1767 (Kreis Neustadt)



Abb. 190. Wegkapelle in Niederblasien (Kreis Neustadt), zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts



Abb. 191. Kapelle auf dem Dorfanger in Klein-Stein (Kreis Groß-Strehlig), Ende des 18. Jahrhunderts



Abb. 192. Kapelle am Hang in Nieder-Hermsdorf (Kreis Neisse), um 1830

1800 bereits einen derben Klassizismus österreichisch-böhmischer Prägung, wie ihn die Kapelle zu Michelsdorf zeigt (Abb. 180). Einzelheiten, etwa die starke Verjüngung der Pilaster, erscheinen hier als noch nicht ganz gelöst. Aber der Gesamtumriß ist durchaus beherrscht und auch die Maßverhältnisse der Teile sind gut.

Gut sind sie sogar noch bei der Kapelle an der Dorfstraße in Oderwiese (Abb. 184), die sicher erst aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, also aus der beginnenden Verfallszeit stammt, und die vor allem deshalb interessant ist, weil sie eine der ganz wenigen ober-schlesischen Bauten darstellt, bei denen man vielleicht einmal von einem polnischen Charakter reden kann.

Unserm heutigen Gefühl aber stehen die ganz einfachen Bildstöcke am nächsten, die kaum eine Spur dekorativer Formen zeigen, deren reine Wirkung ganz auf der klaren kubischen Masse und den guten Verhältnissen beruht. Wie aus Bauklößen übereinandergeschichtet, so kindlich naiv wirken diese schlanken Bauten (Abb. 185—187). Die Mehrzahl von ihnen ist wohl erst im Anfang oder sogar in der Mitte des 19. Jahrhunderts errichtet.

All diese Kapellen und Bildstöcke aber wird man erst richtig würdigen, wenn man auf ihre Einfügung in die freie Landschaft oder das Dorfbild achtet. Der Takt, mit dem sie sich hier in Haltung und Maßstab ihrer Umgebung anpassen, erscheint eigentlich als das Schönste an ihnen. Betrachten wir etwa die Wegkapelle bei Glöglischen (Abb. 189): sie steht schräg in dem Winkel, den die große Landstraße mit dem Stichweg zum Dorfe bildet. Daß der kleine Bau die kräftigen Formen des ländlichen schlesischen Barocks um 1760 trägt, interessiert erst in zweiter Linie; entscheidend sind vielmehr diese Schrägstellung (mit der nebenbei das angrenzende Ackerstück aus-

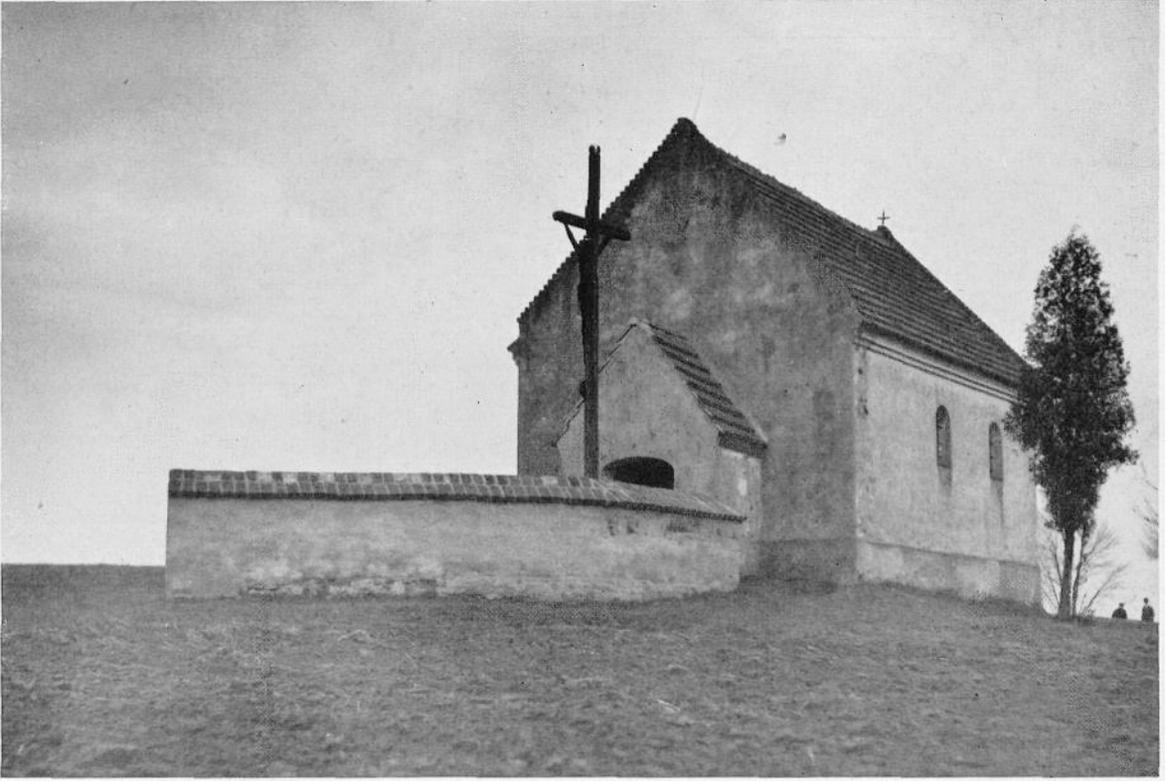


Abb. 193. Die gleiche Kapelle gegen den Hang gesehen

gerundet wird, so daß sich die „Anwand“ leichter pflügen läßt), das Zurücktreten von der Straße und die drei Bäume, die mit großem Feingefühl an die richtige Stelle gepflanzt sind; denn so entsteht zwischen Kapelle und Bäumen ein stiller kleiner Vorraum mit Bank und Kreuzifix.

Oder die Niederhermsdorfer Kapelle (Abb. 192, 193): sie liegt hinter dem Dorfe an einem schmalen, baumlosen Feldweg, der parallel zu den Höhenlinien des sanft ansteigenden Geländes verläuft. Gewiß, die drei fensterlosen Wände sind von einer Herbheit und Strenge, die fast an das Müchterne grenzt. Der Bau stammt auch erst aus verhältnismäßig später Zeit, den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Aber wie hier die kleine Abschlußmauer seitlich am Eingang vorbeigeführt, gegen die ansteigende Höhe umgebogen und in den Knickpunkt das Kreuzifix gestellt wird, das ist überaus reizvoll und verrät mit seiner Anpassung an das Gelände ein fast süddeutsches Formgefühl. Mit dem denkbar geringsten Aufwand ist hier eine starke Wirkung erreicht.

Man achte überhaupt einmal auf die Bedeutung der Mauern: wie sie am Dorfteich in Klein-Stein (Abb. 191) die Kapelle umschließen und in die Gruppe der Gehöfte einfügen; oder in Grasen (Abb. 62) dem schlanken Baukörper erst die breite Basis geben, die er braucht, um als entscheidender Blickpunkt auf dem breiten Acker zu wirken; und wie sie in Oderwiese (Abb. 185) einen kleinen Vorraum vor der Kapelle schaffen, einen Ruheplatz an der Straße, um dann durch ihr seitliches Herumgreifen den Anschluß an die Straßenflucht zu gewinnen.

Diese architektonischen Feinheiten, die meist so unauffällig sind, bedeuten für die Gesamtwirkung viel mehr, als man gemeinhin glaubt; gerade in ihnen zeigt sich die wirkliche Meisterschaft. Sie spricht vor allem auch aus der Einheit von Bauwerk und Baum. Man glaube ja nicht, daß das, was uns heute an dieser Verbindung so oft entzückt, einst zufällig ent-



Abb. 194. Die Kapelle in der frideriz. Kolonie Kupferberg, um 1780



Abb. 195. Wegkapelle in Schönrode (Kreis Loß-Gleiwitz)



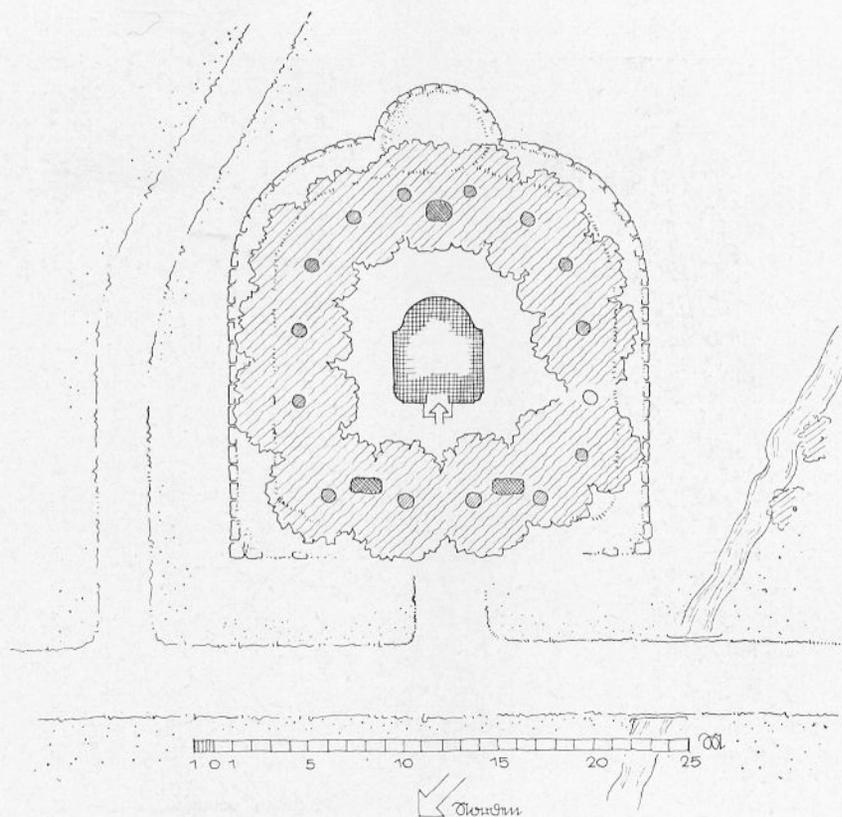


Abb. 198. Lageplan der Feldkapelle bei Kirschen (Kreis Tost-Gleiwitz)

standen sei. „Ich muß immer wiederholen“, sagt Schulze-Naumburg in seinen „Kulturarbeiten“, deren Studium gerade unsern Bauherren und Baumeistern auf dem Lande nicht genug empfohlen werden kann, „daß das Pflanzen des rechten Baumes an den rechten Fleck durchaus eine Kunst ist, die früheren Zeiten eigen war, der unsern aber verlorengegangen ist. Sogar das Schonen und Stehnlaffen am rechten Fleck hat unsre Generation ja verlernt.“ (Vgl. Literaturnachweis.)

Auch dieser letzte Satz besteht heute leider noch zu Recht. Warum hat man, um von vielen Beispielen nur eins herauszugreifen, bei der Kapelle in Klodnik, die mit ihren hohen Kastanien so ausgezeichnet im Winkel der Straßenerweiterung steht (Abb. 182), inzwischen die alten Bäume geschlagen, den häßlichen Holzzaun aber, der hier völlig überflüssig ist, stehngelassen? Die reizvollste Stelle des Klodniger Dorfbildes ist damit auf Jahrzehnte hinaus zerstört.

Doch wenden wir uns dem zu, was in seiner alten Schönheit noch heute besteht: etwa der alten Lindengruppe auf dem Dorfplatz zu Himmelwitz mit der Figur des Heiligen unter den tief herabhängenden Ästen (Abb. 188). Sie steht genau an der Stelle des Dorfbildes, wo sie am stärksten zur Geltung kommt, nämlich dort, wo sich die Hauptstraße durch das Zurücktreten der Hausfluchten zum Dorfplatz erweitert. Aber gleichzeitig steigert sie die Wirkung von Straße und Platz, weil sie mit der Masse ihrer Stämme und Kronen der Straße den Blickpunkt und dem Platz den klaren Raumabschluß gibt. Das ist kein Zufall, sondern in seiner Wirkung wohl berechnet.

Oder in Schönrode die kleine Kapelle unter den letzten Bäumen der Lindenallee, die vom Tor des großen Gutshofes zum Dorfausgang führt (Abb. 195). Kurz vor dem Ende der Allee biegt die Straße nach rechts, um sich als baumloser Weg zu den entfernteren Gehöften fortzusetzen. So erscheint hier das weiße Kapellchen als Ende und Ziel der Allee.



Abb. 199. Die Feldkapelle bei Kirschen, Ende des 18. Jahrhunderts

Immer wieder sind es Linden und Kastanien, die für die Umpflanzung gewählt wurden, weil sich ihre Kronen zu einer großen Einheit zusammenschließen und der einzelne Baum nicht, wie etwa die Eiche, eine allseitig freie Stellung für seine Entwicklung verlangt. Daher auch in Kirschen der außerordentlich geringe Abstand der einzelnen Bäume voneinander (3,50—4 m) (Abb. 198). Durch diese enge Stellung der Stämme und den kleinen Erd- und Steinwall kommt der Eindruck tiefer Geborgenheit zustande, der diese Wallfahrtskapelle umfängt. Die gewaltige Halbkugel der Lindenkronen aber beherrscht weithin die Landschaft (Abb. 199).

Und endlich eine der allerschönsten, die weiße Kapelle im Birkenwald von Buchental (Abb. 196, 197). Sie steht am Rande eines kleinen Abhanges, mit ihrer unprofilirten Eingangsfront dem Dorfe zugekehrt. Bei näherer Betrachtung entdeckt man eine Fülle von Feinheiten: die kleine Treppe, die von der Straße hinaufführt, besteht nur aus Erdstufen, die in den Rasen eingefügt sind; die Kapelle liegt im Walde, also darf der Übergang in die freie Natur nicht zu stark betont werden. Warum ist die Giebelfront hier völlig glatt und gesimslos? Offenbar, weil der schnelle Wechsel von Licht und Schatten unter dem flimmernden Birkenlaub die Wirkung aller Profile aufheben würde. Aus ähnlichem Grunde scheint auch der halbrunde Abschluß im Grundriß gewählt; harte Gegensätze beleuchteter und unbeleuchteter Flächen sollten vermieden werden; daher auch die weiche Umrißlinie des Daches mit dem kleinen Dachreiter, daher auch der aufgelöste Umriß des Barockgiebels. Wichtig ist endlich, wie die hellen Birkenstämme mit dem Weiß der Putzflächen zusammenklingen, wie das Graugrün der Rinde sich mit dem Silbergrau der Schindeln farbig ergänzt! Nun sind ja sicherlich all diese Erwägungen von dem alten Erbauer nicht stets in bewußter Überlegung getroffen worden, gefühlsmäßig aber waren sie ohne Zweifel



Abb. 200. Erbbegräbnis in Rittersdorf (Kreis Ratibor), Fernansicht



Abb. 201. Erbbegräbnis in Rittersdorf (Kreis Ratibor), drittes Viertel des 18. Jahrhunderts



Abb. 202. Erbegräbnis in Rittersdorf (Kreis Ratibor)



Abb. 203. Kapelle in Rosen (Kreis Leobschütz), um 1800



Abb. 204. Die Kapelle auf dem Erbbegräbnis in Rittersdorf



Abb. 205. Alter Friedhof auf dem Dorfbanger in Steinfurt (Kreis Groß-Strehlitz)

vorhanden. Das ist ja das Schöne an der alten Baukultur, daß in ihr immer wieder ein sicherer Instinkt und ein unverbildetes Gefühl zu Worte kommen.

Auch bei den Dorffriedhöfen liegt der besondere Reiz in ihrer Verbundenheit mit der Landschaft. Diese alten Anlagen scheinen aus dem Boden erwachsen zu sein, sie sind selbst ein Stück Natur geworden. Mit sicherem Gefühl für die Beziehungen zwischen freier Landschaft und gestal-

teter Form wählten die Erbauer den Platz und paßten sich den Gegebenheiten der besonderen Lage an. Sie arbeiteten mit den einfachsten Mitteln, verwendeten stets einheimische Baustoffe und bauten in erprobter altüberlieferter Technik.

Das Anpassen an die gegebenen Verhältnisse verlangt im bewegten Gelände andere Formen als in der Ebene. In Rittersdorf etwa

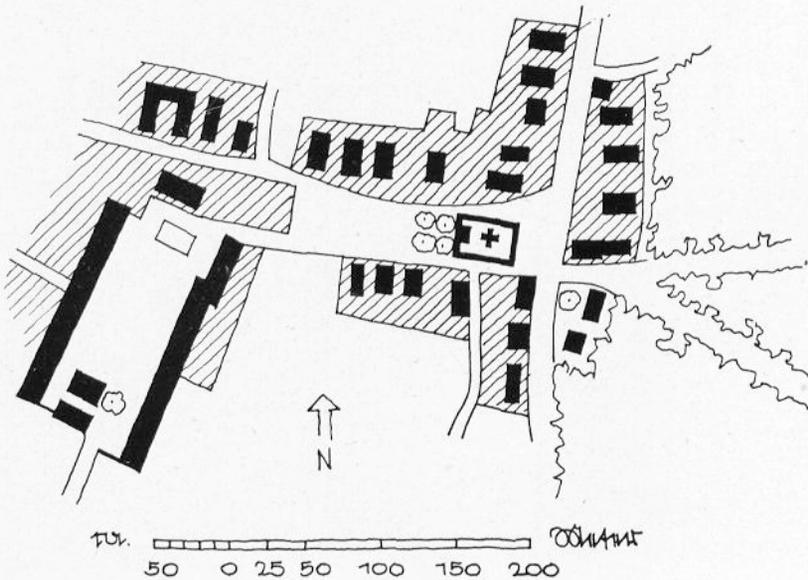


Abb. 206. Lageplan des Dorfbangers in Steinfurt

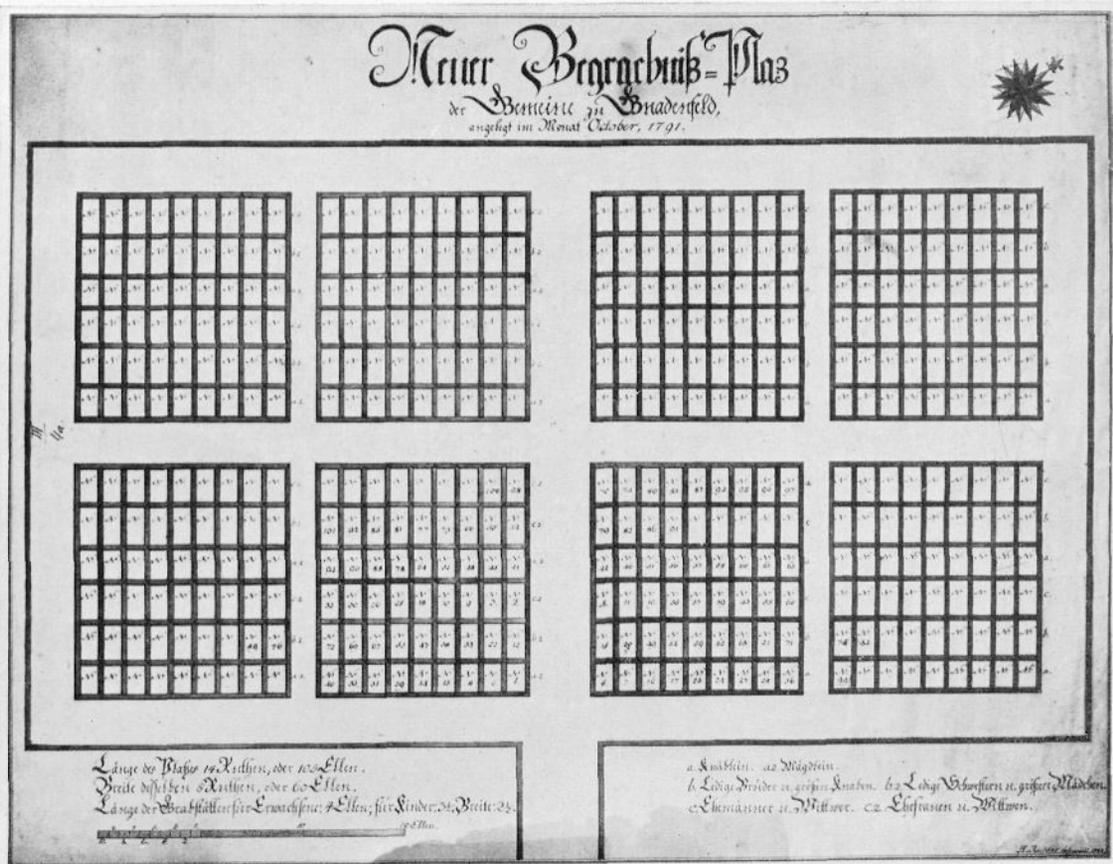


Abb. 207 u. 208. Der Friedhof der Brüdergemeinde Gnadenfeld (Kreis Cosel);  
oben: Der alte Entwurf von 1791, unten: heutiger Zustand



Abb. 209. Friedhof in Niegersdorf (Kreis Neustadt)



Abb. 210. Friedhof bei Groß-Stein (Kreis Groß-Strehlitz), 1867



Abb. 211. Alter Friedhof bei Langendorf (Kreis Tost-Oleśnik)

wird der vorgeschobene Hügel eines bergigen Waldgeländes für das große Erbbegräbnis gewählt. Er ist mit alten Buchen, Lärchen und Kiefern bewachsen und fällt in sanfter Kurve zu einem Wiesental hin ab (Abb. 200—202). Seine Kuppe bildet eine kleine Ebene, und ihrer Umrißlinie folgt zwanglos die hohe Umfriedungsmauer aus verputztem Bruchstein, die so ein unregelmäßiges Vieleck umschreibt. Bewußt verzichtet man auf Regelmäßigkeit aus dem richtigen Gefühl heraus, daß hier im Walde die strenge geometrische Form nicht am Platze ist. Der Zugangsweg führt in einer leichten Biegung am Waldrand entlang zur Höhe. Hier an der Waldecke muß also folgerichtig das Eingangsportal liegen, das mit seinem schweren ländlichen Barock die Entstehungszeit der Anlage um 1750 verrät. Die Grufthkapelle im Innern ist einige Jahre später errichtet worden und war ursprünglich wohl mit Schindeln gedeckt. Der geschickte Übergang vom Quadrat des Grundrisses zum Sechseck des Glockentürmchens zeigt deutlich das barocke Empfinden für die bewegte Umrißlinie<sup>1)</sup> (Abb. 204).

Liegt der Friedhof an einer im Dorfbilde so wichtigen Stelle wie in Steinfurt, wo er die Schmalseite des langgestreckten Dorfangers gegen die vorbeiführende Hauptstraße hin abriegelt, so ergibt sich von selbst die rechteckige Grundform, und die Hauptfront nach dem Anger hin verlangt die strenge und regelmäßige Durchbildung, wie sie dem Geiste des Barock entspricht. Der gedrungene Turm, der im unteren Teil die Leichentapelle, in dem oberen die Betglocke enthält,

<sup>1)</sup> Zu beiden, Erbbegräbnis und Kapelle, gibt Friedrich der Große in einem besonderen Erlaß dem damaligen Besitzer des Rittergutes Ponientschütz die Bauerlaubnis. Die eigenhändige Unterschrift des Königs zeigt deutlich, wie diesem selbst die bescheidensten Dinge wichtig genug waren, sich persönlich mit ihnen zu befassen. Die betreffende Urkunde befindet sich im Gutsarchiv zu Rittersdorf.



Abb. 212. Der gleiche Friedhof im Winter

liegt also auf Mittelachse, und dem Eingangsportal auf der rechten Seite entspricht eine Blendnische auf der linken. Die vier Linden vor der Eingangsfront auf dem Dorfanger bilden den Übergang zu den alten Bäumen des Friedhofs, an den sich jenseits der Straße der hohe Wald anschließt (Abb. 205, 206).

Alte Bäume gehören zu einem Friedhof, auf dem schon viele Geschlechter ruhen, und alte Linden sind wohl die schönsten Friedhofsbäume. Von ihren großen, ruhigen, geschlossenen Kronen mit den tief herabhängenden Ästen geht Feierlichkeit und Stille aus. Wie groß die Wirkung einer strengen und bewußten Planung hier sein kann, zeigt der Friedhof der Brüdergemeine zu Gnadenfeld (Abb. 207, 208). Das ganze Motiv ist denkbar einfach: ein rechteckiger Platz, eingeteilt in rechteckige, fast quadratische Felder ist gleichmäßig mit Linden bepflanzt. Alte Linden fassen auch den Zugangsweg ein, der auf die Mitte des Friedhofs zuführt (Abb. 282). Eine niedrige geschnittene Hecke umschließt das große Rechteck. Die schöne Einheitlichkeit des Ganzen bleibt auch bei den Gräbern gewahrt. Einfache Sandsteinplatten, gleich in Größe und Form, sind schräg in die niedrigen Grabhügel eingelassen. So findet der Grundgedanke dieser alten Handwerkersiedlung, die Idee der christlichen Gemeinschaft, den überzeugenden Ausdruck in ihrem Friedhof, der abseits des Dorfes in Felder und Gärten eingebettet ist.

Auch der Friedhof von Niegersdorf liegt außerhalb des Dorfes in halber Höhe eines gleichmäßig ansteigenden Geländes. Sein Umriß steht als strenge Silhouette gegen den freien Horizont, und so kommt die große Wirkung von Ruhe und Einsamkeit zustande (Abb. 209). Der Glockenturm, der sich über dem Eingangsportal erhebt, ist aus der Mitte seitlich verschoben. Trotzdem bleibt das Gleichgewicht der Massen gewahrt durch den Gegensatz des Turmes zu der geschlossenen



Abb. 214. Friedhofsumwehrung in Buchenluff (Kr. Loß-Gleimig)

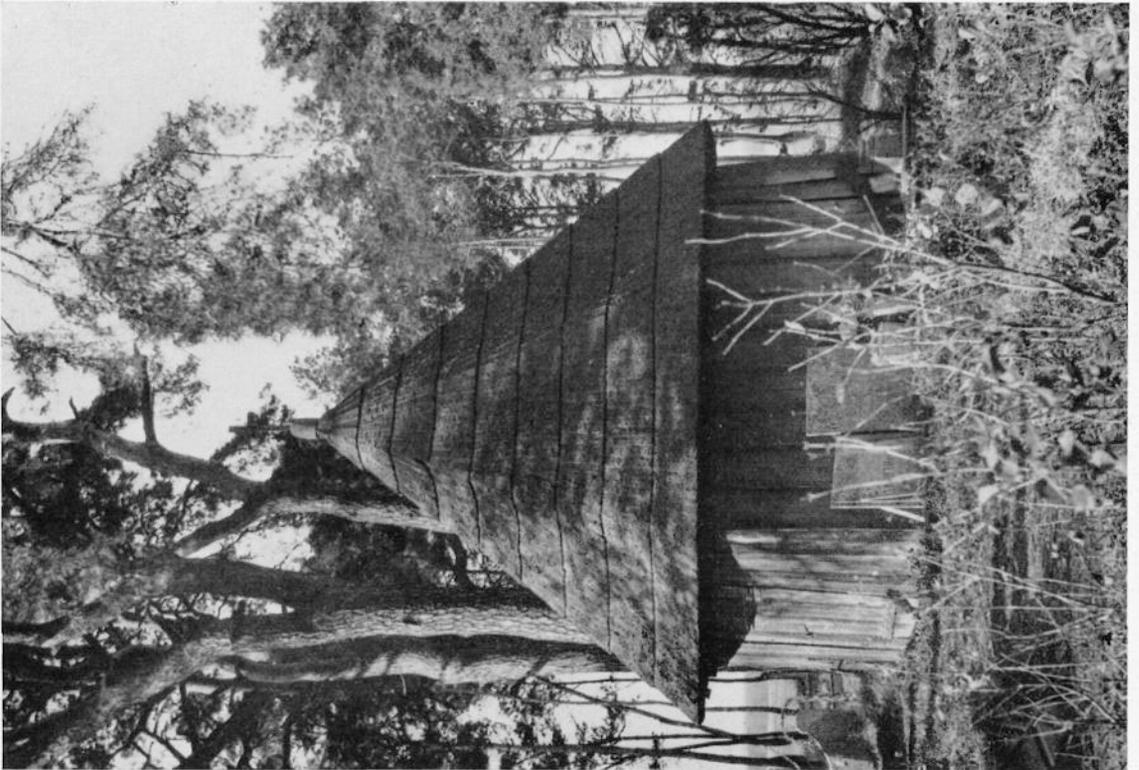


Abb. 215. Friedhofsgebäude bei Schwitz (Kr. Rameslau, Niederthl.)



Abb. 215. Friedhofsgebäude in Larnau (Kreis Oppeln), um 1800

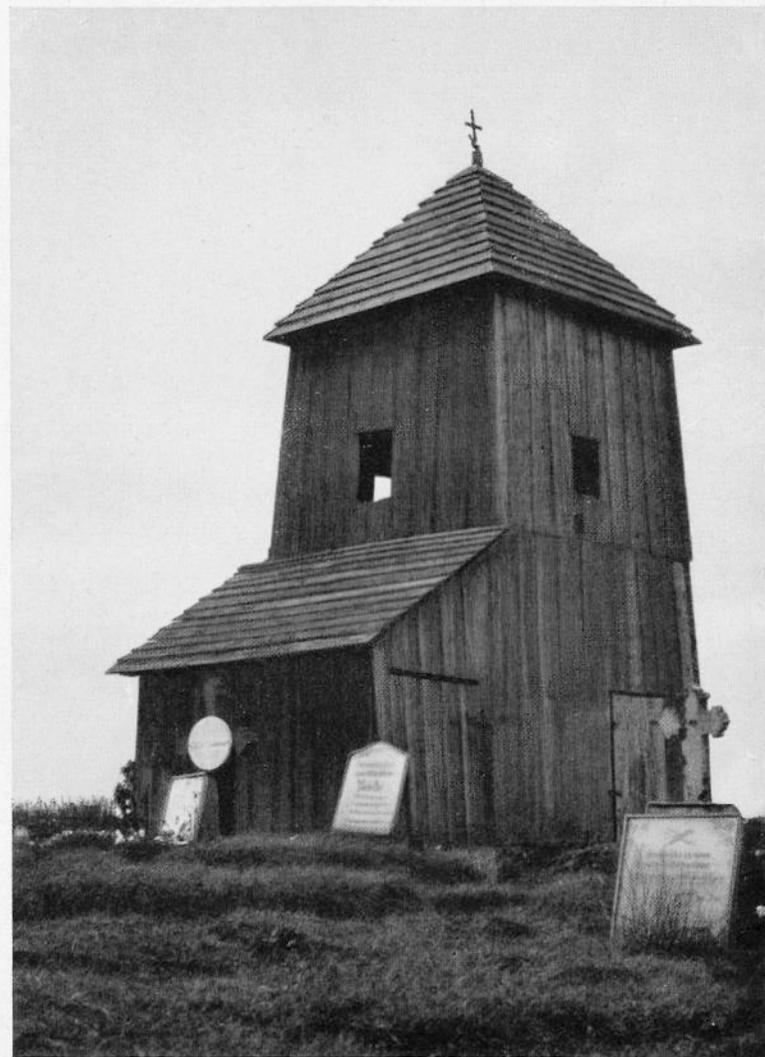


Abb. 216. Friedhofsgebäude in Kirchberg (Kr. Falkenberg), 19. Jahrh.

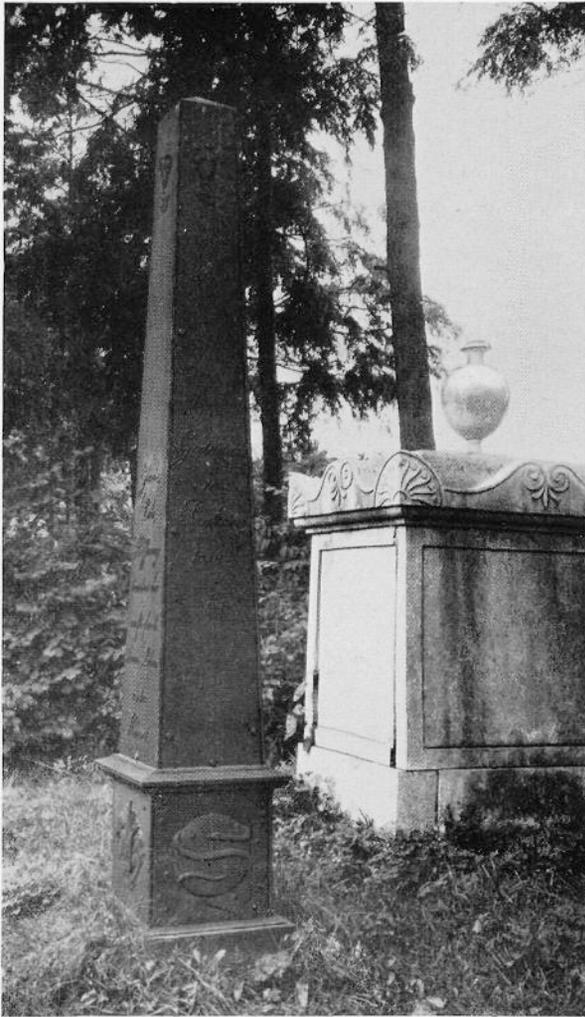


Abb. 217 u. 218. Gußeiserne Grabmale auf den Friedhöfen in Proskau (Kreis Oppeln) und Wischdorf (Kreis Rosenberg), um 1800

Masse der Tarngruppen und durch die Auflösung der Mauerfläche in die Holzumzäunung mit ihren klobigen Steinpfählern. Diese Auflösung der Umfriedungsmauer in ihren seitlichen und rückwärtigen Teilen ist besonders glücklich, denn auf diese Weise wird die Härte des Übergangs zur freien Natur beseitigt. Infolge der leichten Unsymmetrie der ganzen Anlage führt auch der Zugangsweg etwas seitlich der Mitte auf den Turm zu. Wichtig ist endlich, daß der Friedhof nicht unmittelbar an der Hauptstraße liegt, sondern zurückverlegt und nur durch einen kurzen Stichweg mit ihr verbunden ist.

Umfriedung und Baumbepflanzung sind die beiden Gestaltungsmittel, mit denen oft starke Wirkungen erzielt werden, besonders wenn die Anlage im ebenen Gelände liegt und auf große Fernsicht berechnet ist. Wie die goldene Fassung einen kostbaren Stein umschließt, so legt sich die Mauer um die alten Bäume. Auf dem freien Felde bei Groß-Stein umfaßt eine niedrige Bruchsteinmauer aus graugelben Kalksteinen eine Gruppe alter Alazien, in deren Mitte ein hohes Holzkreuz steht (Abb. 210). Es soll nach mündlicher Überlieferung als Erinnerung an die Opfer der Cholera errichtet worden sein, die 1867 hier weit außerhalb des Dorfes beerdigt wurden.



Abb. 219 u. 220. Gußeiserne Grabmale auf den Friedhöfen in Leobschütz (Kreis Leobschütz) und Malapane (Kreis Oppeln)

Das gleiche Motiv, die Baumgruppe im freien Felde von der Kalksteinmauer gefaßt mit einer Torhalle in der einen Ecke, finden wir auch bei dem alten Friedhof von Langendorf (Abb. 211, 212). Er liegt unter hohem Himmel einsam und melancholisch in einer flachen Landschaft, die mit ihrer weiten Ebene und den fernen Wäldern schon sehr östlich anmutet.

Auch die alten Friedhofsgebäude, Totenhallen, Glockentürme und Gruftkapellen zeugen mit ihrem Ernst und ihrer schlichten Würde von dem künstlerischen und handwerklichen Können der alten Baumeister. Noch bis weit ins 19. Jahrhundert wurden sie vielfach in Holz errichtet. Zuweilen wirkt hier die Erinnerung an die Schrotholzkirchen nach, wie etwa in der pyramidenförmigen Verjüngung des Turmes bei dem kleinen Friedhofsgebäude von Kirchberg (Abb. 216). Sein Gegenstück in Stein steht an der Friedhofsmauer in Zarnau, dort wo sich die Dorfstraße zu einem kleinen Vorplatz erweitert. Das einfache Zeltdach über dem ungegliederten Unterbau mit seinen schönen Maßverhältnissen ist kennzeichnend für die noble Zurückhaltung ländlicher Bauten um 1800 (Abb. 215). Aber der strenge Klassizismus dieser Zeit vermag sich auch ins Heroische zu steigern: die Gruftkapelle zu Ullersdorf ist nicht in den Formen, aber in der Ge-

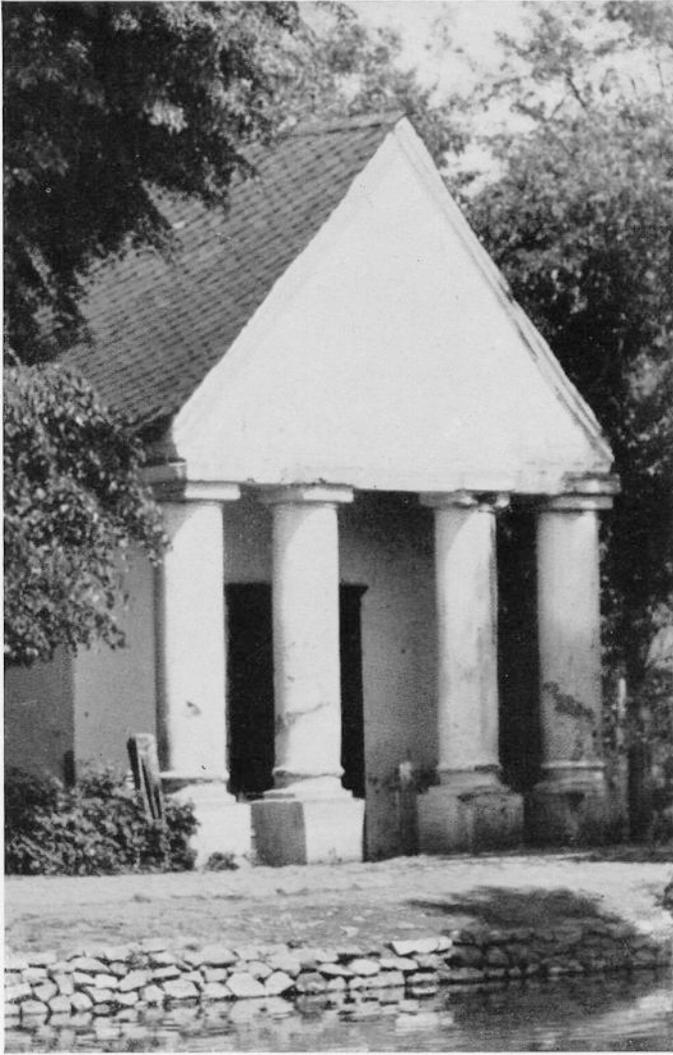


Abb. 221. Kapelle in Allersdorf (Kreis Grottkau), um 1800



Abb. 222.  
Schindelpyramide auf dem  
Friedhof in Reinersdorf  
(Kreis Kreuzburg)

Abb. 223 (rechts)  
Gruf(pyramide) in Rosen  
(Kreis Kreuzburg), um 1800

sinnung Friedrich Gillys als ein Stück nordischer Antike entstanden (Abb. 221). Die monumentale Wirkung dieser Kapelle beruht auf dem Gegensatz des steilen ungegliederten Giebels zu den schweren dorischen Säulen, die ihn tragen, auf der ungewöhnlich engen Stellung dieser Säulen und dem tiefen Schattenschlag, in den die Vorhalle gehüllt ist.

Wie die Friedhofsgebäude waren auch die Grabmäler ursprünglich aus Holz. Durch die Vergänglichkeit ihres Baustoffes sind sie heute freilich fast alle verschwunden. Die Schindelpyramide zu Meinersdorf ist eins der wenigen noch erhaltenen Beispiele (Abb. 222). Sie findet ihr Widerspiel in der Steinyramide zu Rosen, deren ägyptisierende Formen den Zeitgeschmack von 1790 verraten (Abb. 223).

In diesen Jahren beginnt die oberschlesische Eisenindustrie aufzublühen. Mit der verbesserten Gußtechnik kamen die eisernen Grabmäler auf, die hier in Oberschlesien vor allem in den berühmten Werkstätten von Malapane und Gleiwitzer Hütte gegossen wurden. Sie fanden schnell im ganzen Lande Verbreitung. In kurzer Zeit entwickelte sich aus den Besonderheiten der Gußtechnik eine Grabmalkunst von höchstem Rang, die bis gegen 1840 blühte und dann mit dem allgemeinen Niedergang des Handwerks ihr Ende fand. Neben der schönen werkgerechten Behandlung des Eisens ist sie besonders durch die vorbildliche Form und Verteilung der Schrift gekennzeichnet (Abb. 217—220). Sie steht hinter den besten Leistungen des Berliner Eisengusses in keiner Weise zurück, und bis heute ist die künstlerische Höhe ihrer Durchschnittsleistungen nicht wieder erreicht worden. Diese gußeisernen Grabmäler, die man selbst auf völlig entlegenen Dorffriedhöfen heute noch findet, waren zwar nicht Volkskunst, sind aber im schönsten Sinne zu einer bodenständigen Kunst Oberschlesiens geworden.



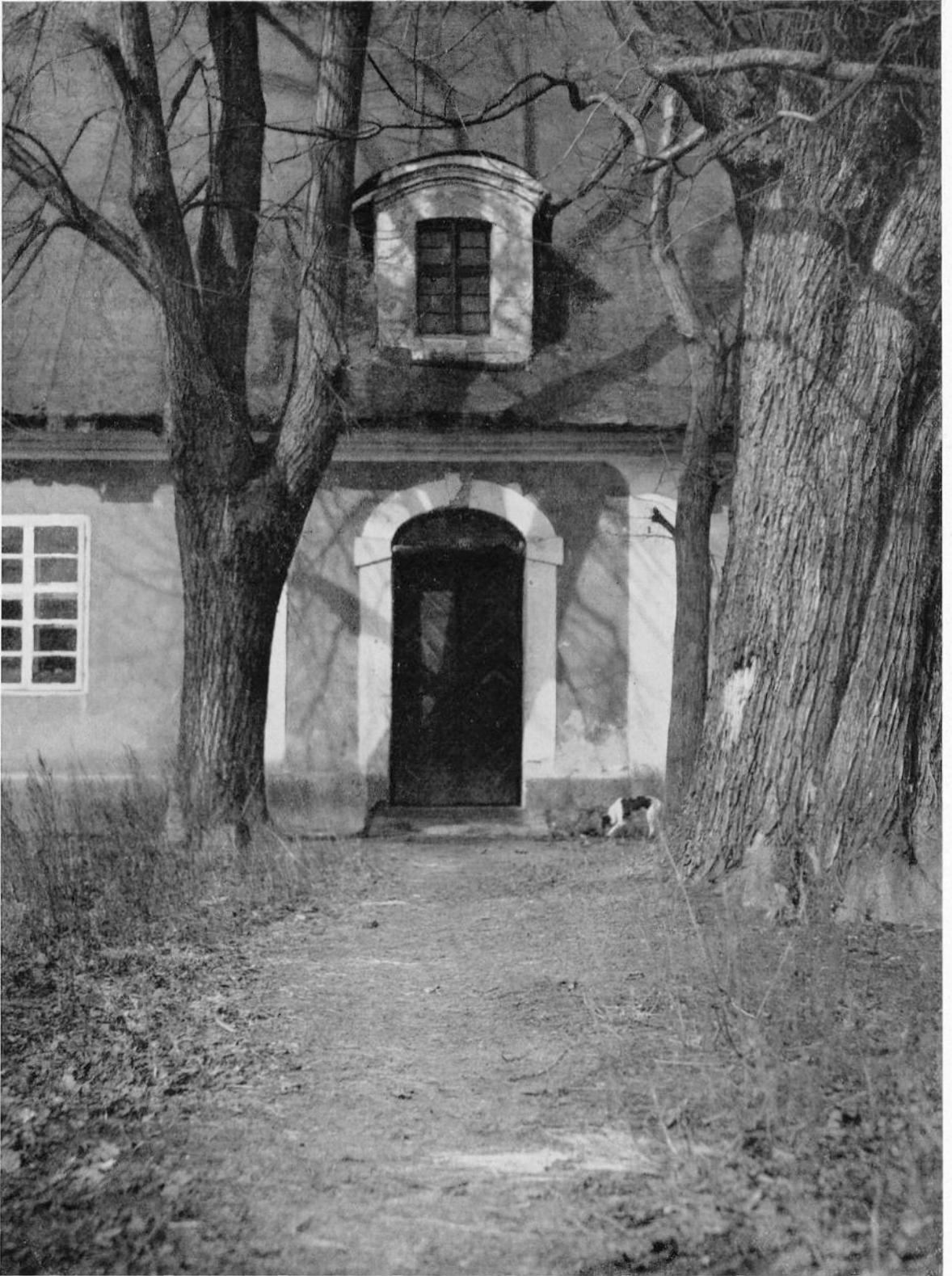


Abb. 224. Beatenhof an der Malapane (Kreis Oppeln)

## Die friderizianischen Siedlungen

Von dem gewaltigen friderizianischen Siedlungswerk ist die Kolonisation des Oderbruches am bekanntesten geworden. Hier hat der König eine ganze Landschaft von Grund auf umgewandelt und aus Sumpf, Wasser und Wald eines der fruchtbarsten Gebiete seines Reiches geschaffen. Von der viel umfangreicheren ober-schlesischen Siedlung wissen nur wenige. Hier handelt es sich nicht um ein so geschlossenes und eindrucksvolles Gebiet, wie es das Oderbruch ist, sondern die ober-schlesischen Kolonien liegen weit zerstreut in den riesigen Wäldern. Sie haben auch nicht die schnelle wirtschaftliche Blüte erlebt, die dem Oderbruch beschieden war. Dort hat die fruchtbare Niederung die Siedler bald zu wohlhabenden Leuten gemacht; hier in Oberschlesien aber müssen die Nachfahren der alten Kolonisten noch heute auf dürrer Sandboden ihr Brot kümmerlich erwerben.

Das ober-schlesische Siedlungswerk des großen Königs ist vielfach falsch beurteilt worden; es ist nur zu verstehen, wenn man seine Voraussetzungen kennt:

Landesverteidigung, Siedlung und Industrie, das sind die drei Gebiete, die dem König besonders am Herzen lagen und auf denen sich die großartige friderizianische Bautätigkeit in Oberschlesien abgespielt hat. So verschieden sie ihrem Gegenstand nach sind, so hängen sie doch eng zusammen, ja sind in gewissem Sinne sogar durcheinander bedingt: der Ausbau der Festungen Cosel und Neiße war eine einfache militärische Notwendigkeit zur Behauptung der so schwer erkämpften Provinz; die einheimische Metallindustrie mußte gefördert, vor allem vergrößert werden, weil sie die Rüstungsindustrie des Landes war, die die Festungen mit Kriegsmaterial zu versorgen hatte; und auf eine umfassende Siedlungstätigkeit konnte der König schon deshalb nicht verzichten, weil es dieser Industrie in den menschenarmen Wäldern an Arbeitskräften fehlte.

Auch andere Gründe sprachen für Durchführung der Siedlung und Förderung der Industrie. Da war zunächst der Gedanke der „Peuplierung“. „Menschen achte ich vor den größten Reichtum“, nach diesem Leitsatz Friedrich Wilhelms I. hat auch sein großer Sohn gehandelt. Fast dreitausend Bauernstellen lagen allein im Breslauer Departement wüst, zum Teil noch vom Dreißigjährigen Kriege her. Hier hatte der Wiederaufbau zunächst einzusetzen. Aber auch die dünn besiedelten Waldgebiete im Osten der Provinz, vor allem die riesigen Wälder um Oppeln, konnten erschlossen werden. Hier war noch Platz für viele Dörfer. Freilich durften auf den armen Waldböden nicht reine Bauerndörfer entstehen wie im Oderbruch, sondern diese Neugründungen mußten Zusatzsiedlungen werden. Nicht allein von der Landwirtschaft, sondern auch mit vom Walde sollten die Kolonisten leben. Als Waldarbeiter hatten sie den gewaltigen Holzbedarf der Industrie einzuschlagen und zu Holzkohle zu verfeuern. Eine bestimmte Zahl von Holzklaftern mußten sie nach Ablauf ihrer Freijahre ohnehin als Abgabe liefern. Mit Hilfe dieser Kolonisten ließ sich wohl auch eine bessere Waldwirtschaft durchführen als sie bisher üblich war; ein bodenständiges Handwerk konnte hier entstehen, das seine Rohstoffe im Walde fand; also waren etwa Karren- und Kammacher, Moldenhauer, Böttcher und Zimmerleute, aber auch Töpfer und Pechbrenner anzusetzen. Sogar fremde Handwerkszweige wie die Weberei suchte der König ins Land zu ziehen. Die Kolonisten, die aus Gegenden mit hoher landwirtschaftlicher Kultur geholt wurden, sollten der einheimischen Bevölkerung eine höhere Form des Ackerbaues vermitteln. So konnten Handwerk und Landwirtschaft gebessert und der allgemeine Wohlstand gehoben werden, zumal wenn es gelang, die ungenutzten Schätze des Bodens, Silber, Blei und vor allem Eisen, durch die Industrie zu erschließen. Auch aus allgemein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten war die Ver-



mehrerung gerade der Eisenerzeugung überaus wünschenswert: Preußen sollte von fremder Einfuhr unabhängig werden und seinen eigenen Bedarf im Lande decken.

Dies etwa sind die Grundgedanken, die zur friderizianischen Kolonisation und zum Aufbau der oberschlesischen Industrie geführt haben und die vom König und seinen leitenden Beamten mit aller Klarheit des öfteren ausgesprochen worden sind. Man handelte also folgerichtig, wenn man hier in Oberschlesien den Kolonisten nur eine kleine Landfläche gab, die für eine selbständige Aekernahrung nicht genügte. Die knappe Landzuweisung begründet der Oberforstmeister von Wedell in einem späteren Bericht an die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer: „Ein hochlöbl. Collegium weiß, daß der Dppeln'sche Bauer mit darum ein schlechter Wirth ist, weil er zu viele Ländereien besitzt. Aus dieser Ursache wurden teutsche Colonisten mit einem sehr weise ausgemessenen mittlern Maaße von Terrain unter ihnen angesetzt, um durch fleißige Kultur den alten Bewohnern ein besseres Beispiel vorzustellen. Die Portion eines Colonats reicht gerade hin, daß es bei einer fleißigen Kultur eine Familie ernähren kan, die sich daneben auf Handarbeit und ein nützlichcs Gewerbe legt. Dieses ist . . . die wahre Bestimmung unserer Colonisten, und sie muß nie aus dem Gesichte gelassen werden, wenn sie nicht unzweckmäßig und der dortigen Societät schädlich werden soll. Bekommen sie zuviel Terrain, so werden es Bauern, die danach trachten, mit dem Gespann ihren Verdienst zu suchen. Sie nehmen folglich den alten Anspannern ihren Verdienst weg und übernehmen nichts von der Last, die diese dem Staate und dem Amte zu leisten haben. Außerdem würde die dortige Gegend die so sehr mangelnde Handarbeiter aller Art ipso facto wieder einbüßen, welche durch die Colonisten gewonnen werden sollten, es zum Theil auch wirklich gewonnen worden sind<sup>1)</sup>.“

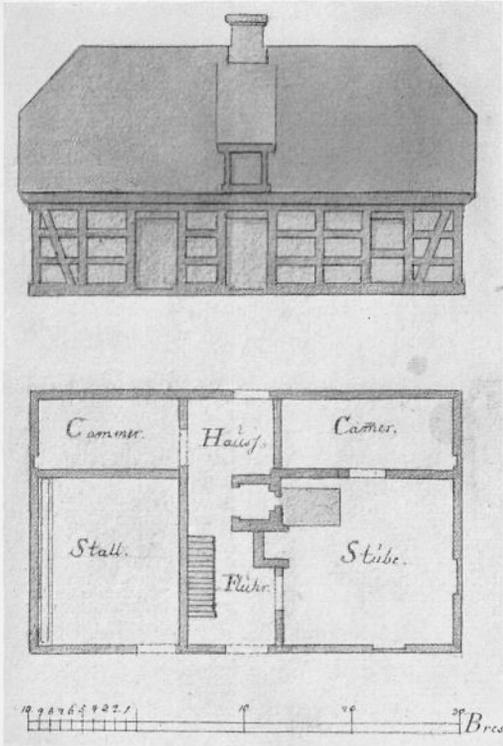
Dieser Oberforstmeister von Wedell ist seinen eigenen Worten nach „zum ersten Etablissement der Colonisten ein Werkzeug gewesen“. Er war wohl der bedeutendste Kopf unter den leitenden Beamten. Stets bemühte er sich, das Einzelne unter dem Gesichtspunkte des großen Ganzen zu sehen. „Ich will sagen, daß ich mich schämen würde“, schreibt er einmal über sich selbst, „der mir anvertrauten Sache Vortheile auf den größeren Schaden einer anderen verschaffet zu haben und etwa zu der freyhlich zahlreichen Sorte Forstleuthe zu gehören, die gern die ganze Erde zu Wald machten.“

Den Gang dieser oberschlesischen Kolonisation im einzelnen zu verfolgen, ist von hohem Reiz, auch dort, wo sie versagt hat und die in sie gesetzten Erwartungen nicht in Erfüllung gingen. Gerade unsere Zeit, die sich ähnlich große Aufgaben gestellt hat, wird vieles aus den Erfolgen, aber auch aus den Mißerfolgen dieses alten Siedlungswerkes lernen können.

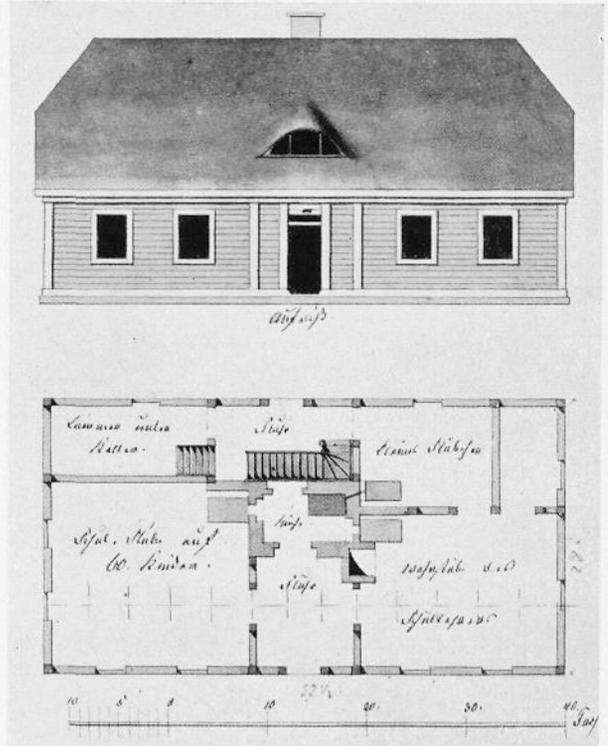
Bald nach dem Zweiten Schlesi'schen Kriege begann der König mit dem „Retablissement“, der Wiederbesetzung der wüsten Stellen in Stadt und Land. Freies Bürger- und Meisterrecht, Freiheit von der militärischen Werbung, Baudarlehen, freie Baustellen und Steuerfreiheit für eine Reihe von Jahren waren die Vergünstigungen, mit denen der König in fremden Ländern neue Bürger zu werben suchte. Die Höhe der einzelnen „Bonifikationen“ richtete sich nach dem Nutzen, den der Ausländer dem Lande voraussichtlich bringen würde. „Denn es ist ganz einleuchtend, daß ein gemeiner Professionist, als Schuster, Schneider und dergleichen doch nicht so beneficiret zu werden verdienet, als ein Fabrikant, ein Künstler, oder ein anderer Ausländer, der durch Anlegung ganzer Fabriken oder anderer dem Lande abgehender Etablissements einen viel größeren Nutzen stiftet“, heißt es sehr bezeichnend in einem späteren Bericht der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> St. N. Breslau Rep. 201 c. Acc. 11/24 Dppeln Nr. 315.

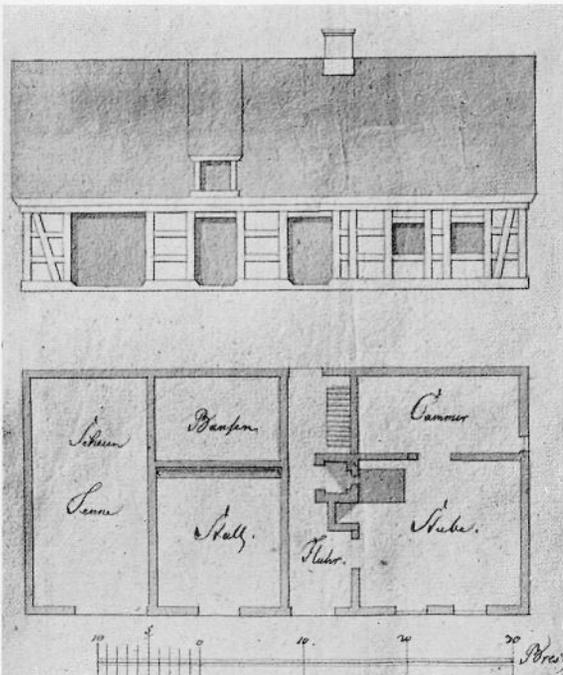
<sup>2)</sup> St. N. Breslau Rep. 199. M. N. V. 19 vol. 9.



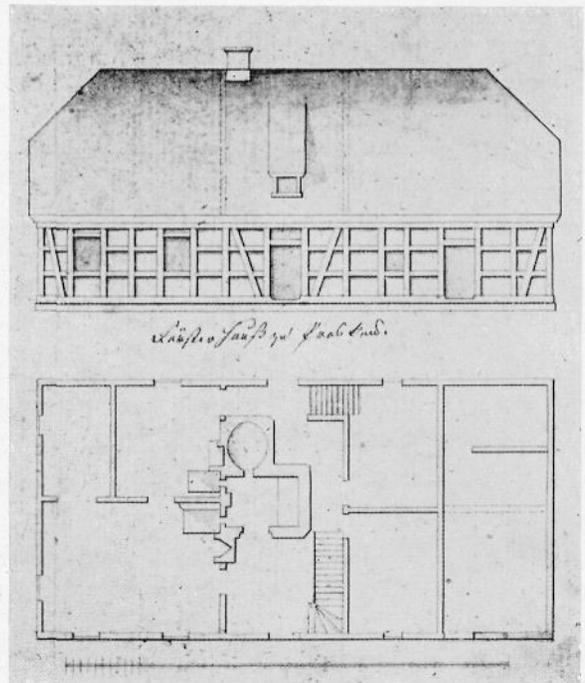
225



226



227



228

Abb. 225. Haustyp der Holzschlägerkolonie Schwarzwasser, Abb. 226. Schulhaus für Ringwalde, Abb. 227. Gemeindegirtenhaus für die Kolonie Hirschfelde, Abb. 228. Försterhaus für Proskau, sämtlich im Kreise Dppeln

Neben dieser Wiederbesetzung vorhandener Stellen ließ der König schon in den fünfziger Jahren mit der Anlage neuer Dörfer beginnen; zunächst nur vorsichtig und vereinzelt, von 1767 an aber in ganz großem Maßstabe. Das Schwergewicht seiner schlesischen Kolonisation lag ausgesprochen in Oberschlesien. Mehr als 200 Dörfer sind hier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden, die meisten zwischen 1770 und 1780.

Die Gesichtspunkte für die Platzwahl der neuen Kolonien erfahren wir aus einem allgemeinen Erlaß vom Jahre 1773<sup>1)</sup>. Überall dort sollen neue Dörfer angelegt werden, wo die bisherige forstliche Nutzung gering und der steuerliche Ertrag durch eine Kolonie voraussichtlich höher sein würde. In Frage kommen also vor allem Brandstellen oder leere Flecke, große Lächer, die durch Abzugsgräben entwässert werden können, aber auch von Vorwerken entlegene Äcker, deren Bestellung unwirtschaftlich erscheint und endlich alle die Gegenden, in denen freies Hutungsland noch vorhanden ist, oder die bisherigen Hutungsinhaber anderweitig entschädigt werden können. Als zum Beispiel im Jahre 1773 im Forst „Thiergarten“ mehrere Dörfer angelegt werden sollen, schlägt der mit der Platzwahl beauftragte Forstmeister Burich der Breslauer Kammer in erster Linie die „Koschorowitzer Heide“ vor. Dieser Wald läge abseits vom Hauptforste, könne also am leichtesten entbehrt werden, zumal er durch die fehlende Aufsicht zur Zeit wenig oder nichts brächte. Der Boden sei mittelmäßig, ausreichende Hutung aber im umliegenden Walde vorhanden. Auch ließen sich die notwendigen Wiesen durch einen Vergleich mit der Nachbargemeinde beschaffen. Das Dorf selbst könne eine gute Lage und bequeme Flureinteilung erhalten. In der Nähe der Dorfstelle stünde leichtes Bauholz, ebenso würde sich Lehm zum Ziegelstreichen und Ausstaaken der Fachwerkwände finden lassen. Für einen anderen Ort in der „Stallung Jamky“ spräche neben ähnlichen Vorzügen, daß die neue Feldflur den großen Wald durchschneite und dieser dann nicht mehr so gefährlich zu passieren sei: „Es ist dieses die Gegendt, wo die Post zu verschiedenen Mahlen beraubet ist.“

Die Kammer erklärt sich mit diesen Vorschlägen einverstanden, und so entstehen hier zwei neue Dörfer, die später die Namen Kupferberg und Schulenburg tragen.

Im Walde also sollten die Kolonisten leben und durch ihn einen Teil ihres Unterhaltes gewinnen. Der Wald bestimmte auch die Art ihres Hausbaues. Holz war hier das Gegebene, und die neuen Häuser wurden in Fachwerk, zum Teil aber auch in der bodenständigen Schrotholzbaweise errichtet, obgleich die Kammer diese nicht gern sah. Die Baustoffe suchte man möglichst an Ort und Stelle zu gewinnen, um sich die teure und schwierige Anfuhr auf den schlechten Wegen zu ersparen. So verarbeiteten die Zimmerleute gleich das Holz, das beim Roden der Dorfstelle selbst gewonnen wurde. War dieses gar zu schwach, so schlugen sie es doch wenigstens in der Nähe. Es wurde also in noch grünem Zustand zum Bau genommen. Auch der Staaker grub sich den Lehm in der Nachbarschaft; hier brannte auch der Ziegelstreicher die Steine für Öfen und Schornstein in einem behelfsmäßigen Feldofen; nur das Stroh wurde von weiter her angefahren. War jedoch eine Getreideernte schlecht ausgefallen und das Stroh infolgedessen knapp, so begnügte man sich mit Schindeln, die der Schindelmacher im Wald aus möglichst kienichtem Kiefernholz herstellte. Alles wurde nach Möglichkeit vereinfacht und an Ort und Stelle vorbereitet. Selbst die Oberleitung über den Bau der neuen Dörfer übertrug die Kammer nicht etwa den Bauinspektoren ihres Departements, sondern den Oberförstern der betreffenden Reviere. Offensichtlich sind hier Sparsamkeitsgründe ausschlaggebend gewesen. Die Oberförster waren für die Aufsicht am leichtesten erreichbar, kannten die örtlichen Verhältnisse am besten und hätten ja sowieso das Bauholz schlagen lassen müssen. Auch hatten sich die Forstbeamten schon auf ähnlichem Gebiete

<sup>1)</sup> St. N. Breslau Rep. 199 M. N. V Nr. 13 vol. II.



229

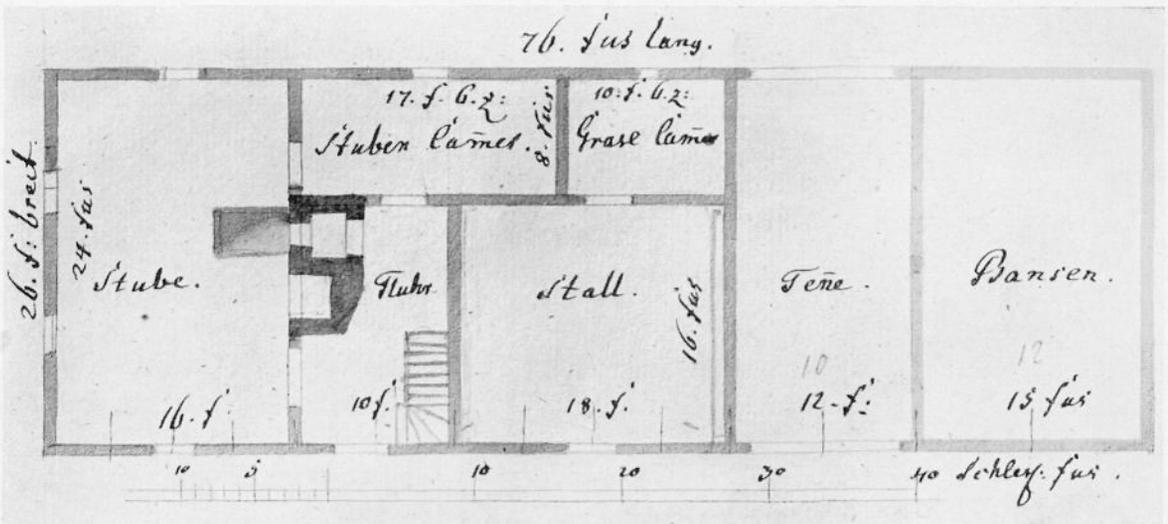
Abb. 229. Abgebautes Gehöft bei Kupp (Kreis Oppeln)



Abb. 230. Kolonistenhaus in Tempelhof (Kreis Oppeln)

Abb. 231. Grundrißtyp für die Kolonien bei Ludwigsdorf (Kreis Kreuzburg)

230



231

rühmlich bewährt. Vom Forstmeister Kehlband waren bereits in den fünfziger Jahren die beiden bedeutendsten friderizianischen Industrieanlagen geschaffen worden, Malapane und Kreuzburger Hütte, die beide gleichfalls in den Oppelner Wäldern liegen und auch heute noch bestehen. Die Oberförster hatten also zunächst die geeigneten Dorfstellen ausfindig zu machen, die Kontrakte mit den Unternehmern zu schließen, die Ausführung zu überwachen und endlich die neuen Siedler anzusehen. Sie mußten oft mehrere Dörfer gleichzeitig bauen und erhielten dafür von der sparsamen Kammer weder Hilfskräfte noch sonst irgendeine Entschädigung. Als z. B. der Forstmeister Burich zu seiner Entlastung das Gehalt für einen Schreiber mit der Begründung erbittet, daß er den Bau dreier Dörfer neben seinen sonstigen Dienstgeschäften durchzuführen hätte, wird ihm das rundweg abgeschlagen: die Kammer bedauere, für Schreibung sei kein Fonds vorhanden, aber sie würde ihm bei passender Gelegenheit ihre Zufriedenheit „anderweitig“ zu erkennen geben.

Wenn die Forstleute manchmal auch dazu neigten, das Interesse ihres Waldes höher als das der neuen Kolonien zu stellen, so wird man ihnen das doch nicht allzusehr verdenken können. Den Plan, so viele Dörfer in ihren Wäldern anzulegen, haben sie anfangs nach Kräften bekämpft. Wahrscheinlich bezweifelten sie die Lebensfähigkeit der Kolonien im „hohen Holze“; mochten auch wohl — und nicht mit Unrecht! — fürchten, daß mit dem Anzug der Kolonisten die Ruhe im Walde verschwinden, dafür aber Holztrevel und Wildddieberei überhandnehmen würden. Als der König jedoch auf seinem Willen beharrte und ihnen sogar der Bau dieser Dörfer übertragen wurde, taten sie, was sie konnten, um das Werk gelingen zu lassen. Im großen und ganzen haben sie ihre Sache recht gut gemacht und sich mit den neuen Dörfern ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Einzelne Kolonien wurden nach den Forstbeamten genannt, die sie gegründet hatten: so heißen Süßenrode und Neuwedel nach den Oberforstmeistern Süßenbach und von Wedell und Liebenau nach dem Oberförster Liebeneiner.

Über die Art und Weise, wie der Bau einer solchen Kolonie vor sich geht, sind wir durch die Auftragschreiben an die leitenden Oberförster unterrichtet. So erhält der Forstmeister Burich unterm 20. Februar 1773 den Befehl zur Anlage Kupferbergs:

„Es wird dem p. Burich bekannt gemacht, daß dato zu diesem neuen Dorfe 1000 rth auf die Ober-Steuer-Kasse zur Absendung an ihn mit nächster Post assigniret werden . . . Sodann aber wird ihm auch zugleich aufgegeben, wie er weiter keine Zeit versäumen, sondern sofort die Veranstaltung treffen muß, daß die Plätze zu denen Häusern von Holz abgeräumt, ferner ohne den geringsten Anstand mit einem geschickten Zimmermann über derselben Erbauung in der Art wie solches zu Grävenorth und anderen in den Oppelnschen Forsten etablirten Colonien geschehen, contrahiret und sie sämtlich gegen Johanni in wohnbaren Stand gesetzt werden. Sobald als hiernächst gelinde Witterung eintritt, muß er mit dem Graben des in der Nähe befindlichen Leims (= Lehms) den Anfang machen und die erforderlichen Ziegel streichen lassen, damit, wenn die Häuser aufgesetzt werden, sofort mit dem Kleiben (= Kleben = Ausstaaken) und dem Aufmauren der Schornsteine, welche von der Sohle an massiv aufgeföhret werden müssen, vorgegangen werden kan. Die kgl. p. Cammer ist von des Forstmeister Burichs in dieser Angelegenheit zeither schon bezeugten Fleiße und activität versichert und verspricht sich daher, er werde dieses neue etablissement auf gleiche Weise . . . so weit als möglichst zu beschleunigen und vornehmlich bei Schließung der dieserhalb nöthigen contracte alle Menage zu beobachten wissen . . . Man will die von ihm mit dem Zimmermann, Maurer und Ziegelstreicher geschlossene Contracte des allernächsten zur Approbation gewärtigen und nur in Ansehung des ersteren ihm noch aufgeben, daß die zeitherigen accords von 40 und resp. 42 rth. vor ein Colonisten Haus . . . nicht überschritten werden müssen.



232



233



234



235

Abb. 232. Kolonistenhaus in Buddenbrock (Kreis Kreuzburg), Abb. 233. Scheunenreihe in Tempelhof, Abb. 234. Försterei in Kranst,  
Abb. 235. Kolonistenhaus in Neuwedel, sämtlich im Kreise Dppeln

Endlich hat er auch dahin zu sehen, daß sämtliche 20 Häuser nach der gemachten Eintheilung auf beiden Seiten des Dorfes gleich angelegt werden . . . und von der geraden Linie auf beiden Seiten nicht abgewichen werde<sup>1)</sup>."

Hiermit ist das Wesentliche über die bauliche Ausführung bereits gesagt, über die Einzelheiten unterrichten uns die Kostenanschläge. In ihrer Einfachheit und Kürze können diese nur den Meid von uns Baumeistern der Gegenwart erwecken. Der Forstmeister Burich schließt z. B. Mitte März 1773 mit vier Zimmermeistern der Umgegend über den Bau des Dorfes Karmerau das mit 20 Stellen bei den „Stanischen Gründen“ entstehen soll, folgenden Vertrag:

„Es übernehmen die gedachten 4 Zimmermstrs. die völlige Zimmer-Arbeit mit dem sämtl. Ausbau der 20 Wohnstellen auf folgende Conditiones:

Sie fällen das Holz in denen ihnen angewiesenen Gegenden des Forstes und suchen soviel als möglich zur Ersparung des Fuhrlohnes daß auf der Bau-Stelle befindl. taugliche Holz mit zu employiren. Sie arbeiten die Häuser aus und richten sie auf, spalten die Dachlatten und schlagen sie an und decken mit Schindeln die Häuser ein, schneiden die Bretter und machen davon die Thüren, Bänke und Treppen, belegen die Boden, spunden die Stube und Kammer Decke, und dielen die Stube und Kammern mit gehobelten Brettern, legen den Stall aus mit gespaltene Bohlen und fertigen die Kuh Krippe an. Wie auch eine Dachleiter, überhaupt aber so besorgen sie alle Arbeit, die nur zum Auf- und Ausbau eines Hauses gehört, sie mag Mahnen haben wie sie wollen.

Die Häuser werden sämtl. egal zu Binde Werk von 21 Ellen lang und 13 Ellen tief, mit einer Stube, zwey Kammern und einen Stall eingerichtet, und auf den Boden 2 Wände gemacht und alle tüchtig gebaut, welche aber längstens bis Ende July dieses Jahres völlig fertig seyn müssen. Das Bau-Holz, wie auch die Bretter, Latten und Schindeln werden ihnen auf dem Bau ohnentgeltlich hingeliefert und vor alle diese Arbeit bekommen dieselben vor jedes Haus 42 rth . . .<sup>2)</sup>“

Es folgen dann die noch wesentlich kürzeren Verträge mit dem Schmied, dem Glaser und dem Töpfer. Die Anfuhr besorgt der Förster als Unternehmer, weil sich sonst niemand dazu finden will.

42 Taler mal 20 gleich 840 Taler betragen also die Kosten für ein ganzes Dorf an Zimmerer-, Tischler- und Dachdeckerarbeit. Mehr war darüber nicht zu sagen, und ähnlich knapp sind auch die Anschläge zu dem Bau der anderen Dörfer abgefaßt. Höchstens hängt der Unternehmer an seinen Vertrag einmal einen längeren Zusatz, in dem festgelegt wird, woher er Brotkorn und Bier für seine Leute beziehen kann. So einfach erschien damals die Aufgabe, ein Dorf zu errichten. Die alte Baukultur hatte sich aus einer festen Übereinkunft in allen Fragen der Konstruktion und Gestaltung entwickelt, und der einzelne Meister fühlte sich an sie gebunden. Wie stark diese gesunde Überlieferung war, zeigt nichts so deutlich wie die Tatsache, daß man den Forstbeamten, also Nichtfachleuten, den Bau der neuen Dörfer unbesorgt übertragen konnte. Gewiß, diese Oberförster waren energische und tüchtige Leute; aber sie konnten diese große Aufgabe auch nur darum vollbringen, weil die Grundlagen alles Bauens jedem Handwerker selbstverständlich waren.

Die Bauarbeiten wurden also in Fachlosen für alle 20 Häuser gemeinsam an die einzelnen Unternehmer vergeben. Nach der königlichen Vorschrift sollten die neuen Dörfer nicht unter 6 und möglichst nicht über 20 Stellen groß sein. Meist wurden sie mit 20 Stellen ausgeführt. Die Häuser sind Typenbauten, denn alle Lose waren gleich groß. Die Geschosshöhen erscheinen mit nur

<sup>1)</sup> St. N. Breslau Rep. 201 c Acc. 14/24 Nr. 130.

<sup>2)</sup> St. N. Breslau Rep. 201 c Acc. 14/24 Dppeln Nr. 161.

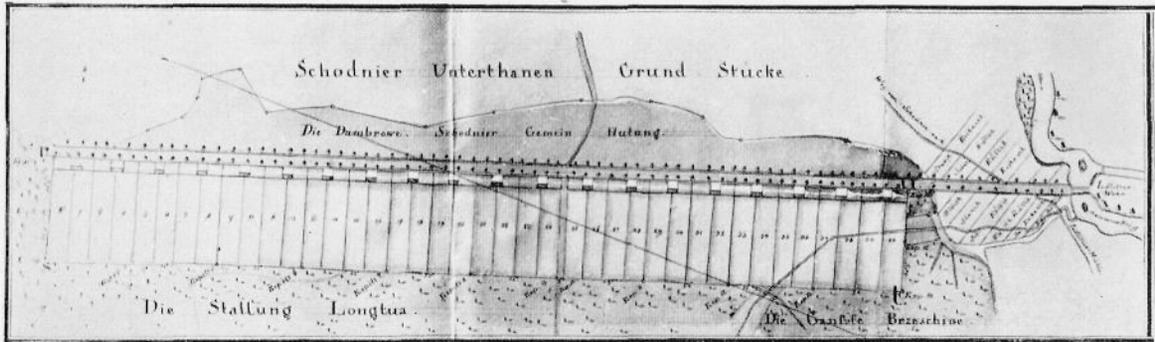


Abb. 236. Holzschlägerkolonie Antonia (Kreis Oppeln), 1781

2 m bis 2,40 m im Lichten niedrig, Keller fehlen gewöhnlich, oft sogar auch eigentliche Fundamente; allenfalls legte man unter die Schwellen eichene Klöße oder ein paar Feldsteine. Die Fachwerkwände sind mit Lehmstaaken ausgefetzt. Als man später die Scheunen baute, mußten die Kolonisten das Ausstaaken gewöhnlich selbst besorgen. „Jede Possession soll aus dem Wohnhause, woran der Stall angehängt seyn kann und der Scheune bestehen. Jedoch richtet sich auch dieses nach jeden Orts vorhandenen Umständen<sup>1)</sup>“, sagt der § 3 des königlichen Erlasses von 1773. Dieser unscheinbare Nebensatz hat sich in der Folge als von größter Bedeutung erwiesen. Durch ihn konnten sich die Baugespflogenheiten der Landschaft in viel stärkerem Maße durchsetzen als dies der Fall gewesen wäre, wenn man ausschließlich den Typ des „Kolonialhauses“ ausgeführt hätte (Abb. 225—228), den die Preussische Bauverwaltung um diese Zeit im ganzen Osten zu verbreiten begann<sup>2)</sup> (vgl. oben S. 19, 20). So zeigen die Fachwerkhäuser oft die alte bodenständige Art der Giebelverbretterung oder man baute gar wie in Hirschfelde, Kreuzthal oder Tempelhof, im bewährten Schrotholz und brachte selbst den alten Kegelschopf wieder an (Abb. 230). Der Schrotholzbau war freilich schon seit einigen Jahrzehnten streng untersagt; in dem waldbreichen Oberschlesien aber hat man es mit diesen Verboten nicht allzu streng genommen. Ein Teil der einheimischen Zimmerleute verstand überhaupt nur in Schrotholz zu bauen; auch galt ein „gebohlttes“ Haus als wärmer und dauerhafter. Vor allem aber stellte es sich billiger als das aus Fachwerk. Die Kolonie Karmarau z. B. wurde ursprünglich in „Bohlwerk“ veranschlagt. Hier sollte das fertige Haus nur 94 Taler kosten, während das Fachwerkhhaus auf 110 Taler kam. Trotzdem befahl die Kammer, offenbar mit Rücksicht auf die früheren Erlasse, in „Bindwerk“, also in Fachwerk zu bauen. Als dann freilich nach noch nicht 20 Jahren ein Teil der Fachwerkschwellen und -giebel „wandelbar“ zu werden begannen<sup>3)</sup>, da sich das grüne Holz und die übereilte Ausführung rächten, ist man allmählich in den Oppelner Wäldern zum Schrotholz zurückgekehrt. Schließlich war auch die Breslauer Kammer weit und gutes Bauholz nah. Der Geist der Landschaft erwies sich hier doch stärker als die Bestimmungen der Behörden (Abb. 272). Jedenfalls wurde ein öder Reißbrettschematismus glücklich vermieden.

Der vorgeschriebene Typengrundriß, der gleichfalls von den Baubeamten in den östlichen Provinzen entwickelt worden war, ist dagegen nur wenig gewandelt, denn er deckte sich mit

<sup>1)</sup> Vom Verfasser gesperrt gedruckt.

<sup>2)</sup> Über den Gegensatz der bodenständigen Bauweisen zu den Typen des preussischen Kolonialstils soll in meiner oben genannten späteren Arbeit (Das ländliche Bauwesen des deutschen Ostens vom Ausgang des 18. Jahrhunderts und die Tätigkeit der alten Landbaumeister) eingehend die Rede sein.

<sup>3)</sup> Derartig hübsche Ausdrücke gibt es vielfach noch heute auf dem Bau: „Den Schornstein wollen wir lieber nicht so schräg ziehen, der wird sonst zu wankelmütig“, sagte mir einmal ein alter erfahrener Polier!

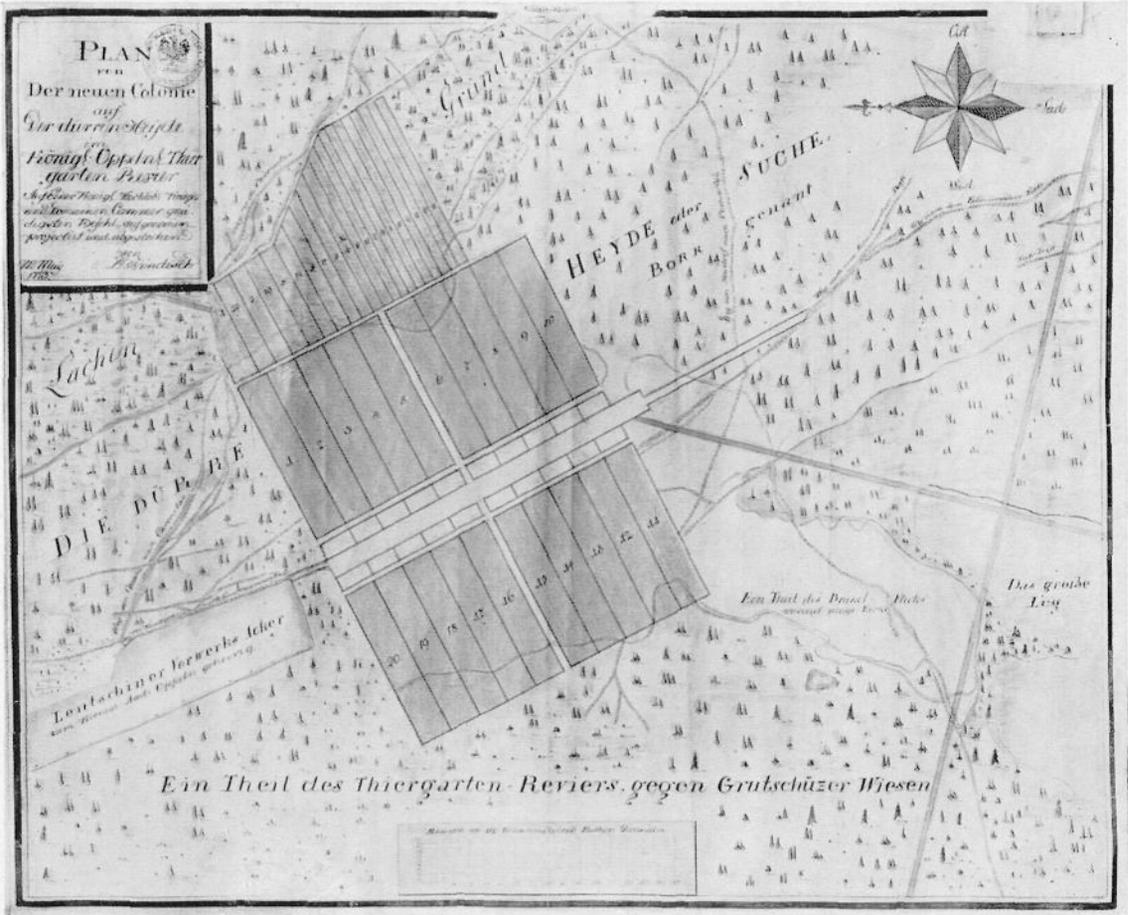
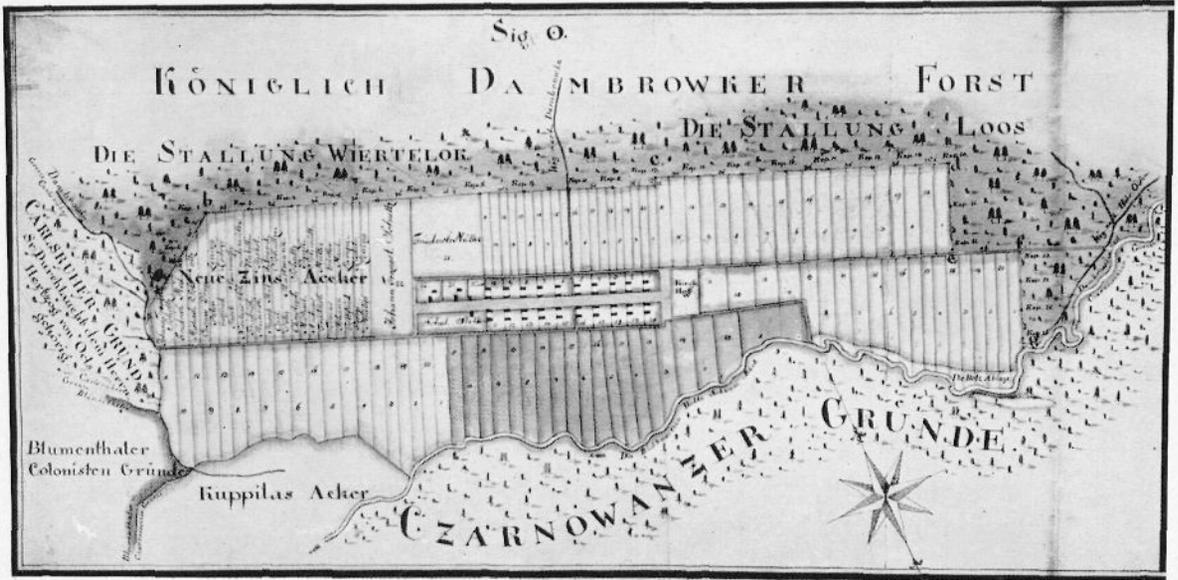


Abb. 237 u. 238. Die Kolonien Lauenhin und Derschau, beide 1773 im Kreise Dppeln gegründet

seiner Dreiteilung in Wohnteil, Flur und Stall fast völlig mit der in Oberschlesien üblichen Grundform des Bauernhauses (Abb. 225, 227). Dieser Grundriß ist zwar ganz auf die einfachen Wohnbedürfnisse der alten Zeit zugeschnitten und genügt den erhöhten Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr. Seine schöne Klarheit aber sollte auch für unsere Siedlungsaufgaben noch vorbildlich sein. Ein vergrößertes Raumprogramm braucht keineswegs zu so verworrenen, kleinklichen und damit unzweckmäßigen Grundrissen zu führen, wie sie leider viele neuere Siedlungen zeigen.

Auch der äußere Umriß des friderizianischen Kolonistenhauses ist beispielhaft für die gute Gestaltung eines Baukörpers. Dadurch nämlich, daß der Stall unter das gleiche Dach mit einbezogen wird, verschwindet der quadratische Grundriß des Hauses. Bei der geringen Länge des Baukörpers ergibt sich für das Satteldach, das hier ja das Gegebene ist, fast nie eine befriedigende Lösung. Das alte Kolonistenhaus wirkt langgestreckt und gelagert, weil es über einem ausgesprochenen Rechteckgrundriß errichtet und seine Baumasse nicht durch kümmerliche Anbauten auf der Rückseite verzettelt ist. Auch hierin liegen deutliche Hinweise für die Gestaltung ländlicher Bauten in unserer Zeit<sup>1)</sup>.

In manchen Dörfern hat man die Giebel der Häuser senkrecht zur Straße gestellt. In diesem Festhalten an der alten Gewohnheit spricht sich gleichfalls eine Eigenart der oberschlesischen Kolonisation aus. In den meisten Fällen aber stehen doch die Dachfirße parallel zur Straße und folgen damit dem Vorbilde der friderizianischen Kolonien in anderen Gebieten des Ostens. Für diese „Traufenstellung“ hat die Rücksicht auf die Himmelsrichtungen anscheinend keine besondere Rolle gespielt. Die einzige Stube — der Hauptwohn- und Schlafräum des Hauses — erhielt ja durch seine Ecklage in jeder Stellung wenigstens von einer Seite Sonne. Wahrscheinlich war hier die Auffassung des Barock von der Längsfront als der Hauptseite des Hauses das Entscheidende. Seit dem Dreißigjährigen Krieg wurden auch in den kleinen Landstädten die alten gotischen Giebelhäuser immer mehr verdrängt. Es ist kein Zufall, daß die Entwurfszeichnungen der Bauinspektoren, die ja in den kleinen Städten ihren Wohnsitz hatten, nur in Ausnahmefällen einmal die Giebelansichten zeigen. Fast stets wird nur die Längsfront dargestellt, und diese als die wichtigste, der Straße zugewandt. Da der Wirtschaftshof bei dieser Stellung immer hinter dem Hause liegt, führt man also folgerichtig den Hausflur seitlich an den Schornsteinvorgelegen vorbei durch die ganze Tiefe des Hauses, um auch nach hinten zum Hof heraus einen Ausgang zu gewinnen. Für die Doppelhäuser, wie sie etwa in der Holzschlägerkolonie Antonia (1780) errichtet wurden, war die Traufenstellung ohnehin das Natürliche (Abb. 236). Aber ob Giebel- oder Traufenstellung, — stets wurde die gewählte Anordnung für das ganze Dorf einheitlich durchgeführt. Denn strenger Rhythmus und Reihung, wenn irgendmöglich auch Symmetrie, war eine der wichtigsten architektonischen Forderungen der Zeit. Unter diesen Gesichtspunkten sind auch weitaus die meisten oberschlesischen Kolonien aufgebaut.

Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, finden wir eigentlich nur das langgestreckte, streng geometrische Angerdorf. Aus einem echt architektonischen Empfinden denkt diese späte Barockzeit noch ausgesprochen räumlich und führt auch bei diesen allereinfachsten Dorfplanungen, die meist von den Forstschreibern in den Einzelheiten entworfen und abgesteckt wurden, bewußt die Regelmäßigkeit durch. Fast immer erweitert sich also die Zufahrtsstraße beim Eintritt in das Dorf zu einem Anger, an dessen beiden Seiten die Häuser in gleichen Abständen nebeneinander aufgereiht sind und der in einzelnen Fällen auch auf den Schmalseiten durch quergestellte

<sup>1)</sup> In diesem Zusammenhange verweise ich auf den Aufsatz von A. Hartwig, „Die Gesetzmäßigkeit im Hausbau“, erschienen in der „Baugilde“ 1935, Heft 10. Dieser Aufsatz gehört mit zu dem Besten, was über die Gestaltung einfacher Baukörper bisher gesagt worden ist.

Bauten oder den Friedhof abgeriegelt wird (Abb. 237). Selbst bei einseitiger Bebauung, die sich zuweilen aus dem Gelände ergab, suchte man wenigstens durch die Verbreiterung der Straße und durch das Zurückrücken der Häuser hinter 8—10 m tiefe Vorgärten den Raum anzudeuten (Abb. 236). Für die Wahl der langgestreckten rechteckigen Grundform von Anger und Dorf sind aber auch zwei praktische Gründe entscheidend gewesen: einmal die Feuersicherheit; nach der königlichen Vorschrift durfte keine Dorfstraße unter 40 Ellen breit sein und mußte zum Schutz gegen Flugfeuer mit Bäumen bepflanzt werden. Meist wurden hier Ahorn, Esche oder Eiche gewählt. Und dann die bequeme Flureinteilung: das gerodete Waldstück, in dessen Mitte sich das neue Dorf erhob, ließ sich am zweckmäßigsten und natürlichsten in rechteckige Feldstreifen zerlegen. Eine Ideallösung im Sinne der Zeit ist der Entwurf zur Kolonie Derschau von 1773, der so recht die Forderung nach Achsenbeziehung, „Regularität und Symmetrie“, zum Ausdruck bringt, obwohl in ihn noch nicht einmal die Häuser eingetragen sind (Abb. 238). Hofstelle und Feldflur werden durch das Achsenkreuz von Anger und Feldweg in vier gleiche Teile zerlegt, die je fünf Stellen umfassen. Zwei äußere Umgehungswege sollen wohl nur das geschlossene Rechteck der Dorfstelle schärfer betonen; an sich wären sie hier nicht unbedingt erforderlich, da hinter jedem Hofe das zugehörige Ackerland liegt. Deshalb hat man auch in Zedlitz (1773) auf sie verzichtet (Abb. 239). Weil hier aber die einzelnen Stellen auf beiden Seiten des Angers verschiedene Breite besitzen, mußten die Gehöftsreihen gegeneinander verschoben werden. Die Wiesen sind wie in Derschau am Rande der Feldmark abgesteckt, wo sie freilich aus der sumpfigen Waldniederung noch gerodet werden sollen.

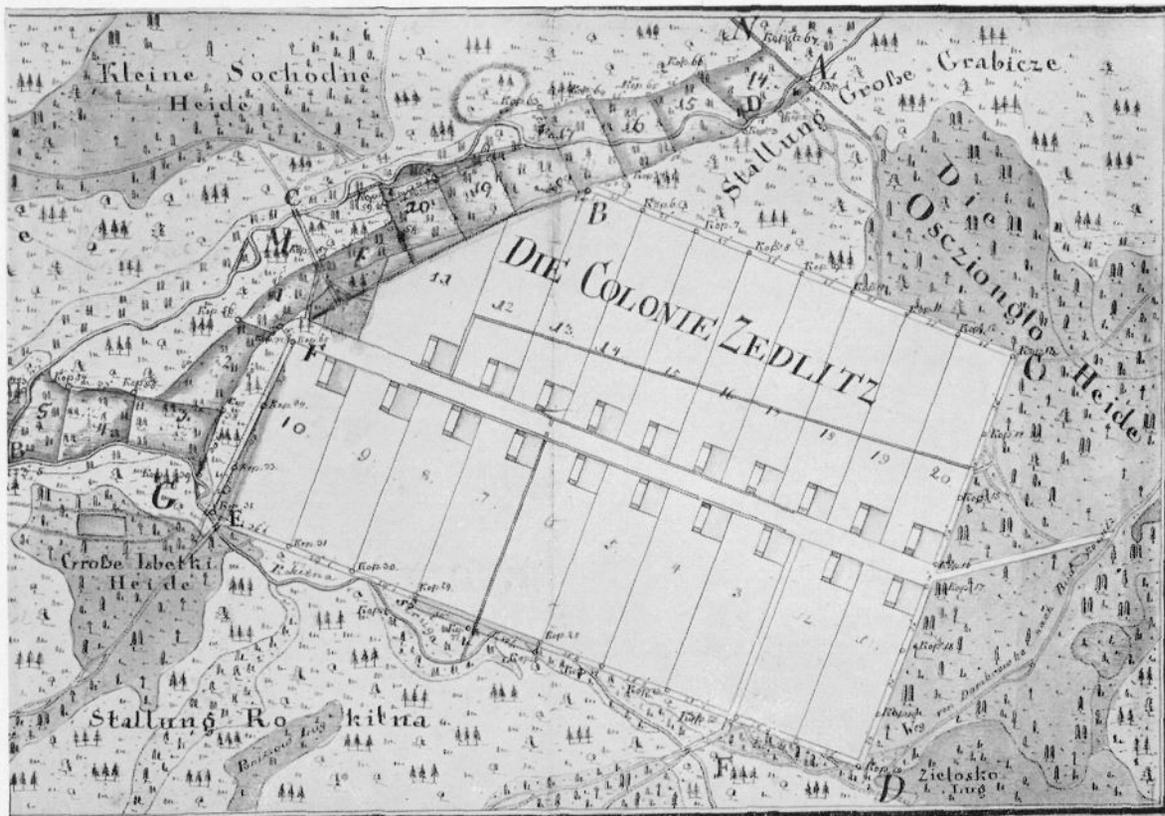


Abb. 239. Kolonie Zedlitz (Kreis Oppeln), 1773

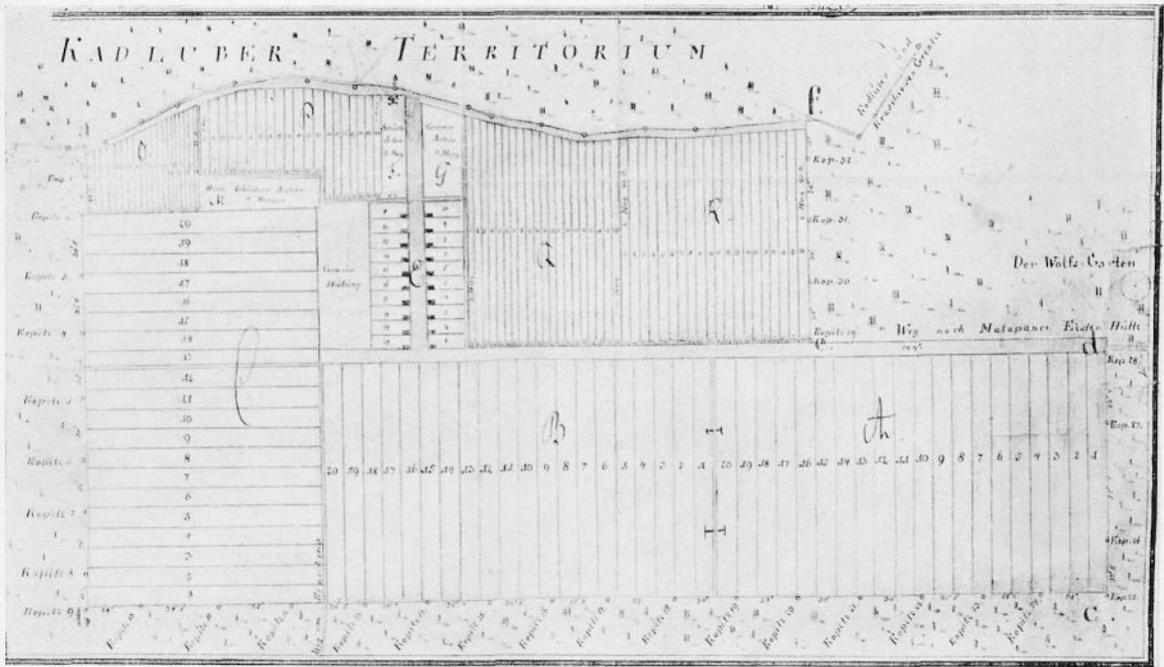


Abb. 240. Kolonie Kreuzthal (Kreis Dppeln), 1771.

Dort, wo die Güte des Bodens wechselte oder spätere Landanweisungen hinzukamen, wie in Tempelhof (1770) oder Kreuzthal (1771), war man gezwungen, die Feldmark in mehrere große Schläge aufzuteilen und von ihnen dem einzelnen Kolonisten je einen schmalen handtuchartigen Streifen zuzuweisen (Abb. 240—243). Da hier also der einzelne Besitz zersplittert liegt und Hofstellen und Gärten keinen Anschluß an das zugehörige Ackerland mehr besitzen, mußte man einen äußeren Umgehungsweg um das Dorf legen. Die einzelnen Hofstellen konnten durch diese Unabhängigkeit vom Acker aber straffer zusammengefaßt und damit die Wirkung der strengen Siebelreihung wesentlich gesteigert werden.

In anderen Kolonien wiederum liegt die Dorfstelle am Waldrande, also an der Grenze der Feldmark. Daher wurden sämtliche 20 Wohnhäuser mit den eingebauten Ställen auf der Feldseite



Abb. 241. Kolonie Kreuzthal (Kreis Dppeln), Luftbild

nebeneinander aufgereiht und die Scheunen für sich auf die andere Seite des Angers gestellt (Abb. 244). Diese Anordnung zeigen z. B. die Kolonien Hirschfelde (1771), Plümkenau (1772) (Abb. 172), Sinkenstein (1771) und Neuwedel (1773) (Abb. 245). Durch die unregelmäßige Form der Feldflur ist hier wieder die verschiedene Breite der Ackerstücke bedingt; also waren um der strengen Reihung willen die Höfe und Gärten von ihren Feldern zu trennen.

Eine besonders schöne Lösung für die Anlehnung des Dorfes an den Wald hat der Bauinspektor Pohlmann, dem wir noch weiterhin begegnen werden, für die Kolonie Sacken gefunden,

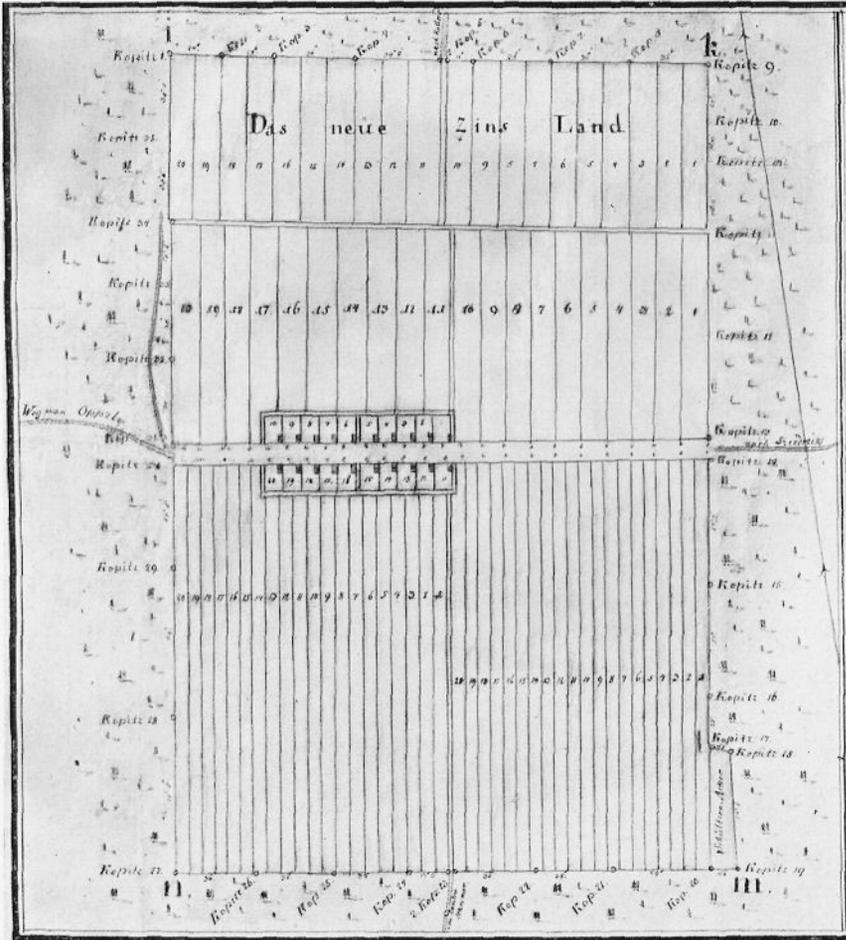


Abb. 242. Kolonie Tempelhof (Kreis Dppeln), 1770

die 1779, also verhältnismäßig spät, errichtet wurde (Abb. 246, 247). Das Dorf ist auf 40 Stellen angelegt, besitzt also die doppelte Größe wie die meisten anderen Neugründungen. Daher wird die lange Dorfstraße in der Mitte durch einen breiten Queranger unterteilt, an dem Pfarre, Schule, Gasthof und Bäckerei liegen und den auf seiner Schmalseite nach dem Walde zu der Friedhof abschließt. Die beiden Hälften rechts und links sind weiter durch schmale Querwege halbiert, und an die beiden Dorffenden hat Pohlmann zwei rechteckige Plätze gelegt, die wie das ganze Dorf zur Hälfte aus dem Wald herausgeschnitten wurden. Sicherlich waren diese beiden Plätze an ihren freien Rändern ebenso wie der Anger mit Bäumen bepflanzt. Von dem

schönen Rhythmus der alten Anlage ist heute freilich nicht mehr viel zu spüren, da Plätze und Queranger verbaut sind.

Auch Friedrichsgräß (1752), eine der frühesten oberschlesischen Kolonien, ist auf 40 Stellen gegründet, die böhmischen Webern zugewiesen wurden. Hier ist zwar gleichfalls das lange Dorf in der Mitte quergeteilt, aber es fehlt die straffe Gliederung von Sacken. Dafür gibt der gerade gelegte kleine Mühlbach, an dem die Kolonie erbaut wurde, mit seinem natürlichen Baumwuchs dem Ort einen besonderen Reiz (Abb. 249, 266).

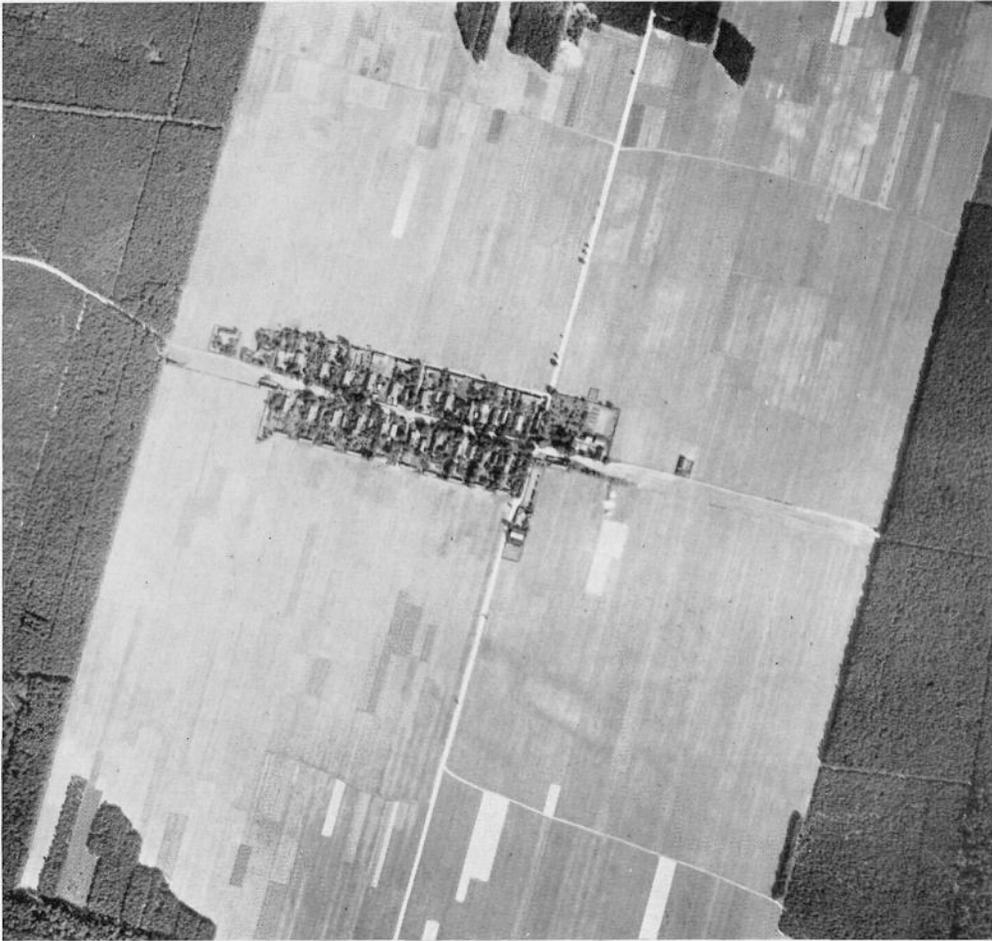


Abb. 243. Kolonie Tempelhof, Luftbild

Die Einzelform der Kolonie wird also stets aus dem gegebenen Gelände entwickelt. Sie ist nicht, wie oberflächliche Beurteiler gemeint haben, schematisch auf dem Reißbrett erzeichnet. Man hat weiterhin diesen oberschlesischen Waldkolonien das Fehlen jedes Dorfmittelpunktes zum Vorwurf gemacht und ihre primitive Grundform bemängelt. Die Dörfer besäßen keine Bindung in der Landschaft, hieß es; ihr Anger stieße nach beiden Seiten ins Leere. Gewiß, die Grundform der Dörfer ist die denkbar einfachste. Diese Einfachheit paßt aber in dieses arme Waldland, an Ort und Stelle wirkt sie sehr überzeugend; und was den fehlenden Dorfmittelpunkt angeht, worin hätte der bestehen sollen, zumal ein besonderes Gebäude für Kirche und Schule aus Mangel

an Mitteln nicht gebaut werden konnte? Vielleicht hätte man in der Dorfmitte einen baumumstandenen Platz schaffen können, wie ihn z. B. der alte Plan von Sacken zeigt. Aber bei nur 20 Häusern wäre die Unterbrechung der gleichmäßigen Reihung architektonisch bedenklich gewesen, und zudem bildet der Anger ja hier schon den Dorfplatz. Er ist in den meisten Fällen wirklich ein Raum, auch dort, wo seine Schmalseiten „ins Leere“ stoßen. Hier wirkt die Ferne, man fühlt die unendliche Ebene des Ostens, und aus ihrer Landschaft wollen diese Dörfer gesehen werden: der Anger im geschlossenen Rechteck des Dorfes; das Dorf in der ebenen Fläche der gerodeten Lichtung; das weite Rechteck der Felder, umrahmt von der hohen Wand des Waldes — das ist ein Bild von starker Eindringlichkeit: Raum im Raume! (Abb. 237—245). Im einzelnen aber beruht die gute architektonische Wirkung dieser einfachen Dörfer auf der strengen Reihung gleicher und gut gegliederter Baukörper, auf der einheitlichen Verwendung der bodenständigen Baustoffe und endlich auf der großzügig durchgeführten Bepflanzung.

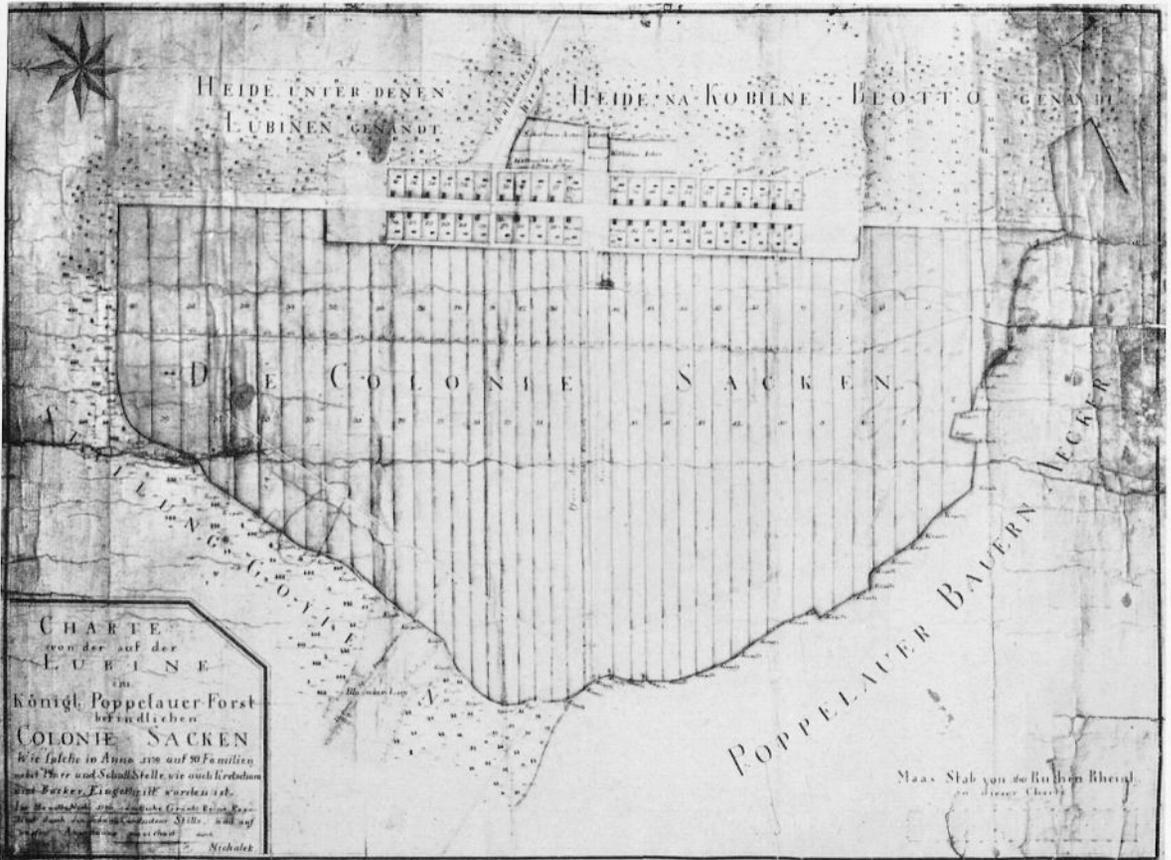
Für die richtige Beurteilung dieser neuen Kolonien darf man schließlich auch eins nicht vergessen: sie waren nicht eigentlich selbständige Siedlungen, sondern mehr eine Art entlegener Waldvorwerke, die in geistlichen Dingen den alten Nachbardörfern, in weltlichen, also vor allem in Rechtsprechung und Verwaltung, den königlichen Ämtern unterstanden. Anfänglich gehörten die meisten zum Domänenamte Dppeln. Als durch die vielen Neugründungen aber der Bezirk zu groß geworden war, entschloß man sich das Amt zu teilen und einen zweiten Verwaltungsmittelpunkt bei den Kolonien selbst zu schaffen. Gewählt wurde ein Platz unmittelbar bei dem alten Dorfe Kupp. Die neue Dorfanlage, die hier nach dem Entwurf und unter der Oberleitung des Bauinspektors Pohlmann von 1780—1782 geschaffen wurde, gehört zu den reizvollsten ländlichen Siedlungen der Barockzeit, die im deutschen Osten entstanden sind. Zwar ist auch hier durch völlig maßstablose Neubauten, häßliche Pappdächer und verständnislos ungeschickte Bepflanzung viel von der schönen Einheitlichkeit der alten Anlage vernichtet worden; aber ihre architektonischen Grundzüge sind doch noch klar zu erkennen: (Abb. 250—252).

Offenbar ist Pohlmann bei seinem Entwurf von dem Motiv der hier zusammentreffenden Wege ausgegangen. Er begründet und erweitert sie zu vier breiten Straßen, die sich als strenge architektonische Achsen mit den gleichen Winkelabständen in dem vorspringenden Mittelteil des Amtshauses schneiden, so daß von der sogenannten Kommissionsstube aus alle vier Straßen übersehen werden können. In einem weiten Kreis legen sich die 12 Kolonistenstellen um das Amtshaus, das von zwei niedrigen Wohngebäuden der Beamten flankiert wird. Diese mittlere Hauptgruppe trennt den Kreis in zwei ungleiche Teile: die obere Hälfte der Kreisfläche bleibt als Platz frei, die untere wird von Höfen, Ställen und Gärten eingenommen. Das Amtshaus selbst und die beiden flankierenden Wohnhäuser für Kontrolleur und Kanzlisten sind massiv gebaut, während alle übrigen Bauten aus Fachwerk bestehen (Abb. 253—257). Das neue Amt besitzt Bier- und Brennrecht; also muß auch eine Brau- und Brennerei errichtet werden, in der das Getränk gebraut, und ein Gasthof, in dem es ausgeschenkt wird. Eine Schmiede ist an der großen Straße nach Dppeln mit ihrem lebhaften Verkehr auch notwendig, ferner braucht man Wohnungen für die Ausreiter, die die Botendienste zu versehen haben und schließlich wegen der niederen Gerichtsbarkeit auch ein Gefängnis (Abb. 258—261). Back- und Spritzenhaus werden ebenso wie die Brunnen auf der Halbrundstraße untergebracht (Abb. 252). In dem Knickpunkt der Straße nach dem alten Dorfe Kupp hat man später eine Fachwerkkirche errichtet. Ihr Grundriß, ein gleichseitiges Kreuz, ist folgerichtig aus dem besonderen Lageplan entwickelt. Doch ist es bezeichnend, daß sie eigentlich außerhalb des Dorfes steht. Nicht die Kirche, sondern das königliche Amtshaus ist die wahre Mitte der neuen Kolonien!





246



247



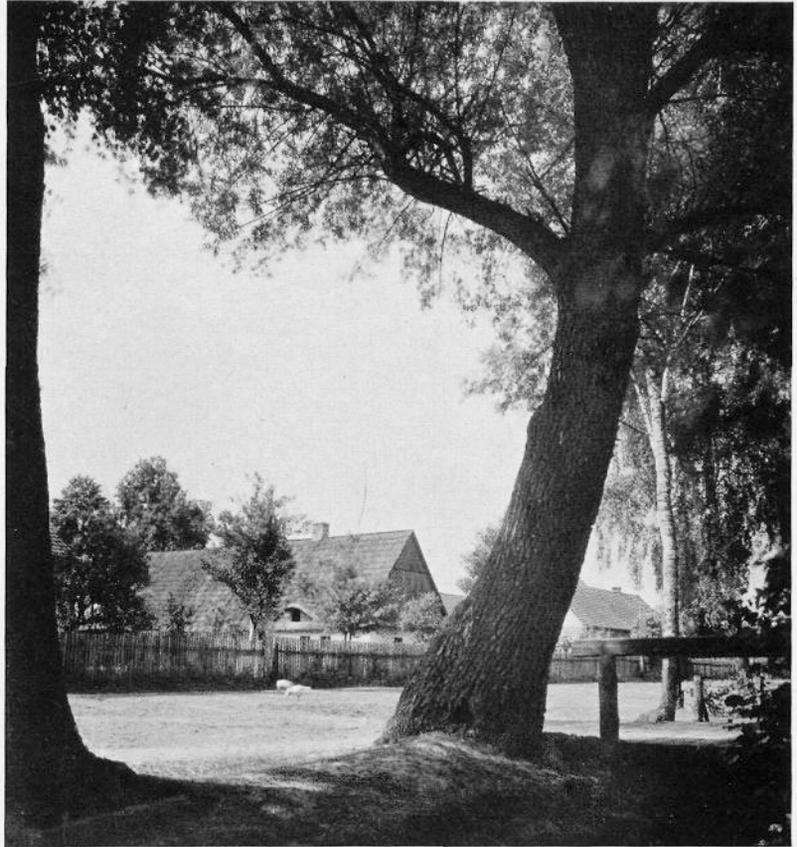
248

Abb. 246, links oben: Kolonie Sacken. Typisches Beispiel des Dorfeinganges einer friderizianischen Kolonie: Die breite Landstraße erweitert sich zu einem wesentlich breiteren Dorfanger, der auf beiden Seiten von Baumreihen eingefasst wird. Bei der Ausführung wurde hier offenbar vom ursprünglichen Plan (Abb. 247) etwas abgewichen.

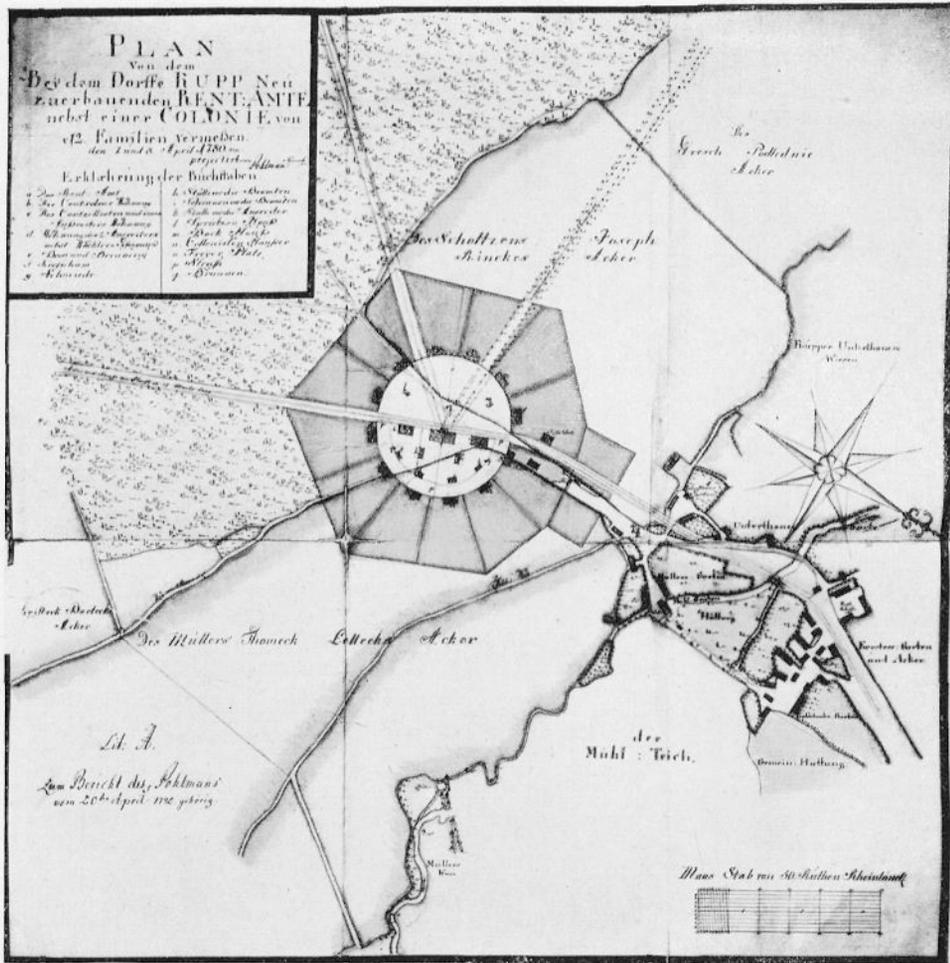
Abb. 247, links unten: Kolonie Sacken (Kreis Döpn), 1779

Abb. 248, oben: Der Dorfanger der Kolonie Neu-Schalkendorf (Kreis Döpn), 1788

Abb. 249, rechts: Kolonie Friedrichsgräß (Kreis Döpn), 1752. Der begrabigte mit Bäumen umstandene „Mühlbach“ durchfließt den etwa 40 m breiten Dorfanger in seiner ganzen Länge und unterteilt ihn so in zwei breite Fahrstraßen (vergl. auch Abb. 266)



249



250



251

200



Abb. 250 (links). Der alte Entwurf des Bauinspektors Pohlmann von 1780 zur Kolonie Kupp mit dem königlichen Rentamte, dem neuen Mittelpunkte der Kolonien in den Oppelner Wäldern. Abb. 251 (links unten). Luftbild von Kupp. Abb. 252 (oben). Die Rundstraße in Kupp

Der Bau dieser Siedlungen wurde mit größter Eile durchgeführt; kaum standen die Häuser, da rückten auch schon ihre Bewohner an. Diese Kolonisten kommen aus aller Herren Ländern, die meisten aus Westdeutschland, Österreich, Böhmen und Polen. Deutsche, die Nichtpreußen sind, werden bevorzugt; es ist dem König zwar vor allem wichtig, die Einwohnerzahl zu vergrößern, „das Land zu peuplieren“; er will aber auch Leute haben, die eine höhere landwirtschaftliche Kultur mit sich bringen. Deshalb erscheinen die sogenannten „deutschen Ausländer“, vornehmlich solche aus West- und Süddeutschland, als besonders geeignet. Auch nur an diese darf der Kolonist später seine Stelle wieder verkaufen. An eingewanderte Polen ist der Verkauf ausdrücklich verboten. Freilich hat man sich nicht immer an diese Bestimmung Friedrichs des Großen gehalten. Die neuen Kolonisten kommen angelockt durch die Vergünstigungen und Freiheiten, die ihnen der große König versprochen hat. Sie erhalten ja auch viel: Haus und Hof, dazu im Durchschnitt 17 Morgen Land, 4 davon zur Wiese, einen als „Hoferäthe“<sup>1)</sup> und den Rest als Acker; alles unentgeltlich. Die Kammer kauft ihnen ferner 1—2 Kühe und stellt jedem Grabscheit, Rodhacke, Art und Säge zur Verfügung. Im Walde haben sie freie Hutung für ihr Vieh und dürfen sich zur Feuerung Raff- und Leseholz sammeln. Ihren Besitz erhalten sie erb- und eigentümlich und bleiben für 8—10 Jahre völlig steuerfrei. Von jeder Werbung und Enrollierung zum Militär sind sie und ihre Kindeskinde befreit. Daß endlich in den preussischen Staaten niemand in der Ausübung seines Religionsbekenntnisses behindert wird, ist ja ohnehin unumstößlicher Grundsatz des Königs.

<sup>1)</sup> Hofstelle.

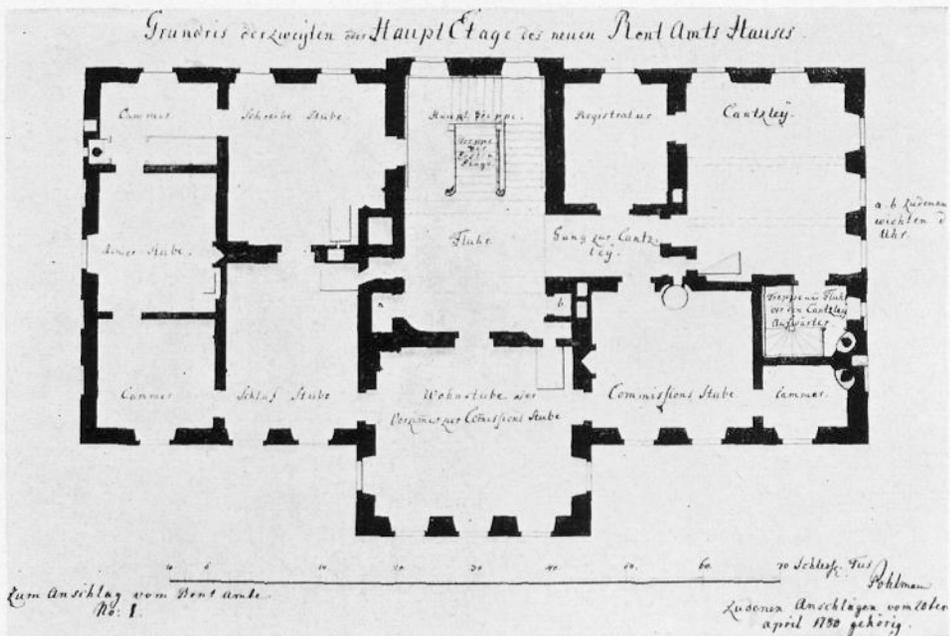
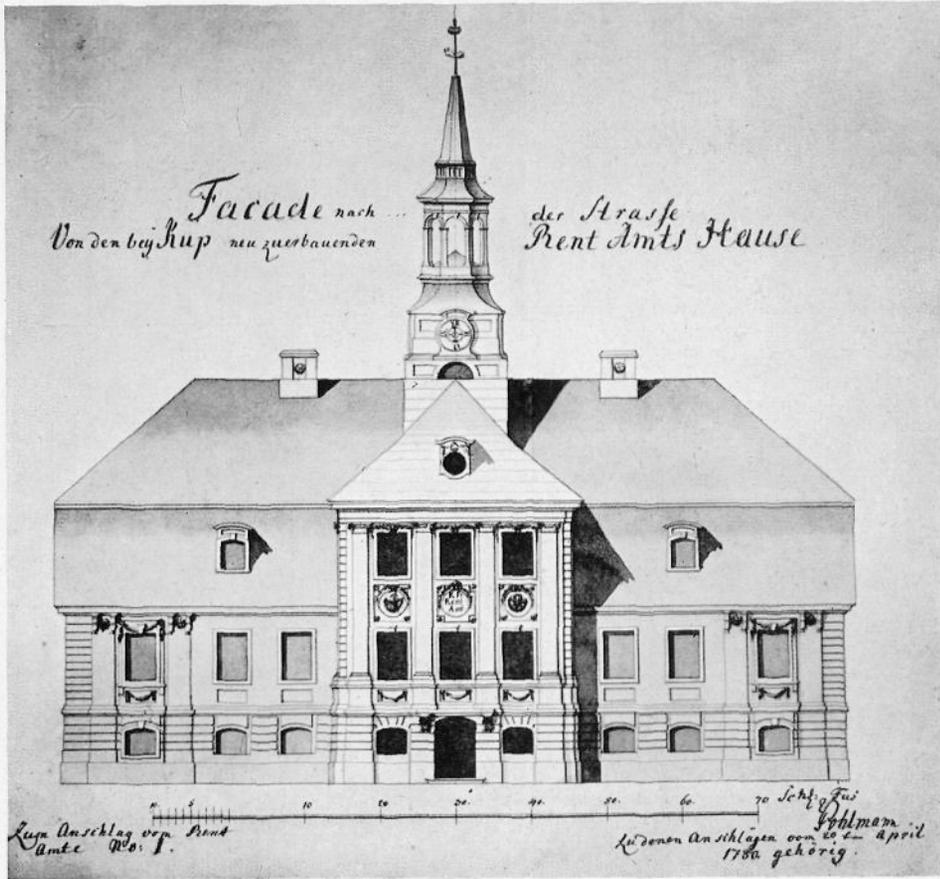


Abb. 253 u. 254. Zeichnungen zum Rentamte Kupp 1780 (Bauinspektor Pohlmann)



Abb. 255. Das Rentamt Kupp, heute Amtsgericht

Viel wird von diesen Kolonisten aber auch verlangt! Als sie auf ihre Stellen kommen, finden sie nur 1—1½ Morgen gerodetes Land vor. Weitans der größte Teil ihrer Äcker und Wiesen ist noch mit Wald bestanden. Jetzt sollen sie die Rodung fortsetzen. Aber die weite Reise hat ihre Vorräte erschöpft, und mit den zwei Talern Reisezuschuß, den ihnen die Kammer auszahlt, reichen sie nicht weit. Sie haben oft weder Wagen noch Ackergerät, mit dem sie ihr Land bestellen können. Die erste Aussaat, Hirse, Heidkorn (= Buchweizen) und Kartoffeln liefert ihnen zwar die Kammer, aber die Anbaufläche ist sehr klein, auch trägt der frisch gerodete Boden in den ersten Jahren kaum die Aussaat. Die sogenannten Wiesen sind zunächst meist nur sumpfige Erlensbrüche, die erst entwässert und urbar gemacht werden wollen. So fehlt es gleichfalls an Futter für das Vieh, und Mensch und Tier müssen hungern. Diese kläglichen Verhältnisse dauern jahrelang. Der größte Teil der Siedler ist zwar fleißig, aber mit der Rodung geht es nur langsam voran; denn gehen die Kolonisten auf Tagelohn in den Forst, so bleibt ihre eigene wichtigste Arbeit, das Roden, liegen; roden sie dagegen nur, so verdienen sie nicht das Geld, von dem sie leben müssen. Kein Wunder, daß sie unzufrieden werden und enträuscht sind, zumal ihnen wahrscheinlich von den preussischen Werbern oft zu weitgehende Versprechungen gemacht worden waren. Unter den Kolonisten ist aber auch viel unruhiges Volk, selbst allerhand Gesindel hat sich eingeschlichen, das auf ein Wohlleben hoffte und dem jetzt die harte Arbeit nicht zusagt. Diese zweifelhaften Elemente halten es denn auch nicht lange aus. Sie verschwinden bald bei Nacht und Nebel, nicht ohne

gewöhnlich vorher noch die von der Kammer geschenkte Kuh zu schlachten oder etwas von des Nachbarn Eigentum mitgehen zu heißen. Im übrigen sorgen aber auch schon die überwachenden Forstleute dafür, daß die Faulenzer nicht lange bleiben. „Er ist ein Liederlichter und fauler Wirth; seine Familie aber bestehet ebenfalls aus sehr saumseeligen Creaturen“, kennzeichnet der Oberförster Büttner einen entlaufenen Kolonisten aus Süßenrode: darum solle man den Ausreißer, falls man ihn wieder einbrächte, zwar gehörig abstrafen, dann aber samt seiner ganzen Familie unverzüglich über die nahe Grenze abschieben und seine Stelle einem tüchtigen Wirte übertragen.

Daß die Flucht aus den neuen Dörfern schon bald einen ziemlichen Umfang angenommen haben muß, geht aus einem Bittgesuch der Schulenburger vom Jahre 1776 hervor, in dem diese es sich zum besonderen Verdienst anrechnen, daß sie bisher alle auf ihren Stellen ausgehalten hätten:

„Wir Scholtz und Gericht und Ganke Gemeinde der Cannanisten auß Schulen Burg Legen sich Einer Gantsen Hohen Königl. Kriges und Dominien Kammer Demütigt Zu ihren Füßen, und also Zu Füßende Liegende Getreue Kinder, da noch Keiner auß unser Callonye entwichen, sondern auch in Unser Grösten Wildnuß Biß an unser Ende auch Getreulich auß haltten Werden, seufzen und Bitten ohne Unterlaß in unser Wüsten umb Jhro Vor heißende Wätterliche Hülffe . . .“

Derartige Bittgesuche und Klagen häufen sich in den ersten Jahren und die alten Akten sind voll von ihnen. Für eine gerechte Beurteilung dieses großen Siedlungswerkes aber wird man sich die simple Tatsache vor Augen halten müssen, daß die alten Akten immer nur dann redselig werden, wenn die Entwicklung den Erwartungen nicht entsprochen hat. All das, was geglückt ist und sich reibungslos abwickelte, wird kaum erwähnt, denn es gilt als das Selbstverständliche. Immerhin ist festzustellen, daß auch bei diesen oberschlesischen Dorfgründungen allerlei menschliche Unzulänglichkeiten vorkamen, und so sind gewiß viele Klagen der Kolonisten berechtigt gewesen. In der Sprache des einfachen Volkes steckt bei allem hilflosem Gestammel oft eine große Kraft, die schon durch die Unmittelbarkeit ihres Ausdrucks wirkt. Diese Mischung von Übertreibung, wirklicher Not und unfreiwilliger Komik, die zuweilen etwas Grausiges an sich hat, ist mit anderen Worten kaum wiederzugeben. Einige Beispiele, die für sich sprechen: Dieselben Schulenburger richteten 1774 folgende

„Bitte an Jhro Königl. Hoheit Von Gottes Genaden Friderich Ker.

Von unsf Arme doch getreue Cannanisten auß der Nagler Heyde: Wollen wir fußfällig Bitten, damit wir doch daß Liebe Brod Er haltten möchten . . . Wie von Jhro Königl. Maiestät ist Vor heißen worden. Weilen wir uns doch in der Aller schlechsten undt Wildesten Cannany sich befinden, daß der gleichen Wüstey nicht an Zu Treffen sey, Da ein stock an dem Andern, Ein Baum an dem Andern, das man kaum darin söhen, Viel geschweigen gehen kan, der ganze Waldt noch stehet, da die Aecker hin Kommen sollen. auch Vieles holz noch im garten ligt undt unsf nicht Weg geschaffet Wirdt, auch nur einen Morgen In ser schlechten stande; dan Was gleich durch unser Mühe und schwere Arbeit angepflanzet Wirdt, so Kan nichts auf Kommen, und Was auf Kombt, frist Es das Wildbert Weg; so Bitten wir Eure Königl. Maiestät Fußfällig umb daß Liebe Brodt auß unsf altte Wie auch auß die Kinder; dan Wen wir in solcher Wüstey arbeiten und das Liebe Brodt nicht Er haltten, so müssen wir mit Weib und Kindt umb Kommen Wegen der großen Hungers Noth, dan Wir schon Kleidung und Betgewandt Vor Zeret haben, daß Wir schon zu Bölligen Bettlern Geworden seindt.“

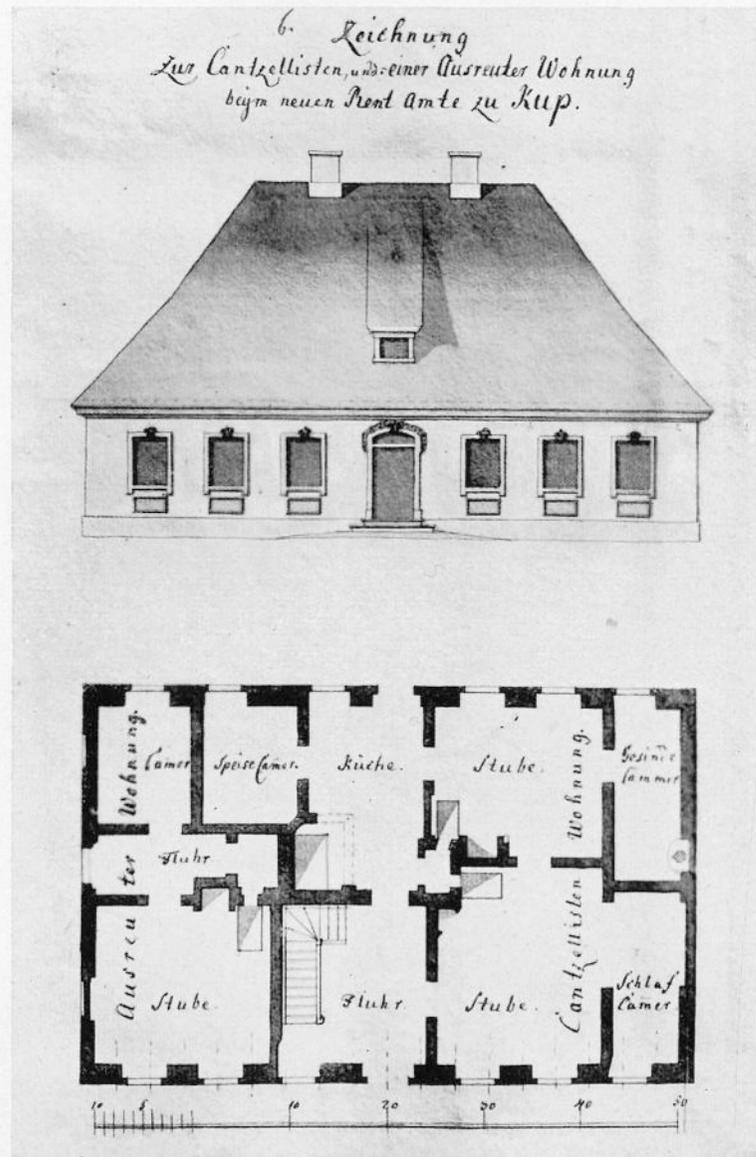
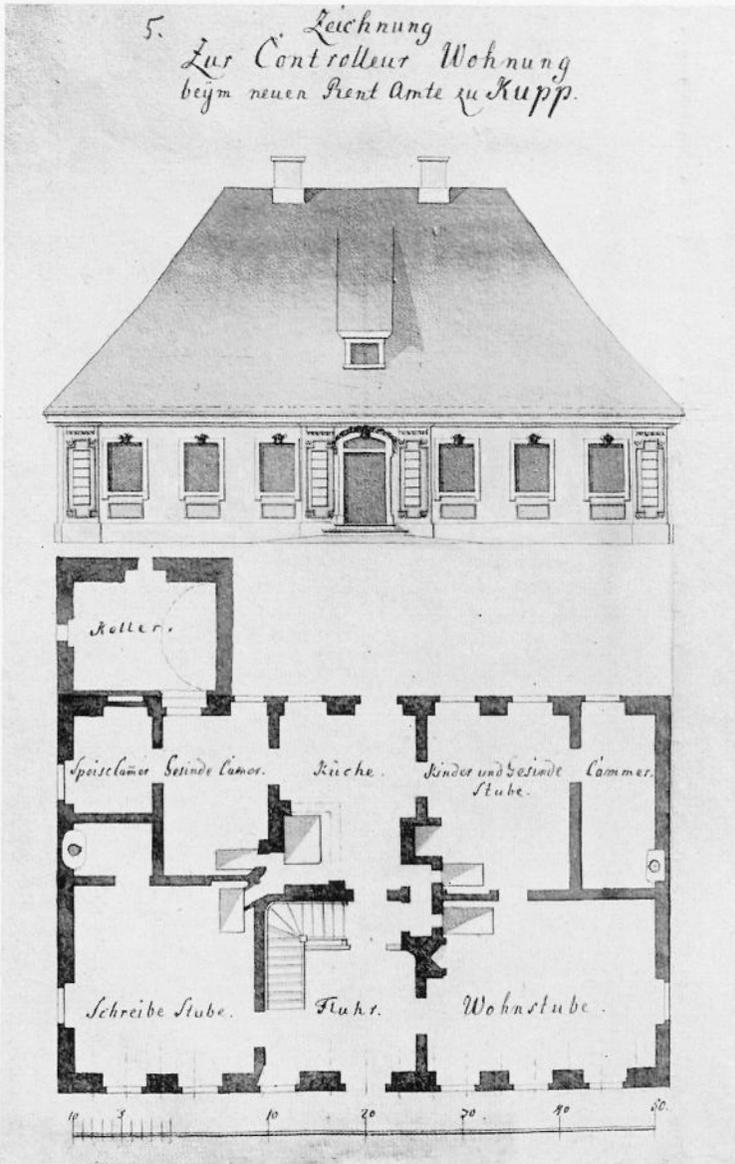


Abb. 256 u. 257. Die Zeichnungen des Bauinspectors Pohlmann zu den Häusern des „Kontrolleurs“ und des „Kanzlisten“ und „Ausreiter“ in Kupp

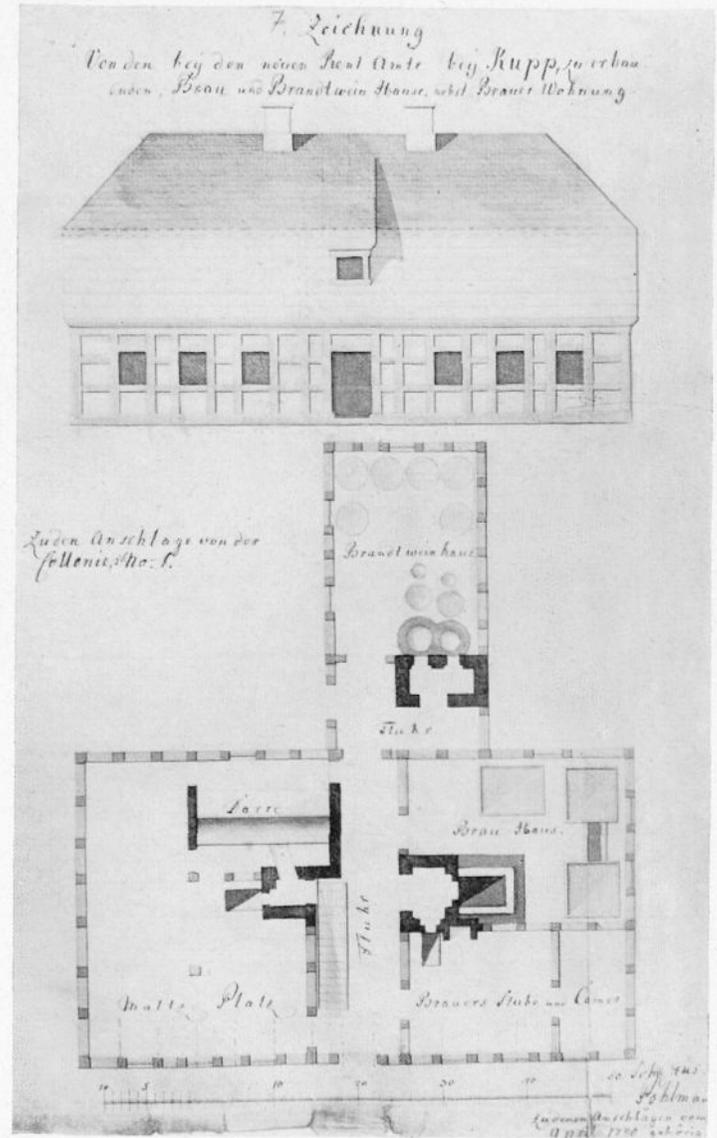
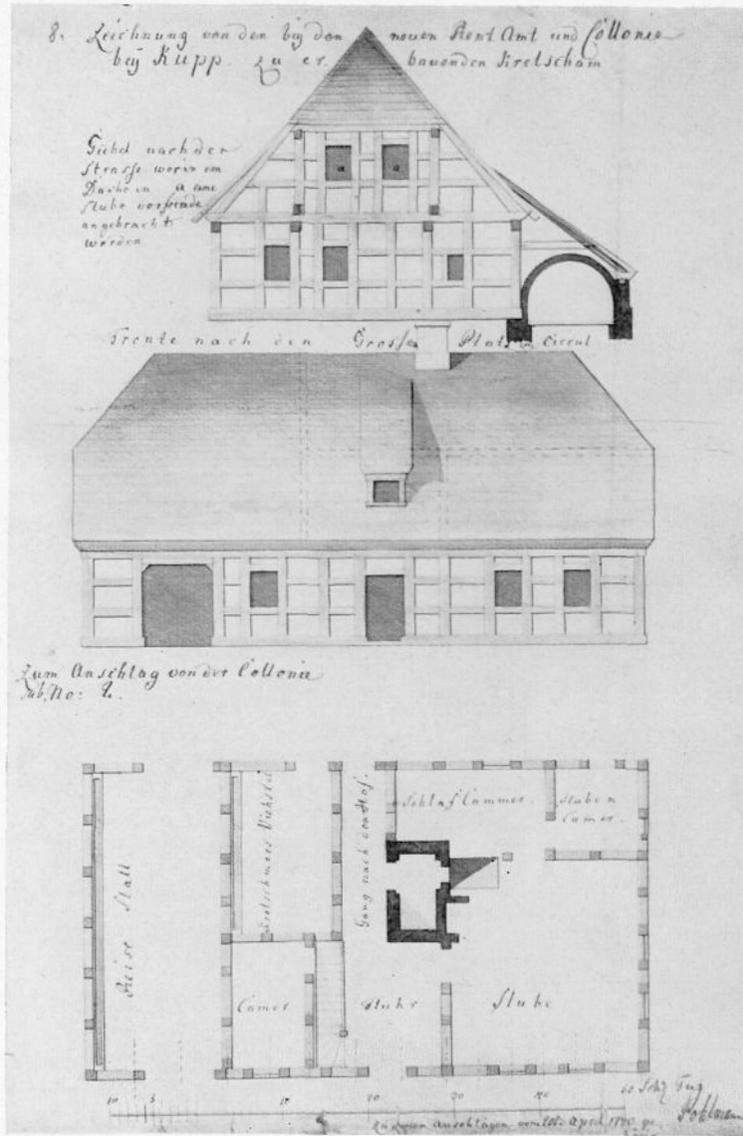


Abb. 258 u. 259. Die Zeichnungen des Bauinspektors Pohlmann zum „Brau- und Brandtweinhaus“ und zum Gasthaus in Kupp

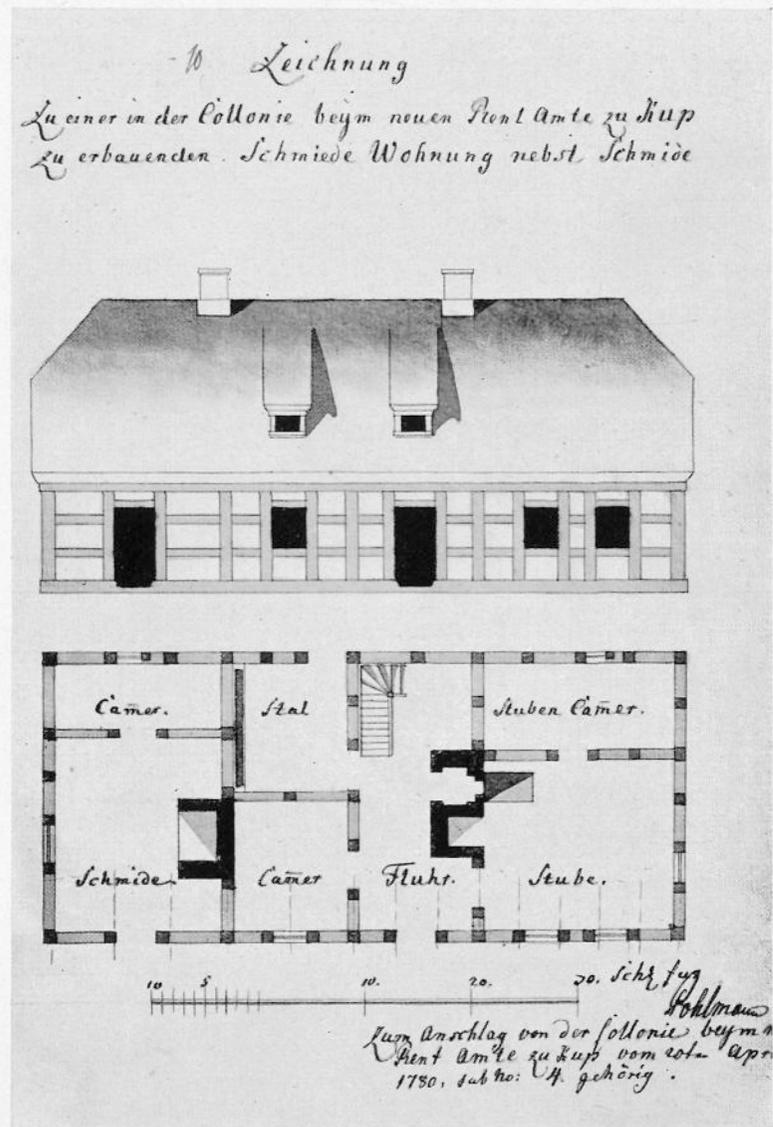
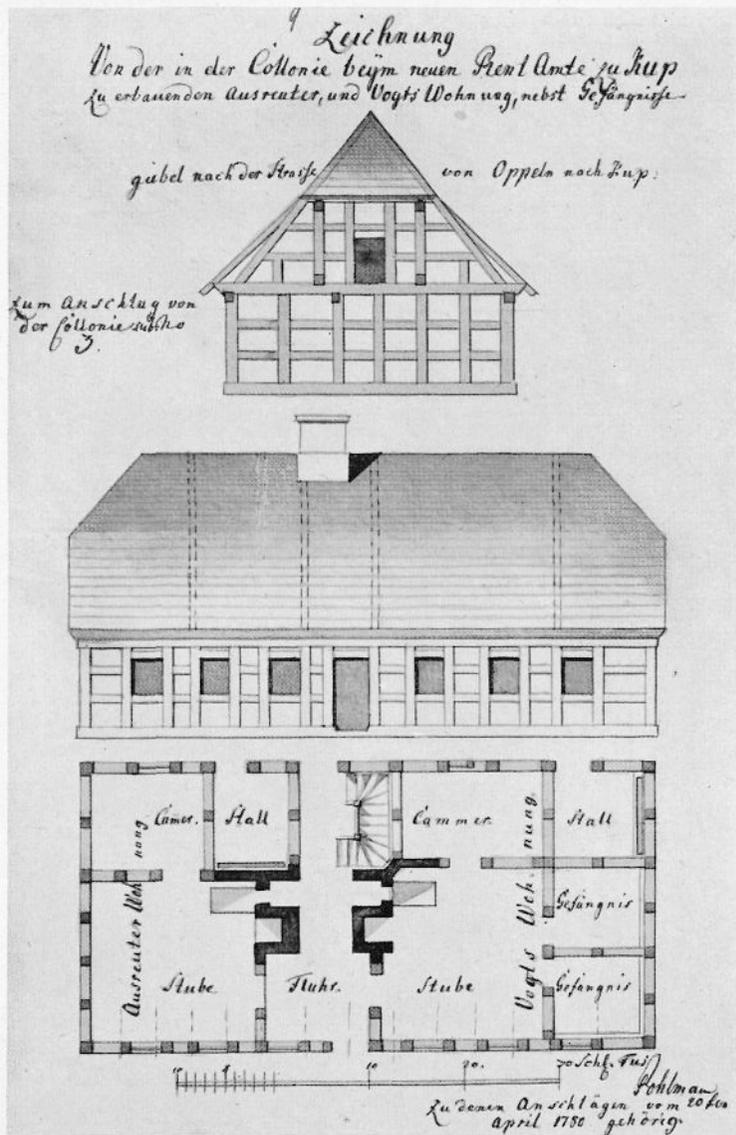


Abb. 260 u. 261. Die Zeichnungen zum Hause des „Ausreuters“ und Vogts mit eingebautem Gefängnis und zur Schmiede in Kupp

Die Kolonisten aus Zedlitz und Neuwedel schreiben 1775:

„Unsere bitterste Armuth ist dero K. u. Domainen Cammer sehr wohl bekannt, und wir müssen unsern höchst nothdürfftig kümmerlichen Unterhalt bloß durch den sauren Schweiß unserer Hände und von der Göttlich mildthätigen Hand unseres Gottes durch die Nutzbringung einer Kuh erwarten.“

Die Plümkenauer, Süßenroder und Georgenwerker 1773:

„Das größte Elend und Mühseligkeit ist unser beständiger Begleiter, der mit uns schlafen geht und auch wiederum aufstehet.“

Die Derschauer wenden sich 1782 an die Breslauer Kammer um Hilfe: die Kammer könne sich denken,

„wenn ein kleines Kind seinen Hungrigen Vatter Weinend um ein Stück brodh Bittet und der es ihm nicht geben kan, wie ihm da zu Mude sey.“

Im gleichen Jahre bittet ein aus Polen eingewanderter Kolonist,

„Allerhöchst dieselben wollen Sich meiner Armen Kinder, welchen bey gegenwärtiger Theuern Zeit der Hunger auß den Augen siehet, Erbarmen . . .“

Der Hunger scheint nicht übertrieben, denn der Oberförster Bättner berichtet im Winter 1773/74, daß es auch seinen Kolonien wirklich sehr schlecht ginge:

„Die Hungers Noth unter denen Colonisten ist nunmehr auf das Höchste gestiegen und deren Jammer und Klägliches Lamentiren mit Worten nicht genungsam zu beschreiben. Ich selbst muß bekennen, daß ohnerachtet sich solche sämmtlich das Nothden mit besonderem Fleiß angelegen seyn lassen, sie jedennoch und insonderheit bey dem eingefallenen harten Winter Wetter und ihren trostlosen Umständen nicht im Stande sind, das Brodt vor sich und ihre Familien zu verdienen, zu geschweige ihre Bloßen Leiber zumahlen vor der Kälte zu verwahren . . . Hiernächst befindet sich auch derer Colonisten . . . sämliches Vieh gegenwärtig aus Mangel des Futters schon in den mieserablen Umständen und wird, woferne ihnen nicht bald mit Futter zu Hilfe gekommen wird, vor Hunger drauf gehen müssen . . . Dannhero sehe ich mich genöthiget diesen wahren mitleidenswürdigen Zustand . . . hierdurch unterthänigst vorzustellen und meine unterthänige Bitte mit vorgenannter Colonisten demüthigen Flehen und Bitten zu vereinigen.“

Hier greift die Kammer ein, bewilligt Brotgetreide und zahlt 500 Taler zur Fortführung der Rodung. Im allgemeinen aber lehnt sie alle diese Gesuche kurzerhand ab. Sie hat sich wohl mit den vielen Neugründungen übernommen, hat nie Geld zur Verfügung und ist überhaupt von einer eisernen Sparsamkeit. Weder Gasthof noch Schule oder Kirche werden zunächst in den neuen Dörfern gebaut. Gewöhnlich erhält der neuernannte Schulze als Entgelt für seinen Schulzendienst das Recht einen Kretscham zu führen und Bier auszuschänken. Verzichtet er hierauf, so werden ihm allenfalls 3—4 Morgen als Schulzenland bewilligt.

Charakteristisch für diese Zeit der Aufklärung und des Rationalismus ist die Stellungnahme der Kammer in Kirchen- und Schulfragen. Als die Plümkenauer für sich und 4 Nachbarkolonien um Kirche, Pfarrhaus und Schule bitten<sup>1)</sup>, lehnt die Kammer zunächst Pfarrhaus und Kirche als „eben nicht so nöthig“ ab. Die Kolonien seien nur 1½ Meilen (also gute 10 km!) von

<sup>1)</sup> „Ungevißheit in der Religion unter Alten und Jungen und die natürlichste Folge hiervon, Ausgelassenheit, nehmen täglich mehr und mehr zu“, begründen sie ihr Gesuch. Die Plümkenauer haben, wie wir sahen, später doch noch ihre Kirche erhalten; vgl. oben S. 143, 144 und Abb. 173.

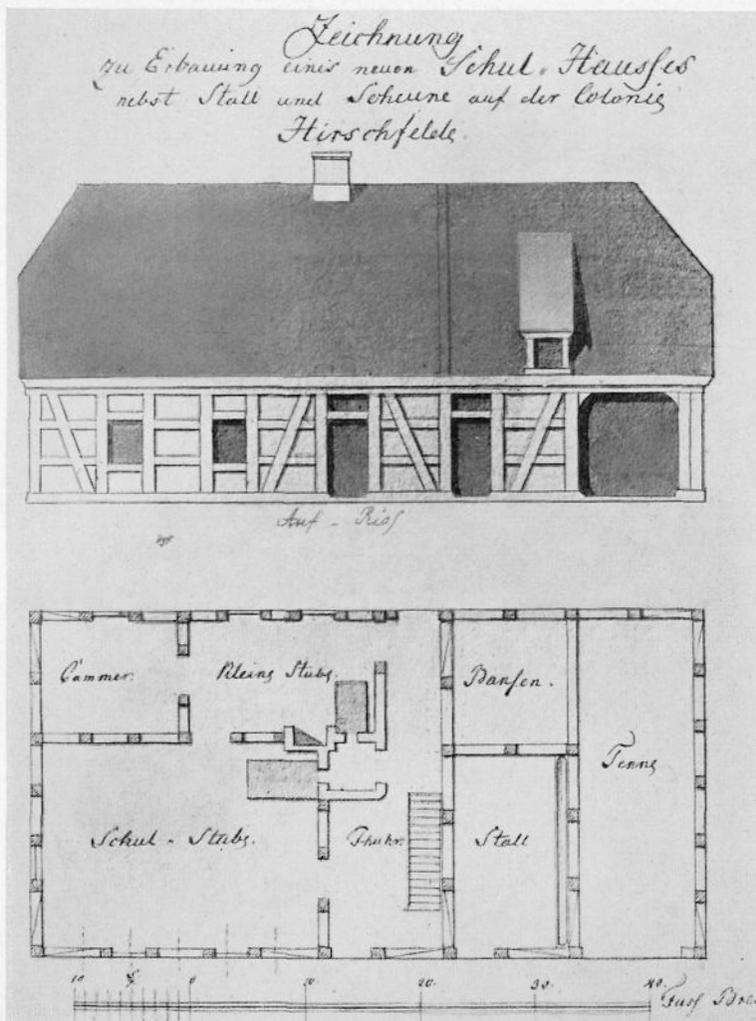


Abb. 262. Zeichnung zur Schule für die Kolonie Hirschfelde  
(Kreis Oppeln), um 1780

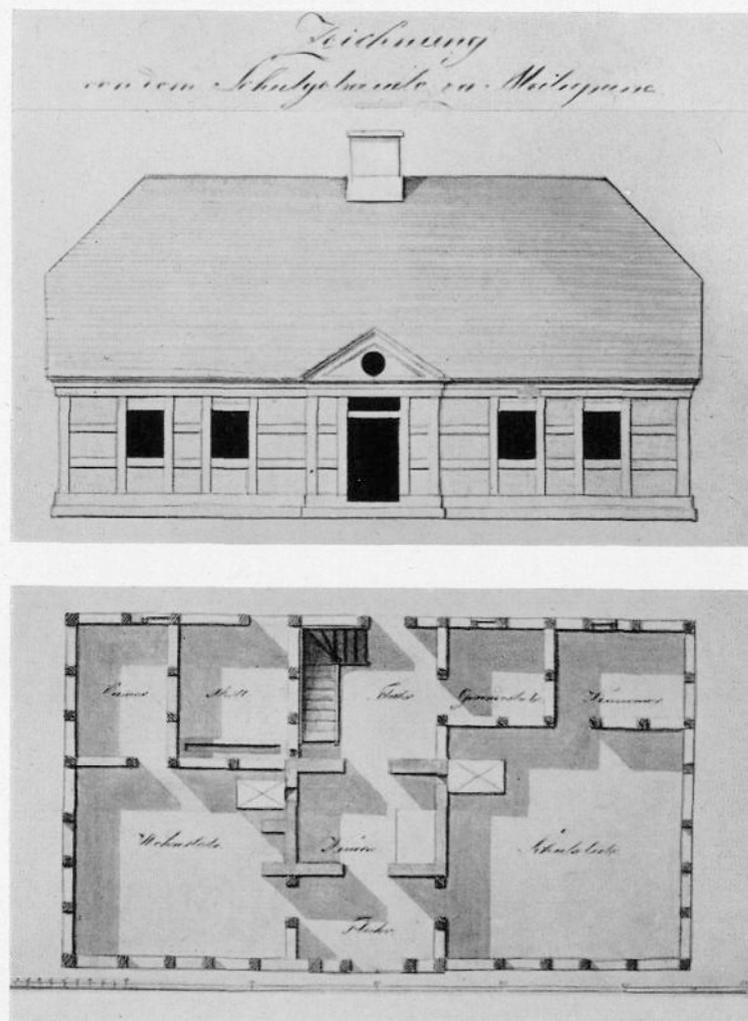


Abb. 263. Zeichnung zur Schule für Malapanne  
(Kreis Oppeln), um 1800

Doppeln entlegen und dorthin könnten sie sich „ohne viele Beschwerlichkeit“ zur Kirche halten. „Was hingegen die Anlegung einer Schule auf jeder Kolonie betrifft“, heißt es weiter, „ist solche schon von mehrerer Nothwendigkeit“.

Daher ordnet die Kammer an, daß auf allen Kolonien je eine Stelle für den Schulhalter zurückbehalten wird, die dieser zinsfrei besizen soll, solange er unterrichtet. Die Kolonisten haben ihm wöchentlich einiges Schulgeld zu bezahlen und ihm auch seinen Acker zu bestellen, damit er am Unterricht ihrer Kinder nicht verhindert werde. Der Erlaß schließt höchst bezeichnend: „Wollen aber die Kolonisten dahin antragen, daß einem dergleichen Subjekto aus Kgl. Cassé noch ein Zuschuß gegeben werden solle, so hat der Oberförster selbige gleich abzuweisen, indem es der p. Cammer an Gelegenheit fehlt, dergleichen Pensions zu ertheilen<sup>1)</sup>.“

Aber einen geeigneten Schulhalter zu finden, der „eine passable Hand schreibt und auch im Christenthum nicht ganz unerfahren ist“, wie es die Kammer ausdrücklich verlangt, ist gar nicht so leicht; und findet sich einer, so ist in dem betreffenden Orte vielleicht keine Stelle mehr frei oder die Kolonisten sind zu arm den Schulmeister zu ernähren, und es kommt dann etwa zu Klagen wie der folgenden vom Jahre 1774 aus dem Dorfe Jedlitz:

„Ihro Erelenz halten doch zu hohen gnaden, Ich bin der Opitz, an den Ihro Erelenz viele gnade erzeigen wollen. Ich habe ein Collonie Stelligen Kriegen sollen, ich habe ein Potasch Hütgen Kriegen sollen, wo für ich Vieles gewagt, auch Vieles ausgestanden. Nun sitze ich armer Mann hier schlecht im Elend Elend, auf 2 Colonien als Schulhalter; keine eigene Stelle habe nicht, die armen Collonisten sollen mir etwas geben und erhalten. mancher hat selber kein Brodt. Ich mußte den Schulhalter Dienst aus noth an nehmen. . . . Die Schulhaltereey Erbet nicht: ich komme heute oder Morgen vom Dienst, keine eigene Wohnung habe nicht; ich sterbe heute oder Morgen, wo soll das arme Weib hin mit dem Kinde?“

Aber nicht nur die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer verhält sich sparsam und ablehnend. Auch die ganze Zeit denkt hart, wenn es sich um das Wohl und Wehe des einzelnen handelt. Jeder soll in erster Linie selbst zusehen, wie er durchkommt und das Seinige dazu tun. Daher müssen sich auch die neuen Kolonisten zunächst behelfen. So gibt etwa der Münchhaufener Schulze seine Stube zum evangelischen Gottesdienst her, der alle 4 Wochen bei ihm abgehalten wird. Er erbietet sich sogar, sie zu vergrößern und sie ganz als Kirchenraum zur Verfügung zu stellen, wenn ihm dafür vier Morgen Forstland zugestanden werden. Die Kammer ist einverstanden, da sie ja über keine Mittel zum Kirchenbau verfügt, bewilligt diesen Landzuwachs aber nur „auf Zeit“. In Derschau will der Dorfzimmermann für ein wöchentliches Entgelt von einem halben Silbergröschén je Kind den Winter über Schule halten; ebenso in Karmerau der Schmied das ganze Jahr hindurch, wenn man ihm für jedes der 28 Kinder wöchentlich 1 Pfennig, von jedem Wirt monatlich einen Gröschén und außerdem jährlich fünf Scheffel Korn gibt. Im Nachbar-dorfe Kreuzthal unterrichtet eine Bauersfrau sogar unentgeltlich.

In den achtziger Jahren aber wird dann doch allmählich mit dem Bau besonderer Schulen begonnen. Diese ersten Schulhäuser sind freilich noch von spartanischer Einfachheit. Der Schulbau in Hirschfelde (Abb. 262) ist eigentlich nur ein etwas vergrößertes Kolonistenhaus, bei dem man an den Stall noch die kleine Scheune gebaut hat. Der Lehrer besitzt nur eine winzige Stube und eine Kammer, darf dafür aber den Schulraum zur Wohnung mitbenutzen. Aber bald steigen die Ansprüche an den Unterricht und damit auch die Wohnbedürfnisse der Lehrer. Die Schule in Malapane aus der Zeit um 1800 (Abb. 263) enthält schon außer der großen quadra-

<sup>1)</sup> St. U. Breslau Rep. 201 c Acc. 14/24 Doppeln Nr. 282.

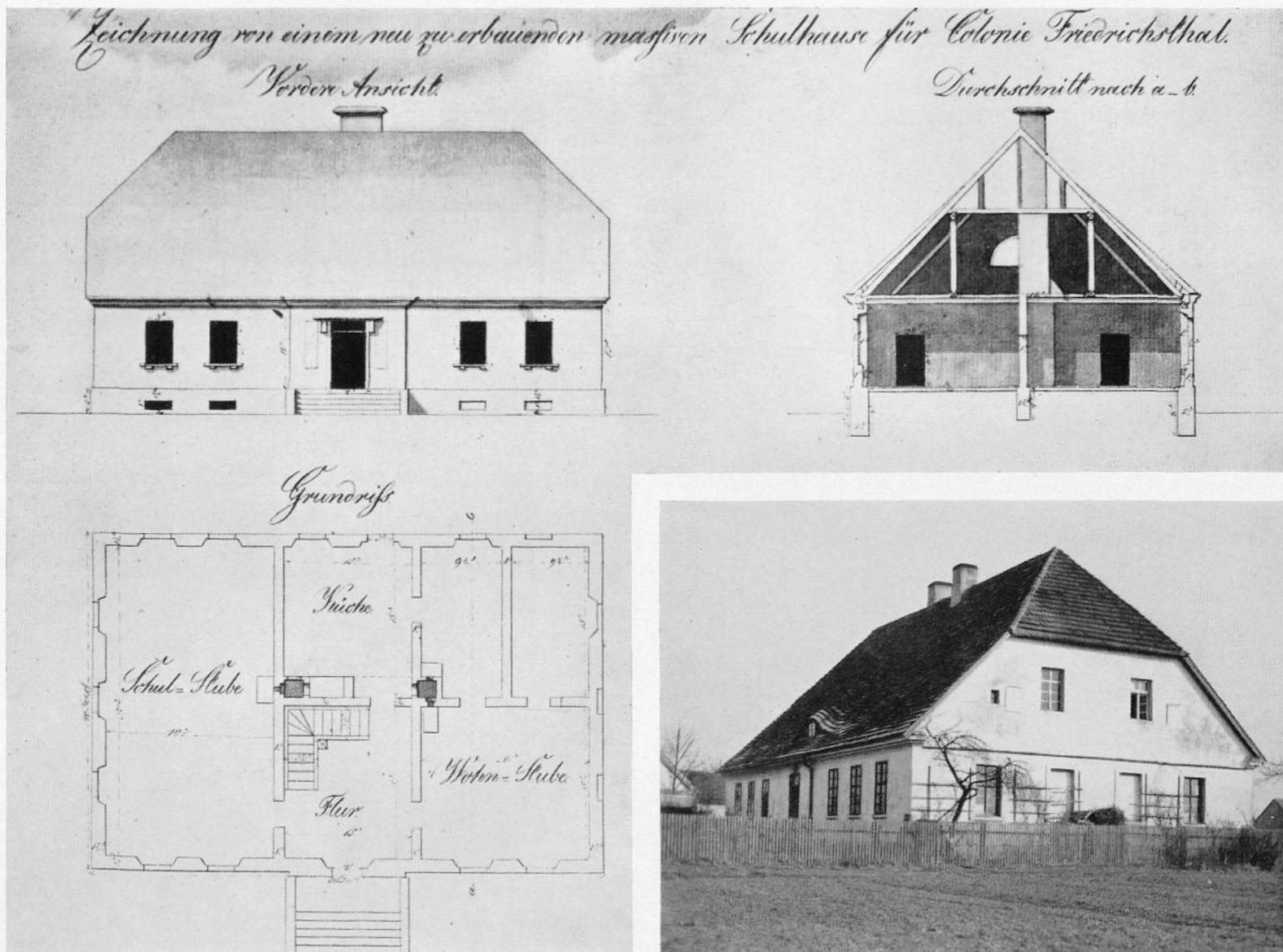


Abb. 264 u. 265. Zeichnung zur Schule für die Kolonie Friedrichsthal um 1820, und die Schule in Lugendorf (Kreis Dppeln)



Abb. 266. Kolonie Friedrichsgrätz (Kreis Duppeln) 1752, Blick über den „Mühlbach“ auf das letzte alte Kolonistenhaus

tischen Schulstube einen geräumigen Wohnraum und drei Kammern als Lehrerwohnung. Während bei den älteren Fachwerkbauten die Öffnungen von Tür und Fenstern allein nach den Bedürfnissen des Innern angeordnet werden, zeigt die symmetrische Gliederung der Fassade mit der Betonung ihres Mittelrisalites, wie man die strenge Haltung der Steinbauten um 1800 auch in das Fachwerk zu übertragen sucht. Das Vortreten des Mittelteiles entspricht freilich nicht dem Sinn des Fachwerks, das dem Geist seiner Konstruktion nach nun einmal an die Fläche gebunden ist. Man sieht auch hier deutlich, wie unter den Zugeständnissen an den Klassizismus das Gefühl für die Besonderheit des Holzbaues allmählich verlorengeht. Ihr Bestes leistet die Zeit um 1800 unstreitig im Steinbau. Mit geringsten Mitteln wird hier ein Höchstmaß von architektonischer Wirkung erreicht, und zwar nicht nur im Einzelfall, sondern im Durchschnitt. Fast alles ist ausgezeichnet, was in diesen Jahren gebaut wird. Noch nach 1840 konnte aus dieser großen Überlieferung ein so nobles Gebäude entstehen wie das Wirtschaftshaus des Bischofstaler Pfarr-

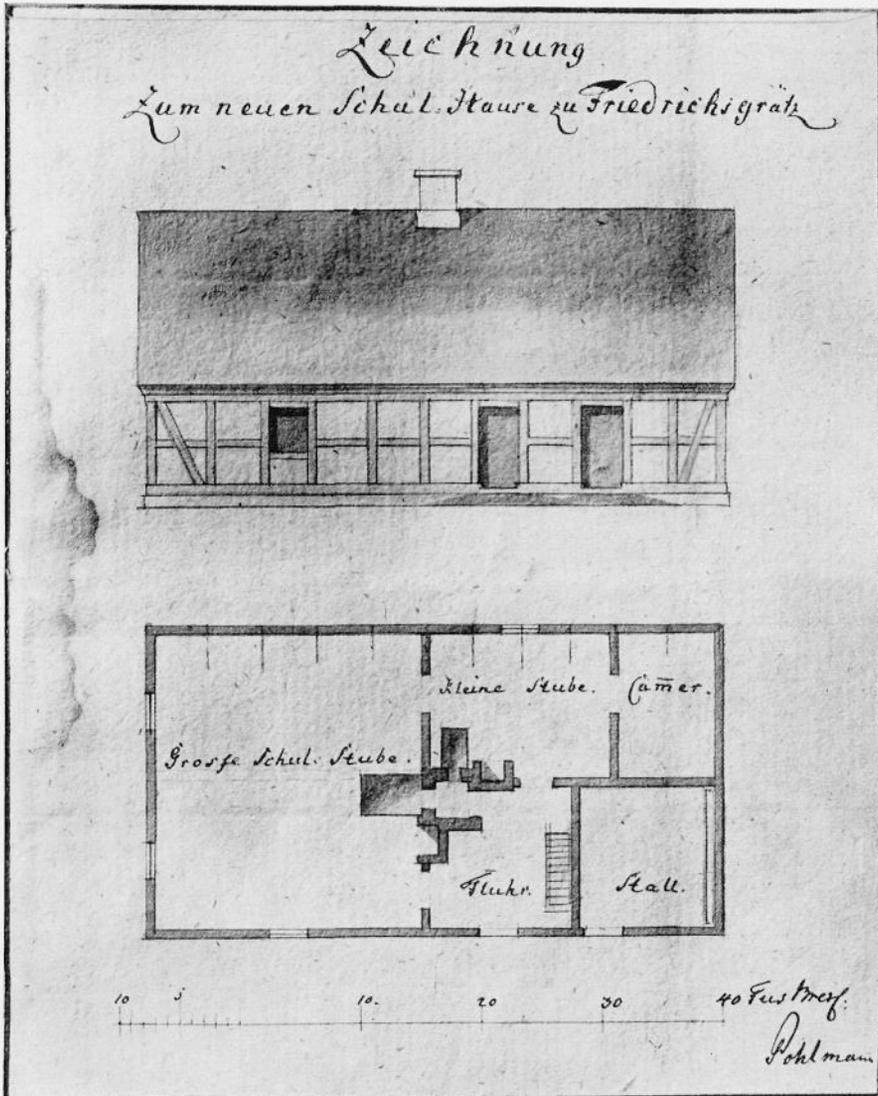


Abb. 267. Zeichnung zur Schule für Friedrichsgrätz

Der Bauinspektor Pohlmann begründet seinen Grundriß folgendermaßen: „Es ist bey einem Etablissement von 100 Familien, (auf diese Zahl sollten die Friedrichsgräzer Kolonistenstellen vermehrt werden) wann die darin wohnende Leute Freude an Schullehrern gegen ihre Kinder hegen und letztere fleißig in die Schule schicken, eine geräumliche Schulstube nötig, die ich auf diesen Fall in dem zu erbauenden Schulhause aptiret habe. Damit aber der Schulmeister, wann sich weniger bereitwillige Schulgänger finden, er beym klein Numero derer selben nicht winters Zeit über die große Stube heizen darf; So habe ich ein klein neben Stübchen mit angelegt, welches er zu seiner Ordinären Wohnung gebrauchen kann. Dieses Stübchen, welches nichts weiter als eine Mittelmäßige Kammer ist, und nur dadurch, daß es wegen daran liegender Einheiz Röhre mit einem Ofen versehen werden kann, zur Stube gemacht wird, macht weder eine übertriebene Größe im Gebäude, noch weniger aber große Bau Kosten erforderlich ... (St. N. Breslau Rep. 201c Acc. 14/24 Nr. 373)

hofes (Abb. 273). Freilich sind die landschaftlichen Eigenarten fast ganz hinter den Normen des Berliner Oberbaudepartements und seiner Landbaumeister verschwunden. Die Schule in Lugendorf und die Entwürfe für Friedrichsthal (Abb. 264, 265) finden wir überall im Osten wieder. Ihrer ganzen Haltung nach brauchten sie nicht Schulhäuser zu sein; sie könnten ebensogut kleinere Pächterwohnungen, Oberförstereien oder Pfarrhäuser vorstellen. Denn die ländlichen Wohnbauten unterscheiden sich damals in ihrem Äußeren nur durch die Größe, kaum aber durch ihre

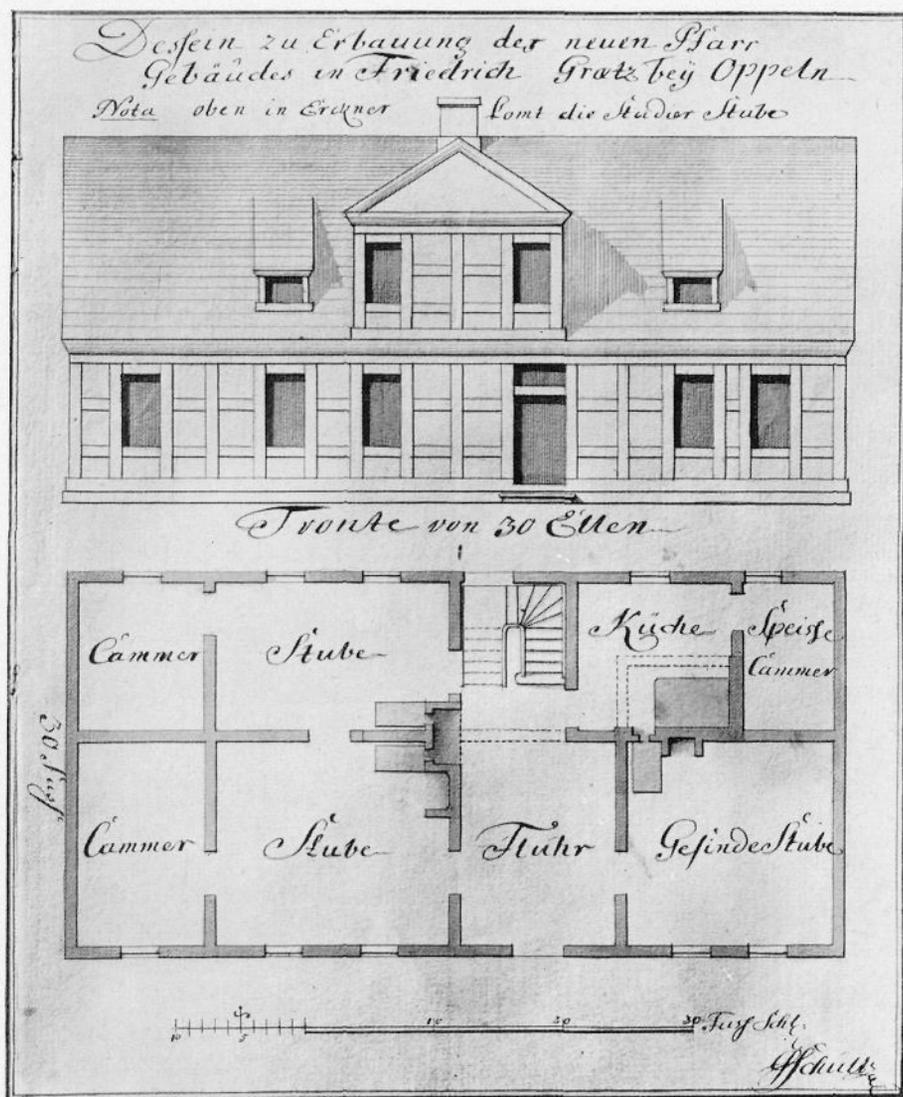


Abb. 268. Zeichnung zum Pfarrhaus für Friedrichsgrätz. Baukondukteur Schulz 1754

besondere Bestimmung. Fast alle gehobenen Wohngebäude zeigen die gleiche noble Einfachheit, die allein durch ihre schönen Verhältnisse und die gute Gliederung der Einzelheiten wirkt. So sehen sich etwa die Schule von Lugendorf und das Pfarrhaus von Plümkenau sehr ähnlich (Abb. 265, 270, 271).

Der Bau von Pfarrhaus und Kirche bedeutet in dieser Zeit freilich noch eine große Bevorzugung für eine einzelne Kolonie, und die Plümkenauer sind auch nur darum so früh zu beiden gekommen, weil ihr Ort den Mittelpunkt von fünf Dörfern bildet, die mit deutschen evangelischen Siedlern besetzt wurden (Abb. 172—174). Die Kirche sollte nach dem Willen der Kammer hier vor allem ein besonderer Stützpunkt für das Deutschtum sein. Diese Erwartung hat sie in der Folge denn auch erfüllt. Sonst sind, wie gesagt, für den Kirchenbau keine besonderen Mittel vorhanden. Äußerste Sparsamkeit ist wohl auch nötig, wenn das riesenhafte Kolonisationswerk mit den verhältnismäßig bescheidenen Summen, die der König für die einzelne Provinz bewilligen kann, durchgeführt werden soll.

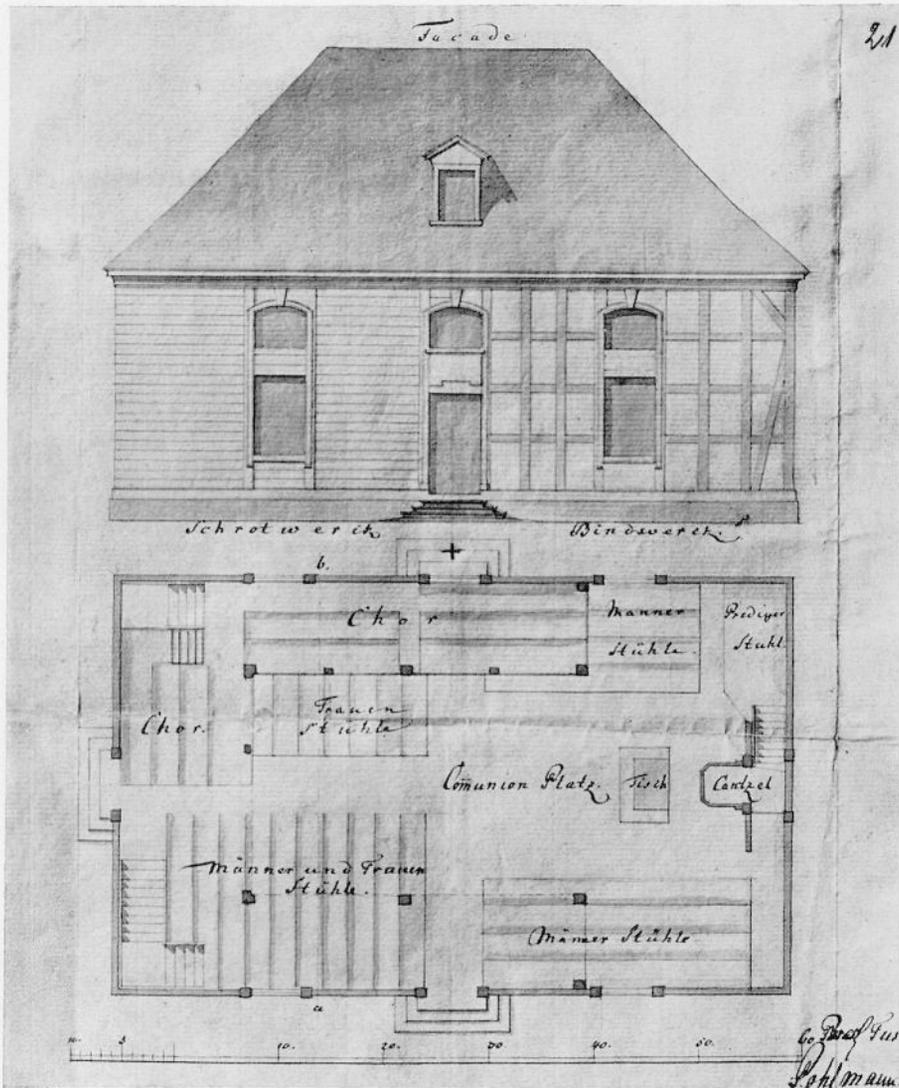


Abb. 269. Zeichnung zur Kirche für Friedrichsgrätz. Bauinspektor Pohlmann 1767. Die linke Hälfte des Aufrisses deutet schematisch den Bau in „Schrotwerk“ an, die rechte zeigt das von der Breslauer Kammer bevorzugte „Windwerk“. Obwohl der Zimmermannslohn für den Schrotolzsbau um mehr als  $\frac{1}{3}$  niedriger liegt, wird um des guten Beispiels willen in Fachwerk gebaut

Denn nicht allein die königlichen Wälder sind zu besiedeln, sondern auch der private Großgrundbesitz, Adel und Geistlichkeit müssen Kolonien schaffen, damit wirklich das ganze Land „peupliert“ werde. Auch hier im Osten der Provinz ist nach der Ansicht des Königs der Wald nicht genügend genützt. Es gibt zudem genug verstrauchte Äcker, die brach liegen, und manche vom Hof zu weit entlegene Vorwerksländerei könnte weit besser durch eine Kolonie verwertet werden.

1773 ist der König mit der Anlage seiner eigenen Dörfer im wesentlichen fertig. Von jetzt an siedelt er nicht mehr auf eigenem Boden, sondern zahlt den Grundherren Bauzuschüsse in ungefährender Höhe der Baukosten, 150 Taler für jede Bauern- und 75 Taler für jede Häuslerstelle. Das ist für die oberschlesischen Verhältnisse sehr reichlich bemessen. Die Kolonisten sollen auch hier wenigstens acht Morgen Land und einen Morgen Wiese erhalten. Im Durchschnitt haben



Abb. 270 u. 271. Pfarrhaus und Pfarrhof in Plümfenau (Kreis Oppeln), um 1800



Abb. 272. Gartenhaus im Pfarrgarten von Ehrenforst (Kreis Cosel), um 1800

sie für den Morgen guten Boden einen Taler und für schlechten 16 Groschen jährlicher Pacht an den Grundherrn zu entrichten. Auch das gilt in Oberschlesien als guter Preis. Ein weiterer Anreiz zur Siedlung liegt in der zu erwartenden Vermehrung des Bier- und Branntweinumsatzes, der auf dem platten Lande ja eine wichtige Einnahmequelle für die großen Güter bildete, und endlich sind beim Verkauf jeder Kolonistenstelle noch gewisse Gebühren an den Grundherrn zu entrichten. So ist die Anlage einer neuen Kolonie gar kein so schlechtes Geschäft, und von 1773 bis 1777 wird in der Tat weitgehend Gebrauch von den königlichen Zuschüssen gemacht. Allein im Jahre 1776 entstehen in Oberschlesien auf privatem Grund und Boden 36 Dörfer mit rund 480 Stellen. Aber auch später, als die königlichen Zuschüsse aufhörten, hat der Großgrundbesitz aus eigenem Antrieb weiter gesiedelt. „Nicht die Staatsgewalt errang durch ihre finanzielle Unterstützung der inneren Kolonisation seit 1770 (in Schlesien) die größten Erfolge, sondern der freie Unternehmungsgeist der Rittergutsbesitzer<sup>1)</sup>“. Mit der gewaltigen Ertragssteigerung der großen Güter (vgl. oben S. 67, 68) war auch der Bedarf an Arbeitskräften gewachsen, und durch die Ansetzung von Kolonisten suchte man vor allem neue Gutsarbeiter zu gewinnen. Aber auch hier entsprach die Ausführung keineswegs überall dem Willen des Königs. Ohne Rücksicht auf die Güte des Bodens erhielten die Siedler vielfach nur das vorgeschriebene Mindestmaß an Land. Oft fehlten Hutung und Wiese, und mit der Einführung der sogenannten artifiziiellen Wiesen, durch die der König den Übergang zur Stallfütterung anstrebte, hatte es noch gute Weile. Ferner war die wirtschaftliche Belastung der Siedler in vielen Fällen zu groß, oder der

<sup>1)</sup> Ziekursch, J., Die innere Kolonisation im altpreußischen Schlesien, Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Schlesiens Bd. 48, S. 128. Dort auch nähere Zahlenangaben und vor allem eine wichtige Zahlenkritik.



Abb. 273. Wirtschaftsgebäude mit Speicher auf dem Pfarrhof in Bischofstal (Kreis Groß-Strehlig), 1846

Boden gar zu schlecht. So sind nicht alle Kolonien lebensfähig gewesen. Hoher Wald bedeckt heute wieder manche alte Dorfstelle.

Die Grundform dieser Anlagen ist im wesentlichen die gleiche wie bei den königlichen Kolonien. Die Häuser werden in Schrotholz, Fachwerk, aber auch in Bruchstein errichtet. Freilich sind die Neubauten nicht immer solide ausgeführt, und der Oberforstmeister von Wedell findet auf einer großen Besichtigungsreise im Jahre 1775 mancherlei auszufehen. Sein Bericht über diese Fahrt ist eine der ganz wenigen Quellen, aus denen wir Näheres über die Privatkolonien erfahren<sup>1)</sup>. Das Bild, das der Oberforstmeister entwickelt, ist freilich wenig erfreulich. Schon mit der Platzwahl ist er in mehreren Fällen nicht einverstanden. Zwei Kolonien bei Groß-Strehlitz und Beuthen sind „auf gutem und nahen Dominialacker“ errichtet. „Unter allen solle dieß bey Bevölkerung des Landes das letzte Objekt seyn“, schreibt er der Kammer. Eine Neugründung gehört seiner Meinung nach also nicht auf guten Boden in die Nähe des Gutshofes, von dem aus ja die angrenzenden Felder bequem bestellt werden können, sondern auf die Grenzäcker oder Vorwerksländereien, die sich ihrer Entfernung wegen nur schwer ordnungsmäßig bewirtschaften lassen und deshalb oft jahrelang brachliegen. Dieser Gedanke der besseren Bodenausnützung entlegener Grundstücke ist ja bereits in dem allgemeinen Erlaß Friedrichs des Großen über die Gründung neuer Dörfer deutlich ausgesprochen. Auch sonst werden die königlichen Vorschriften nicht immer, oder doch nicht sinngemäß befolgt. So hat man bei einer Kolonie am Annaberg zwar für die 16 Häuser „die gerade Linie“ und die gleichen Abstände eingehalten, aber ein bergiges Gelände gewählt. Daher ragen einige Häuser über die Böschungen eines vom Wasser tief ausgerissenen Weges hervor; andere stehen in schwer zugänglichen Schluchten; und da sie zudem alle noch schlecht aus dünnem Bruchsteinmauerwerk nur in Lehm aufgeführt sind, werden sie nach Meinung des Oberforstmeisters nicht lange stehen. Die mangelhafte Bauweise tadelt er besonders an einer neuen Kolonie bei Kamien im Beuthener Kreise. Man könne sich nichts Schlechteres, ja Lächerlicheres denken als den Bau dieser Häuser und Scheunen. Einmal seien sie für Mensch und Vieh viel zu klein und dann so schlecht gebaut, daß sie kaum einem Sturm zu widerstehen, geschweige denn längere Jahre zu halten vermöchten. v. Wedell schlägt der Kammer vor, hier durchzugreifen und um des warnenden Beispiels willen keinen Pfennig Zuschuß zu geben. Zunächst aber wird einmal der Stadtbauinspektor Berger aus Beuthen mit einer Untersuchung beauftragt. „Was einem Zimmermann oder Maurer ähnlich siehet“, bestätigt er die Feststellungen des Oberforstmeisters, „ist gewiß nicht beym Bau gebraucht worden, es ist alles von Hofe Leuthen und vons Hofelohn gemacht (also von Gutsarbeitern im Tagelohn) und auf ein ganzes Gebäude zuverlässig nicht 20 rth. Baar Geld verwandt worden . . .“ Berger mißt ein Haus auf (Abb. 274) und reicht die Bauaufnahme mit einem ungefähren Anschlag nebst Baubeschreibung ein<sup>2)</sup>: Die Häuser seien von sehr ungleichem und schwachem Bauholz auf Blatt und nicht auf Zapfen ausgeführt (vgl. die Zeichnung); Kehlballen und Sparren zeigten sehr geringe Stärken; die Sparren seien auch nur auf „die Platte“ gesetzt (also offenbar auf das obere Wandrähm), und da man nicht einmal Windfedern angebracht hätte, so fehle auch jeder Längsverband. Die Decken seien mit gespaltenem Holze belegt und die Türen mit hölzernen Nägeln „sehr unförmig“ zusammengefügt. Die Feuermauern bestünden aus schlechten Ziegeln, die mit wenig Kalk und viel Lehm (also in dem berüchtigten „Spaarkalk“, dessen Verwendung für die königlichen

<sup>1)</sup> St. A. Breslau, Rep. 201e Acc. 14/24 Nr. 316.

<sup>2)</sup> Er liquidiert hierfür den vorgeschriebenen Satz von einem Taler für den Tag, setzt aber 6 Arbeitstage für seine Tätigkeit ein; er hat sich also reichlich Zeit für diesen kleinen Auftrag gelassen. Bedenkt man, daß der Bau einer Kolonistenscheune für 15 Taler von den Oberförstern vergeben wird, kann man nicht sagen, daß der Herr Stadtbauinspektor sonderlich billig gearbeitet habe!

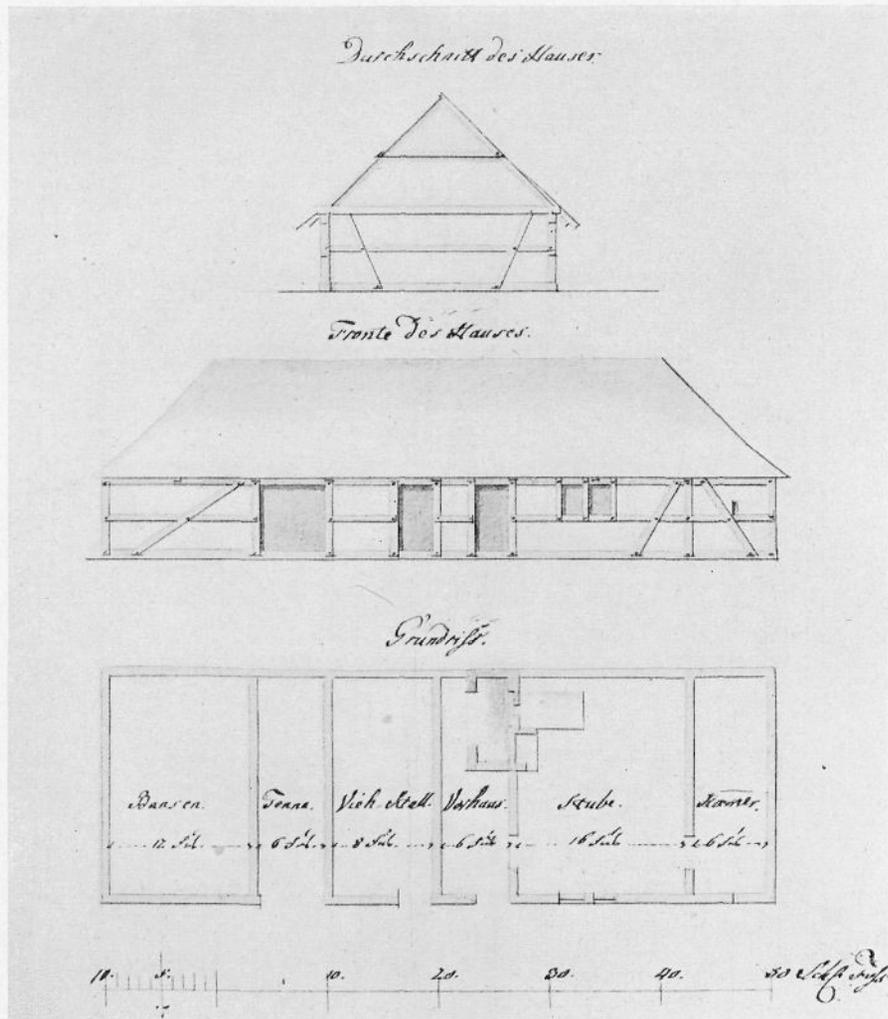


Abb. 274. Bauaufnahme des Haustyps einer mißglückten Privatkolonie (Ramien, Kreis Beuthen, abgetretenes Gebiet), 1775

Bauten bei 50 Taler Strafe verboten ist) vermauert seien; der Schmied habe nur ein paar Bänder mit Haken geliefert; die Stubentüren besäßen keine Klinken, das ganze Haus überhaupt keinen Nagel, und die Angeln der übrigen Türen gingen in Bügeln aus Weidenruten. Auch die Tischler- und Lehmstaakerarbeit tauge ebensowenig.

Nun waren freilich nicht alle Privatkolonien schlecht gebaut; einige, besonders die des Landrats v. Strebensky im Plesser Kreise, sind nach Ansicht des Oberforstmeisters sogar vorzüglich. Aber sein Gesamturteil ist doch vernichtend. Zwischen den Zeilen erhebt dieser Reisebericht eine schwere Anklage gegen die Leichtfertigkeit der Breslauer Kammer, die sich offenbar um die privaten Gründungen bisher so gut wie gar nicht gekümmert hat. v. Wedell schlägt ihr vor, sie möge wenigstens von den Gründern Zeichnung und Baubeschreibung der Gebäude, einen Riß der Ackerstücke mit Beglaubigung ihrer Bonität und die Angabe der Verteilung verlangen; ferner die genaue Festlegung aller Lasten und baldige Übergabe der erblichen Verschreibungen an annehmbare Wirte. Die Lasten müßten aber nach Billigkeit angelegt werden und für die Kolonisten tragbar sein; „damit das Land nicht mehr mit Bettlern und Sklaven, sondern mit etwas

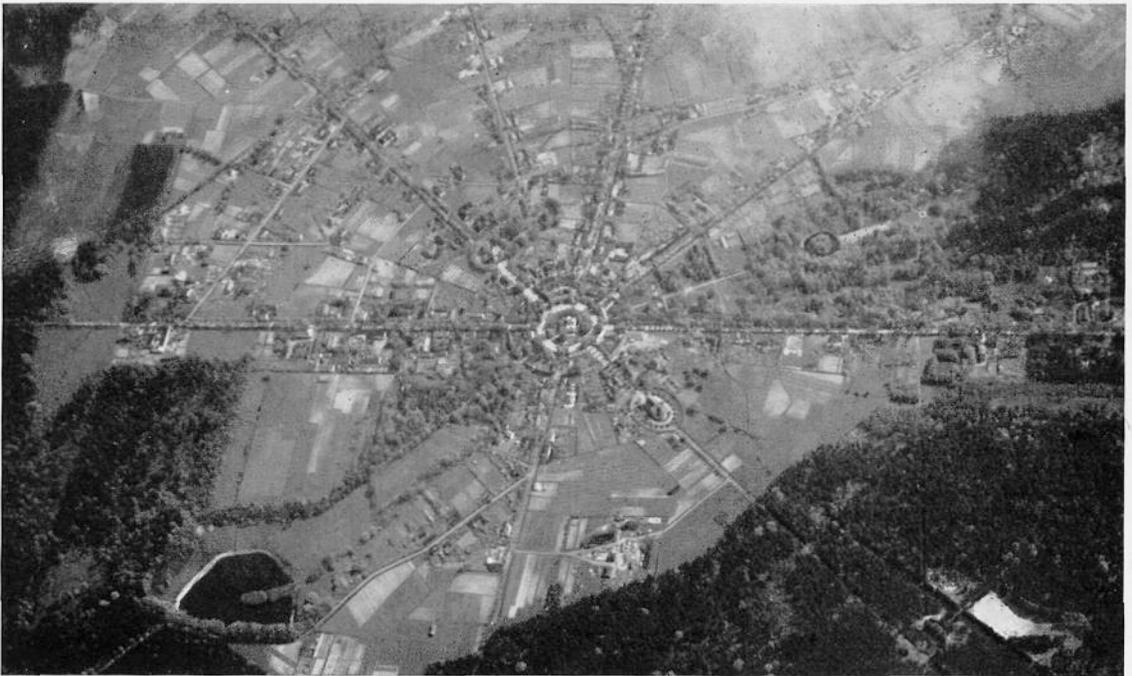
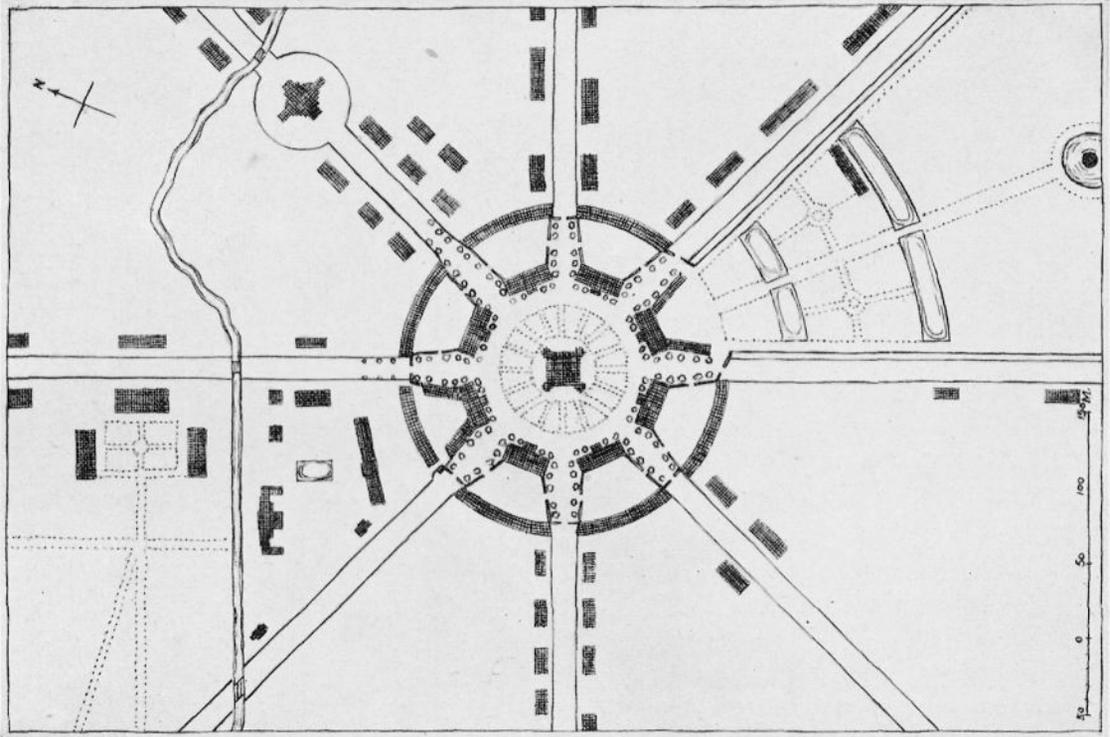


Abb. 275 u. 276. Karlsruhe (Kreis Dppeln), oben Lageplan, unten Luftbild

glücklicheren Menschen angefüllt wird“. Vor allem aber solle sich die Kammer die Originalverschreibungen zur Einsicht senden lassen, „weil ich Gründe habe zu fürchten, ein hochlöbl. Kollegium möchte hintergangen, die Colonisten gedrückt und der ganze Zweck verfehlet werden . . . Freilich würden sich dann nicht mehr so viele Liebhaber finden, was aber gemacht würde, würde gut seyn, da das, was bisher gemacht worden ist, mehrentheils schlecht ist“.

Diese Anklage des Oberforstmeisters scheint wenigstens die Folge gehabt zu haben, daß die Kammer in den nächsten Jahren etwas mehr für die neuen Dörfer gesorgt hat. Um die wirtschaftliche Lage der Siedler sah es auch in den königlichen Kolonien noch schlimm aus. „Es bitten diese Leute um vieles, und es ist auch viel nöthig, wenn diesen armen Leuthen, die sich sonst Lust zu nähren haben, geholfen werden soll“, betont immer wieder der Administrator Senftleben aus Kupp, der als landwirtschaftlicher Sachverständiger über die neuen Dörfer zu berichten hat. Vor allem waren fast überall noch die Scheunen zu bauen. Meist wurden sie in Schrotholz errichtet, da die Kammer für den einzelnen Bau nicht mehr als 15 Taler an barem Gelde bewilligte. Wurden sie in Fachwerk errichtet, so mußten die Kolonisten das Ausstaaken selbst besorgen. Viel war in diesen Scheunen freilich nicht unterzubringen. Die Senftlebenschens Gutachten zeigen, daß auf diesen armen Waldböden, die entweder zu trocken oder zu naß oder zu kalt sind, in der That nicht viel geerntet werden konnte. „Nichts als Roggen und Heidekorn, keine Hirse, noch weniger anderes Getreide sind mit einigem Nutzen darauf anzubauen, selbst die Kartoffeln gerathen nach Behauptung der Wirths schlecht. Das wenige Wiesewachs ist ebenfalls schlecht“, berichtet er zum Beispiel über Schulenburg, und der König muß 1779 bei einer oberschlesischen Reise den ausdrücklichen Befehl geben, daß einzelnen Kolonien, die er besichtigt hat, „mehr auf geholfen werde“.



Abb. 277. Der Schloßhof in Carlsruhe

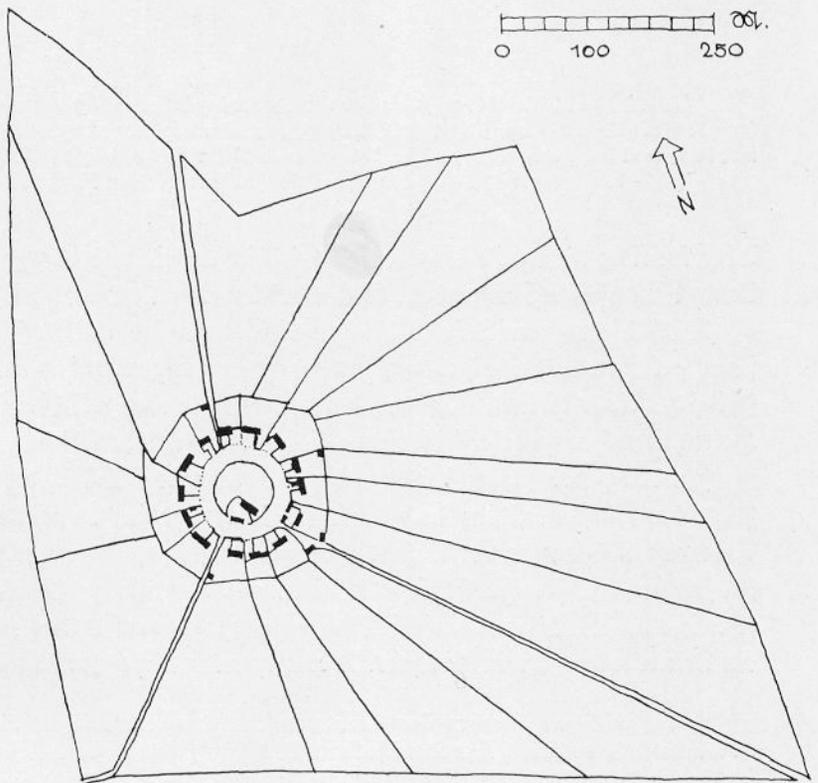
Abb. 278 (rechts). Lageplan der Kolonie Marienaue (Kreis Rosenberg), 1799

So steht es um die Landwirtschaft recht kümmerlich; aber auch mit dem Handwerk wollte es im großen und ganzen nicht recht glücken. Anscheinend fehlte es an Absatzmöglichkeiten. Selbst der Verdienst im Forst fing an unsicher zu werden, als um die Jahrhundertwende mit der Einführung der Steinkohle in die Eisenerzeugung die Holzkohलगewinnung schnell überflüssig zu werden begann. Bald waren die kleinen Industrieanlagen in den Oppelner Wäldern dem Wettbewerbe der neu entstehenden großen Werke nicht mehr gewachsen, und damit fiel eine der wichtigsten wirtschaftlichen Grundlagen für den Bestand dieser Waldkolonien fort. Zwar vergrößerten die Siedler ihr Ackerland durch befugte, aber auch unbefugte Rodungen, stießen hierbei jedoch meist auf heftigen Widerstand bei den Forstbehörden, die eifrig auf die Erhaltung ihres Waldbestandes bedacht waren, auch den Gedanken der Zusatzsiedlung nicht gern aufgeben wollten. Der Oberforstmeister v. Wedell spricht nur einen allgemein anerkannten Grundsatz der altpreussischen Verwaltung aus, wenn er an anderer Stelle einmal erklärt, man dürfe nicht so sehr den Vorteil der einzelnen Kolonie im Auge haben, als vielmehr das Wohl des Ganzen. So suchen manche Siedler ihre Verhältnisse auch auf unrechtmäßige Weise aufzubessern, und die alten Akten reden von mancherlei Diebstählen und Betrügereien, die dann strenge geahndet werden<sup>1)</sup>. Die meisten aber helfen sich ehrlich weiter mit harter Arbeit, so gut es eben gehen will.

<sup>1)</sup> Einmal kommt es zu einem tragikomischen Vorfall, als ein jugendlicher Kolonist aus Süßenrode eigenes Geld zu prägen versucht — er macht das aber wenig geschickt, indem er einfach zwischen zwei preussische Silbergroßschen ein Bleiplättchen legt und dann mit dem Hammer darauffschlägt! — doch als er die neue Münze ausgeben will, wird er sofort gefaßt und in Arrest gesteckt. Seine trauernde Braut versucht ihn loszubitten in einem Schreiben, das um seiner temperamentsvollen und reizenden Fassung willen hier teilweise wiedergegeben werden soll. Sie spricht zunächst von sich in der dritten Person:

„Da die Braut solches gewahr wird, Um gottes willen bittet solches bleiben zu lassen, will er sie in Constadt wieder einwechseln, allein, Es ist schon Zu spät; er ist entdeckt; er sitzt. Unsere Armuth, die erfordernte Nothwendigkeit einer Wirthin auf der Stelle, und die geglaubte endliche Trauung ließ uns diese Zeit schon als Eheleute Betrachten, und nicht allein die Pflichten der Arbeit und Mühe, sondern auch des ehelichen Vergnügens Erfüllen. Welcher Kummer! Schaam, Furcht, aber auch Wahre Liebe heißt mich also den Thron Ew. Königl. Majestät nähern, um in Dero Augen einen Böfewicht, in meinen aber einen Künsttigen Ehemann und Vatter loß zu bitten. Ich verdoppelse meine Bitte mit meines alten Vaters seiner, um so mehr, da der streich nicht aus Bosheit, sondern aus Einfalt geschehen, wie die Acta auch Zeigen werden“ usw.

Diese treuherzige und dabei so dezente Sprache muß auch auf die Kammer gewirkt haben; denn diese zeigt sich ausnahmsweise milde und verurtheilt den „Böfewicht“ nicht zu der gesetzlichen Strafe des Galgens, sondern „um seiner Jugend und Einfalt willen“ zu einer vierwöchentlichen Rodung auf einer neu angelegten Nachbarkolonie, wo jeder Arm gebraucht wird.



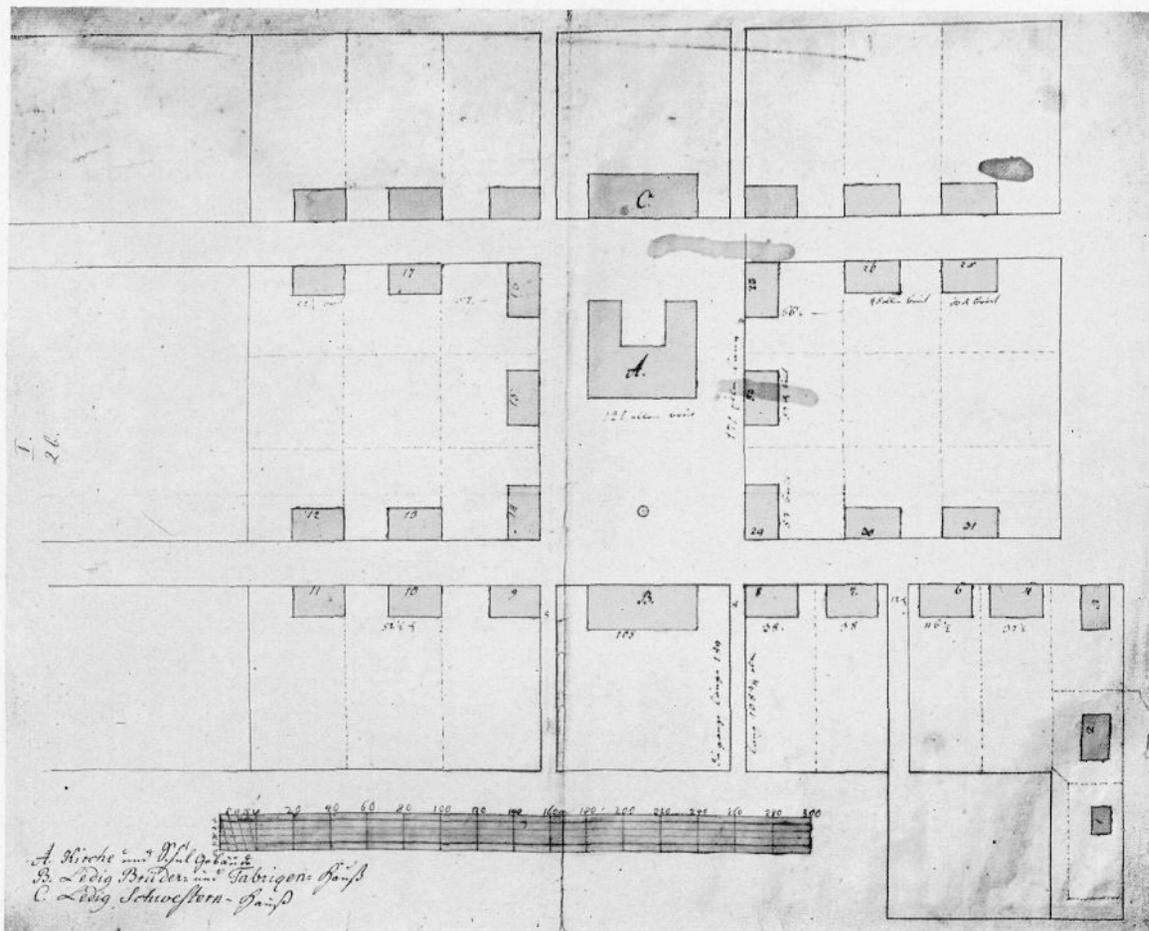


Abb. 279 u. 280. Alter Plan der Handwerkerkolonie Gnadenfeld (Kreis Cosel), um 1780; — (rechte Seite 280) Zeichnung zum Bethaus der Brüdergemeine Gnadenfeld, 1782 (M. Riehl). Der Betsaal ist als Querkirche angelegt, ohne Kanzel und Altar; es erhielt später Emporen über den Seitenräumen. In den Querflügeln liegen Wohnungen

Aber freilich: diese erste Generation wird in Arbeit und Sorge verbraucht. Das ist das Los aller derer, die auf Neuland roden. Erst die Kinder ernten, was die Eltern gesät haben.

Doch die meisten Dörfer blieben klein und sind im Laufe der Zeit nur zu geringem Wohlstand gelangt. Wenige haben sich ausdehnen können, wie Carlsruhe das sich von einem Jagdschloß zu einer kleinen Residenz entwickelt hat, oder wie die Kolonie Gnadenfeld, die aus einer Herrnhuter Handwerkersiedlung zu einem kleinen Marktflecken herangewachsen ist.

In den sieben Jahrzehnten zwischen 1750 und 1820 sind die entscheidenden architektonischen Züge der Fürstenresidenz und Kolonie Carlsruhe im Dypelner Kreise von den beiden Herzögen Erdmann und Eugen von Württemberg-Dels geschaffen worden<sup>1)</sup>. 1752—53 wurde inmitten des großen herzoglichen Forstes im Schnittpunkt von acht strahlenförmig zusammenlaufenden Waldschneisen an Stelle eines einfachen hölzernen Jagdschlusses, das durch Feuer zugrunde gegangen war, ein Neubau aus Stein errichtet. Der architektonische Grundgedanke des Zentralbaues, den schon

<sup>1)</sup> Die sachlichen Angaben über Carlsruhe sowie den Lageplan (Abb. 275) entnehme ich der Monographie von K. Bimler, „Die neuklassische Baukunst in Schlesien“, Heft 2, Carlsruhe in Oberschlesien, Breslau 1930, auf die ich für die Baugeschichte im einzelnen verweise.

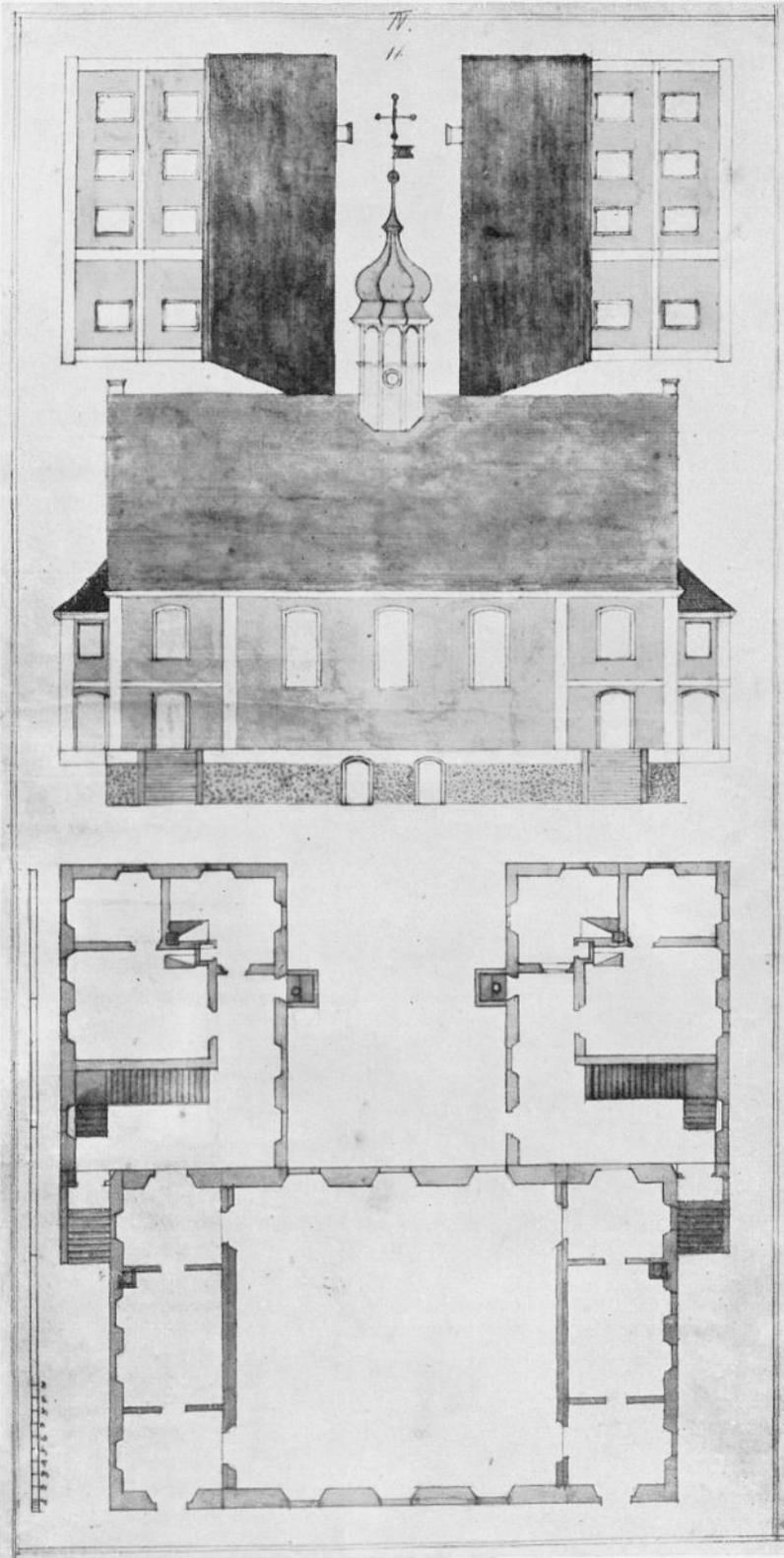




Abb. 281 u. 282. Das Bethaus und die alte Friedhofsallee der Brüdergemeine Gnadenfeld



Abb. 283. Handwerkerhaus in Gnadenfeld



Abb. 284. Das „Schwesternhaus“ hinter der alten Friedhofsallee

das alte Fachwerkshloß gezeigt hatte, und der hier im Schnittpunkt der acht Alleen nahelag, behielt man bei, und so entstand auf quadratischer Grundfläche ein großer würfelförmiger Bau von  $2\frac{1}{2}$  Geschossen mit abgeplattetem Zeltdach, aufgesetzter Laterne und vier Rundtürmen an den Ecken, die im Blickpunkt der entsprechenden Straßenachsen stehen. Die vier übrigen Alleen laufen auf die gleichartig durchgebildeten Mittelrisalite des Schlosses. Um dieses legt sich der achteckige Schloßhof (Abb. 275—277), den die 8 Kavalierrhäuser umstehen und der nach außen durch den Ring der Wirtschaftsgebäude geschlossen wird. Zwischen die Giebel der Kavalierrhäuser und Wirtschaftsgebäude schieben sich 8 kleine rautenförmige Vorplätze, die gegen die seitlichen Wirtschaftshöfe durch hohe Mauern und gegen die Alleen durch Pfeilertore begrenzt sind. Die starke räumliche Fassung, auf der der große Reiz dieser kleinen Vorplätze beruht, ist durch die alte Randbepflanzung weiter betont. An einem Vorplatz ließ man den Torabschluß fort, denn hier sollte der Ausblick auf den schönen Ovalbau der Kirche mit ihrem in die Straßenachse gestellten Turm gewahrt bleiben. Auch der äußere Kreis der Wirtschaftsgebäude wurde an einer Stelle durchbrochen: eins der Kavalierrhäuser öffnet sich mit zwei langgestreckten Seitenflügeln zum Schloßgarten. Die geraden Wegeachsen, verwachsenen Hecken und die geometrische Form der Wasserbecken lassen hier deutlich die Grundlinien der alten barocken Anlage erkennen. In dem verwilderten Parke finden sich noch manche der kleinen Gartenschlößchen, Tempelchen und Wasserfalons, die einst zu jedem fürstlichen Garten gehörten. Über ihnen allen liegt heute, wo sich ihre Umgebung langsam in die natürliche Wildnis zurückverwandelt, der Hauch leiser Romantik, die ihre etwas provinziellen, nicht immer ganz geglückten Einzelformen vergessen läßt. Architektonisch wirklich bedeutend ist nur der schöne Schloßhof, der seinem Architekten, dem fürstlichen Landbaumeister und späteren Oberbaurat im Berliner Oberbaudepartement, G. L. Schirmeister, hohe Ehre macht. Seine letzte Ausgestaltung erhielt dieser Schloßhof erst nach 1800 mit der klassizistischen Umwandlung der 8 Kavalierrhäuser durch die vorgelegten Säulenhallen. Dann begann im späteren 19. Jahrhundert der Niedergang. Heute sind die Tore und Mauern ebenso wie die Randbepflanzung der alten Kastanien bis auf kümmerliche Reste verschwunden, und das schnurgerade durchgeführte Straßenpflaster vernichtet den Rest der schönen Raumwirkung, die die kleinen Rautenplätze einst besaßen. Auch eins der Kavalierrhäuser ist abgerissen und die anderen zum Teil durch häßliche Anbauten entstellte. Die viel zu dichte und hohe Bepflanzung der unmittelbaren Umgebung des Schlosses, die die Klarheit des Hauptraumes völlig verwischt (Abb. 277), muß freilich wohl als Notwehr betrachtet werden gegen den immer mehr zunehmenden Autoverkehr, der besonders an schönen Sommertagen auf dem Schloßhof herumtobt: ein wildes Karussell, das mit Lärm und Gestank dem Werk der alten Herzöge Hohn spricht<sup>1)</sup>.

An den Radialstraßen Carlsruhes entlang siedelte sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die weitere Hofhaltung an, aber auch Handwerker und zahlreiche Kolonisten erhielten hier ihre Häuser. Die kurze platzartige Straße zwischen Schloß und Kirche, die die Länge eines Schloßhofdurchmessers besitzt, ist infolge ihrer besonderen Lage und durch die engere Bebauung allmählich zu einem zweiten Mittelpunkt des Ortes geworden.

Diese reizvolle Kundanlage muß schon auf die Zeitgenossen einen starken Eindruck gemacht haben. Ihr Vorbild ist für Kupp (Abb. 250, 251) und die Industriekolonie Staued (vgl. das nächste Kapitel) unverkennbar. Wahrscheinlich geht aber auch die Kreisform der privaten Sied-

<sup>1)</sup> Ist hier wirklich kein Wandel zu schaffen? Warum verlängert man nicht die teilweise vorhandenen ringförmigen Umgehungswege bis an die beiden Hauptstraßen und legt so den Verkehr mit leichter Mühe um? Damit wäre die erste Voraussetzung für die Bewahrung der schönsten Barockanlage geschaffen, die Oberschlesien besitzt. Die Wiederherstellung der alten Mauern, Tore und Baumbepflanzungen würde danach nicht allzu schwer sein, und für die Beseitigung der übrigen Verschandelungen ließen sich wohl auch Mittel und Wege finden.



Abb. 286. Blick durch das „Berliner Tor“ auf Saßstädt



Abb. 287. Der Marktplatz von Saßstädt

lung Marienau (Abb. 278) auf Carlsruhe zurück. Daß es sich hier um eine Anlage handelt, die aus barockem Raumempfinden geschaffen wurde und die nicht etwa auf alte sächsische Rundlinge zurückzuführen ist, wie das Schlenger mit Vorsicht vermutet hat<sup>1)</sup>, ergibt sich schon aus der regelmäßigen Stellung der Häuser, die ihre Traufseiten, aber nicht ihre Giebel dem Dorfanger zukehren.

E. J. v. Seidlitz hat bei der Gründung der Handwerkerkolonie Gnadenfeld, die er 1780 auf seinem Rittergute Pawlowitz errichtete, auf ein anderes Vorbild zurückgegriffen. Der alte Entwurf zu dieser Siedlung zeigt mit seinem großen rechteckigen Marktplatz und den beiden Hauptstraßen, die ihn tangential berühren, das typische Kolonialschema der ostdeutschen Kleinstadt (Abb. 279). In der Mitte des Platzes liegt das Hauptgebäude des Ortes, Betfaal, Rathaus und Schule in einem. Auch zu ihm ist noch der Entwurf erhalten, der mit geringen Abweichungen ausgeführt wurde (Abb. 280, 281). Die Querschnitte des Platzes nehmen die Häuser der unverheirateten „Brüder“ und „Schwestern“ ein, in den Einzelhäusern der beiden Hauptstraßen wohnen die verheirateten (Abb. 283). In der Mittelachse des Platzes, hinter dem „Schwesternhaus“ und nur von zwei Seitenwegen aus zu erreichen, liegt der alte Friedhof am Ende einer gewaltigen Lindenallee (Abb. 282, 284). Der Gedanke der inneren Verbundenheit aller Mitglieder dieser Gemeinde, der schon so stark aus den großen Gemeinschaftsbauten spricht, kommt am klarsten in der strengen Einheit zur Geltung, die diesen Friedhof auszeichnet und ihm seine große Wirkung verleiht (Abb. 207, 208, vgl. oben S. 173). Im ober-schlesischen Landschaftsbild erscheint die Kolonie Gnadenfeld freilich etwas fremd. Nicht nur ihrer inneren Struktur und ihrem Glaubensbekenntnis nach trägt diese Gemeinschaft ihr besonderes Gepräge, sondern auch ihre Bauten wirken nicht eigentlich ober-schlesisch. Sie scheinen von Sachsen her beeinflusst zu sein, und es ist ja auch durchaus wahrscheinlich, daß die Stammgemeinde Herrnhut die Pläne für ihre Tochtergründung geliefert hat<sup>2)</sup>. „Saubere, nüchtern und gesittet“, kennzeichnet Partsch in seiner Landeskunde den Ort, und mit diesen Eigenschaften hat sich Gnadenfeld allmählich zu einem lebhaften Marktflöcken entwickelt<sup>3)</sup>.

Ein solches Wachstum aber ließ sich nicht erzwingen; das mußte der Kammerherr v. Saß erfahren, als er auf seinem Gute Borislawitz eine kleine Stadt aufzubauen versuchte, um, wie die mündliche Überlieferung behauptet, mit ihr eine katholische Gegengründung zu Gnadenfeld zu schaffen. Er errichtete zwischen seiner Parkmauer und einem Wassertümpel 23 meist zweistöckige Reihenhäuser und besetzte sie mit böhmischen und mährischen Siedlern, mehreren Handwerkern und einem Händler. Es gelang ihm auch das Recht auf vier Kram- und Viehmärkte im Jahr zu erwirken, die bis in die neuere Zeit noch abgehalten wurden; den Namen Klein-Berlin, den er für seine „Stadt“ erstrebte, bekam er jedoch nicht bewilligt. Der ganze Ort besteht nur aus einer Straße, die sich in der Mitte durch das Ausbiegen der Parkmauer und durch das entsprechende Zurückweichen der gegenüberliegenden Reihenhäuser zu einem rautenförmigen „Marktplatz“ erweitert (Abb. 285). Diese Straße war an ihren beiden Endpunkten durch Stadttore abgeriegelt, und im Zuge der Reihenhäuser hat der Erbauer an der größten Erweiterung des Platzes sogar einen stolzen Torturm errichtet, der den Verkehr nach Bauerwitz und Troppau aufnehmen sollte (Abb. 286, 287). Aber der Verkehr blieb aus, und die kleine Stadt ist nie fertig geworden. Sie war dem Wettbewerb mit dem strebsamen Nachbarort Gnadenfeld nicht gewachsen. Und doch

<sup>1)</sup> Schlenger, H., *Friderizianische Siedlungen rechts der Oder bis 1800*. Breslau 1933. S. 127–129. Von dort wurde auch der hier abgebildete Lageplan übernommen.

<sup>2)</sup> Über die Geschichte des Ortes vgl. „Der Ober-schlesier“, Jahrg. 1932, Heft 6, „Gnadenfeld“ (Gedenkblätter zur 150-Jahr-Feier der Ortsgründung).

<sup>3)</sup> Partsch, „Schlesien“ a. a. D., S. 167.

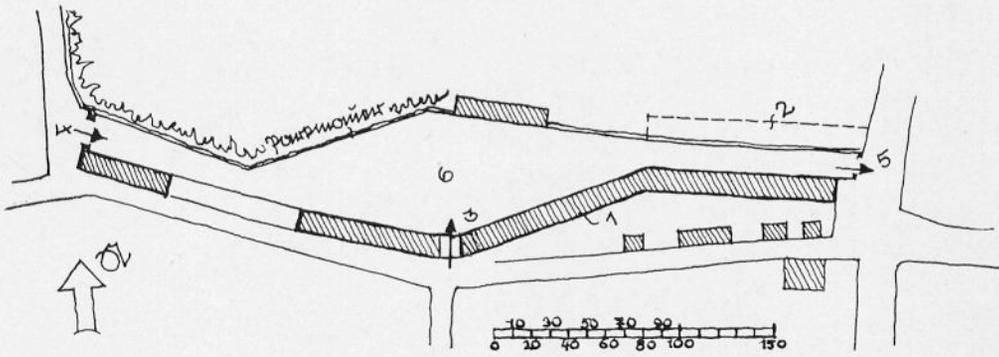
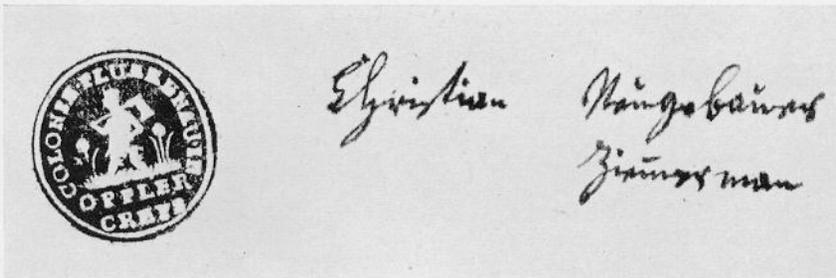


Abb. 285. Lageplanfizzze von Saffstädt (Kreis Cosel); 1. Reihenhäuser, 2. abgeriffene Häuser, 3. Torturm, 4. Berliner Tor, 5. abgeriffenes Tor, 6. Marktplab

zeigt sie auch in ihrem unvollendeten Zustand den Geist einer schönen einheitlichen Planung, die so selbstverständlich wirkt, weil sie aus einem echt architektonischen Empfinden heraus geschaffen wurde. Mit vollem Recht heißt heute der Ort nach seinem Erbauer Saffstädt.

Diese privaten Gründungen, die ja alle mehr oder weniger auf die Kolonisationsgedanken Friedrichs des Großen zurückgehen, stammen zum größten Teil aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Um 1800 geht dann die Siedlungstätigkeit in Oberschlesien langsam zu Ende. Zwar werden auch im Anfang des 19. Jahrhunderts noch einige weitere Kolonien gegründet, aber es fehlt die treibende Kraft des großen Königs. Auch war Graf Hoym, der Minister für Schlessien, alt geworden. Seiner Meinung nach hatte man hier genug gesiedelt: „die Volksmenge in der Provinz vergrößert sich jährlich und ist gegenwärtig so ansehnlich, daß der Anzug der Ausländer nicht mehr durch kostspielige Begünstigungen gefördert werden darf“, erklärt er 1803 in einem seiner Erlasse<sup>1)</sup>. Um diese Zeit aber setzt mit Macht die Entwicklung der oberschlesischen Industrie ein. Das zweite große Werk König Friedrichs beginnt sich auszuwirken.

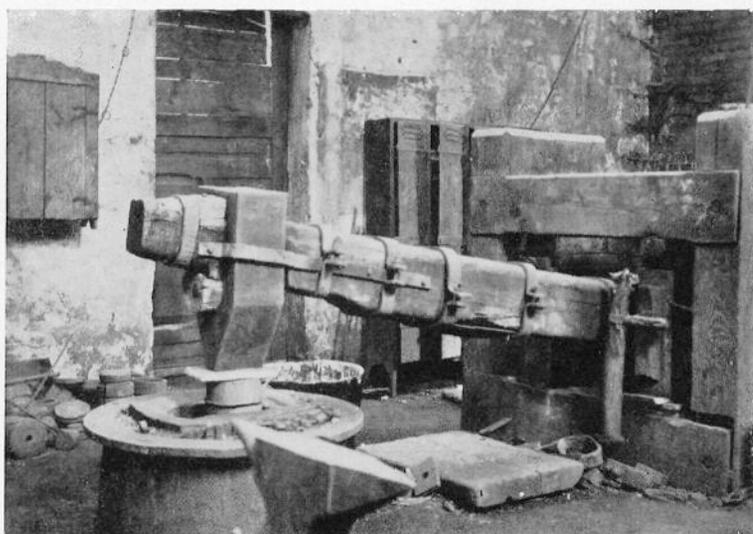
<sup>1)</sup> St. N. Breslau Rep. 199 N. N. V 16 vol. 12.



Altes Siegel der Kolonie Plümfenau



Abb. 288 u. 289. Die Kreuzburger Hütte (Kreis Dppeln)  
 Begründet 1755. Heutiger Zustand. Kreuzförmiger Grundriß. Der mittlere Flügel mit Halbwalm aus der Zeit um 1800, der Begichtungsturm um 1840, im Stil der Schinkelschule architektonisch verkleidet. Der Hochofen lag im Kreuzungspunkt der Dachfirste und ist heute verschwunden; unten: alter Eisenhammer in Lindenhain (Kreis Loß-Gleiwitz)



## Die Siedlungen und Fabrikbauten der alten Industrie

Der alte Fabrikbau entwickelt sich zum großen Teil aus dem Wohnungsbau, denn die Industrie ist anfangs eine Art Heimbetrieb, wie wir sie etwa von den alten Weberkolonien oder den kleinen Wassermühlen her kennen. Vor allem die Mühlen mit ihrer landschaftsgebundenen Bauweise gehören fast ganz in den Kreis der bäuerlichen Baukultur und unterscheiden sich nur wenig von den Bauerngehöften ihrer Umgebung. So wird man den kleinen Schrotholzbau der Gaida-Mühle (Abb. 292) mit seinem altertümlichen Walmdach auf den ersten Blick den großen Waldflächen rechts der Oder zuweisen, den darunter abgebildeten zweigeschossigen Fachwerkbau mit seinen starken Verstrebrungen dagegen im Gebiet des alten bodenständigen Fachwerks um Reisse und Neustadt suchen (Abb. 295). Die heute sehr selten gewordene Stroheckung seines Mansardendaches gibt uns hier vielleicht eine Erklärung für die eigentümlichen Neigungswinkel dieser Dachform, die uns schon an einzelnen obereschlesischen Herrenhäusern auffielen (vgl. S. 137). Offenbar hat man hier die oberen Dachflächen nur deshalb annähernd parallel zu den unteren gestellt, um den für die Stroheckung erwünschten steilen Dachwinkel zu wahren. So ergab sich ein verhältnismäßig hohes Dach, das für Lagerzwecke aber durchaus erwünscht war.

In den wohlhabenden südwestlichen Gebieten der Provinz, in denen schon seit alters her ein umfangreicher Getreidebau herrschte, kam man mit so kleinen Lagerräumen nicht aus. So wurden auf den Mühlengehöften des Leobschüger Kreises vielfach besondere Speicher errichtet, die schon durch ihre Größe die besondere Bestimmung des Gehöftes andeuten (Abb. 293/94). Wie man aber auch im Dach die Unterbringung großer Lagerräume ermöglichen konnte, zeigt die alte, heute längst verschwundene Papiermühle zu Arnoldsdorf im Meißner Kreise (Abb. 290). Die langgestreckten Lüftungsbänder der Dachflächen lassen hier auf nicht weniger als drei übereinanderliegende Bodenräume schließen. An dieser Mühle spürt man deutlich den Einfluß des nahen Gebirges mit seinen ganz anderen klimatischen Bedingungen: die Dächer sind ungewöhnlich steil und die Fenster sehr klein geworden! An dem niedrigen Seitenflügel hat übrigens der alte Kegelschopf eine neue und durchaus überzeugende Bestimmung gefunden: er dient hier als Wetterschutz für die Aufzugwinde (Abb. 291).

In den Kreisen mit überwiegend bäuerlichem Besitz wurde an den altüberlieferten Bauformen der Landschaft bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit Zähigkeit festgehalten. Im Bereich der großen obereschlesischen Waldherrschaften aber verloren um 1800 die Mühlen ebenso wie die kleinen Hütten- und Hammerwerke vielfach ihren landschaftsgebundenen Wohncharakter und paßten sich den neuen Formen des Industriebaus an, die die preussischen Hüttenbaumeister auf den staatlichen Werken im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu entwickeln begannen (Abb. 296, 297).

Die obereschlesische Industrie blickt auf eine lange Geschichte zurück. Ihr ältester Zweig ist der Blei- und Silberbergbau, der bis weit ins Mittelalter zurückgeht und in der Gegend von Zarnowitz und Beuthen betrieben wurde<sup>1)</sup>. Er hat jedoch keine erhebliche Rolle gespielt, denn stets scheiterte er an den unterirdischen Wassern, die mit den primitiven Pferdewägen, den sogenannten „Kosfkünsten“ auf die Dauer nicht bewältigt werden konnten (Abb. 327, 328).

Das Schwergewicht der alten obereschlesischen Industrie lag auf der Eisengewinnung, die gleichfalls schon vom 15. Jahrhundert an in bescheidenem Umfange betrieben wurde. Ihren

<sup>1)</sup> Für die geschichtlichen Angaben und die rein technischen Zusammenhänge wurden vor allem benutzt: Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens, Düsseldorf 1929; Beck, L., Geschichte des Eisens, Braunschweig 1884; Johansen, D., Geschichte des Eisens, Düsseldorf 1925; Matschoss, C., 50 Jahre Ingenieurarbeit in Oberschlesien.



Abb. 290. Papiermühle in Arnoldsdorf (Kreis Meiße), abgerissen, nach alten Lichtbildern  
Die durchlaufenden Lüftungsbänder des steilen Hauptdaches zeigen drei übereinanderliegende Böden

ersten Aufschwung aber verdankt auch sie den weitausschauenden Plänen Friedrich des Großen, die wie so viele wirtschafts- und bevölkerungspolitische Maßnahmen des Königs für den deutschen Osten von größter Tragweite werden sollten. Wie wir oben sahen, haben neben dem Wunsche, das Land zu „peuplieren“ und den allgemeinen Wohlstand durch die Industrie zu heben, vor allem militärische Gesichtspunkte den König bestimmt, die ober-schlesische Industrie zu fördern. Hier sollte der Kriegsbedarf für seine schlesischen Festungen hergestellt werden.

Die alten friderizianischen Eisenhütten entwickeln sich abseits des heutigen Industriegebietes, hauptsächlich in den waldreichen Gegenden nordöstlich von Dppeln, überall dort, wo das Wasser der zahlreichen kleinen Flüsse und Bäche gestaut werden konnte. Denn die alten Hochöfen sind abhängig von der Wasserkraft, die ihr Gebläse betreibt, von den großen Wäldern, in denen die Holzkohlen gewonnen werden und von dem Erzvorkommen, das als Eisenstein in diesen Wäldern sich findet. Da aber die Wasserkraft hier verhältnismäßig gering ist und da man der schlechten Wege wegen die Erze nicht weit heraufahren will, auch die notwendigen riesigen Holzkohlenmengen überhaupt nicht auf einem Platze zusammenbringen kann, so entwickelt sich dieser erste Industriebau in einer großen Anzahl kleiner und kleinster Anlagen.

Die Herstellung des Eisens war zeitraubend und kostspielig. Die alten Hochöfen lieferten ein mit Kohlenstoff angereichertes Roheisen, das durch Drydation, das sogenannte Frischen, erst in Schmiedeeisen umgewandelt werden mußte. In den Frischhütten wurde das Roheisen im Holzkohlenfeuer durch den Gebläsewind entkohlt und die Schlacken durch wiederholtes Schmieden ausgeschieden.

Der erste Hochofen Oberschlesiens wurde 1718 gebaut; 1740 sind etwa ein halbes Duzend Hochofen vorhanden, aber 1768 ist ihre Zahl bereits auf 31 angewachsen, und um 1800 besitzt



Abb. 291. Papiermühle in Arnoldsdorf (Kreis Neiße)  
Der Regelschopf des kleinen Seitenflügels dient als Wetterschutz für die Aufzugswinde

Oberschlesien bereits 46 Hochofen und 150 Frischfeuer. Sehr leistungsfähig sind sie freilich nicht gewesen. Erst von etwa 1780 ab hat die obereschlesische Eisenindustrie eine wirkliche Bedeutung. Um diese Zeit wird vom König an die Spitze des Berg- und Hüttenwesens der Freiherr von Reden berufen, ein Mann, dessen Name zusammen mit dem des späteren Ministers von Heinitz untrennbar mit der Geschichte der obereschlesischen Industrie verbunden ist.

Unter Reden nimmt die industrielle Entwicklung einen gewaltigen Aufschwung: 1788 wird die erste Dampfmaschine, die der Wasserhaltung dient, auf der Zarnowitzer Grube aufgestellt; ein Jahr später gelingt es zum ersten Male in Deutschland Roheisen mit Koks herzustellen, und 1797 wird der erste deutsche Kokshochofen in Gleiwitz angeblasen. So entsteht um die Jahrhundertwende als Nebenbetrieb zur Eisenverhüttung der Steinkohlenbergbau, dem sich durch die zur gleichen Zeit aufkommende Zinkindustrie große Absatzmöglichkeiten erschließen. Auf diesen drei Grundstoffen Eisen, Kohle und Zink ist hier im Südosten der Provinz das heutige Industriegebiet erwachsen.

Die Lagepläne der älteren Anlagen, die wir hauptsächlich auf Forst- und Gemarkungskarten verzeichnet finden<sup>1)</sup>, zeigen im allgemeinen noch keine Ordnung im höheren Sinne. Frischfeuer, Hammerwerke und Hütten waren an das fließende Wasser gebunden; gewöhnlich lagen sie wie die Mühlen an einem Stauteich. Arbeiter- und „Offizianten“häuser, Kohlenschuppen und Wirtschaftsgebäude dagegen wurden ziemlich regellos verteilt, wie es sich aus den Zufälligkeiten des Geländes gerade ergab. Erst gegen Ende des Jahrhunderts macht sich das Streben geltend,

<sup>1)</sup> Auch in der Mißsammlung des Oberbergamtes Breslau sind eine ganze Reihe von Lageplänen älterer Anlagen vorhanden.

Werk und Siedlung zu einer straffen architektonischen Einheit zusammenzufassen. Schon bei der Kreuzburger Hütte ist diese Einheit angedeutet: der Dorfanger der Kolonie Friedrichsthal, die zusammen mit dem Werk entstanden ist, wird auf den Hochofen jenseits des Wassers ausgerichtet, so daß dessen überragende Baumasse als Blickpunkt im Dorfbild in Erscheinung tritt. Eine strenge Achsenbeziehung oder klare Raumbildung ist hier aber noch nicht vorhanden, denn der eigentliche Hüttenhof liegt seitwärts ohne inneren Zusammenhang mit der Kolonie. Die Friedrichsthaler Kolonisten waren in erster Linie in Rücksicht auf die Hütte hier angesiedelt worden. Um den gewaltigen Holzkohlenbedarf des Werkes sicherzustellen, hatten sie als jährliche Abgabe an den Staat eine bestimmte Anzahl von Holzklaftern aus den königlichen Wäldern zu liefern. Aber ihr Einschlag genügte noch nicht: zur Herstellung eines Zentners Roheisen wurden damals etwa  $6\frac{1}{2}$  Zentner Holzkohlen verbraucht, und diese großen Mengen zu beschaffen, reichte die Kraft der Kolonisten nicht aus, zumal inzwischen in der weiteren Umgebung eine ganze Reihe neuer Werke gebaut worden war.

Der dauernde Holzkohlenmangel dieser neuen Rüstungsindustrie bildete, wie wir oben sahen, einen der entscheidenden Gründe für die Anlage der königlichen Dörfer in den Opperländer Wäldern. Auch den hier angesiedelten Kolonisten wurden ähnlich große Holzverpflichtungen auferlegt. Für die Malapaner Werke setzte der König nach einigen Fehlgründungen sogar zwei reine Holzschlägerkolonien an: 1767 Hüttendorf und 1781 Antonia; hier sollten die Siedler ausschließlich

Abb. 292 unten. Gaidamühle (Kreis Groß-Strehlitz). Die alten Mühlen gehören ganz in den Kreis der bäuerlichen Baukultur, die sie umgibt.

Abb. 293 u. 294. Mühlengehöfte in Makau (Kreis Ratibor) und Stolzmüh (Kreis Leobschütz), um 1800. Der umfangreiche Getreidebau dieser Gegenden erforderte auch für die Mühlen größere Speicher.





293



294

237

im Walde tätig sein. Sie erhielten daher nur zwei Morgen Acker, einen Morgen Wiese und wohnen in kleinen Doppelhäusern, die in einseitiger Bebauung an einer geraden Straße nebeneinander aufgereiht waren (Abb. 236). Zu einer geschlossenen Dorfform ist es hier also nicht gekommen. Auch liegen beide Kolonien nicht in direkter Verbindung mit dem Werke.

Malapane und Kreuzburger Hütte, die beide kurz nacheinander in den Jahren 1753 und 1755 vom Oberforstmeister Rhedanz gegründet waren, wurden die führenden Industrieanlagen Oberschlesiens zur friderizianischen Zeit. Noch für die Freiheitskriege waren ihre Lieferungen an Kriegsmaterial von großer Bedeutung. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts aber ging ihre Blütezeit zu Ende. Dem Wettbewerb der neuen, moderneren und viel größeren Anlagen, die seit 1800 im Steinkohlengebiet entstanden, waren sie mit ihrem Holzkohlenbetrieb auf die Dauer nicht gewachsen. Zwar haben sie sich im Gegensatz zu den meisten kleinen Werken ihrer Umgebung, die stillgelegt werden mußten, halten können — Malapane ist sogar noch etwas gewachsen — aber das Schwergewicht der Eisenerzeugung war unwiderruflich in den Südosten der Provinz verlagert. Nur deshalb, weil in den einsamen Wäldern die technische Entwicklung beinahe stehen blieb, finden wir hier noch Reste der alten Anlagen, die uns einen Begriff von den noblen Formen des ober-schlesischen Industriebaus um 1800 geben. Betritt man heute den stillen Werkplatz der Kreuzburger Hütte, in der nur noch landwirtschaftliche Geräte geschmiedet werden, so glaubt man unwillkürlich den Wald vorwärtsdringen zu sehen; gleichsam als wollte er das wieder in seine Arme nehmen, was ihm einst gehört hat (Abb. 288, 298—300).

Auch in den südlichen Wäldern sind die Feuer der alten Werke erloschen. Der weite Hüttenplatz von Jakobswalde, einst der Mittelpunkt einer ausgedehnten Industrie, liegt leer und öde. Etwa 200 Menschen bewohnen heute den Ort; vor einem Jahrhundert aber fand fast die zehnfache Zahl hier ihr Auskommen<sup>1)</sup>. Jakobswalde ist eine der ältesten Industriedorfungen Oberschlesiens. 1709 gründete der Reichsgraf Jakob Heinrich von Flemming, nach dem der Ort seinen



Abb. 295. Alte Mühle bei Neustadt

Der annähernd gleiche Neigungswinkel der oberen und unteren Dachflächen des alten Mansardendaches ist wahrscheinlich durch die Rücksicht auf die Stroheindeckung bedingt, die ja bekanntlich ein verhältnismäßig steiles Dach verlangt.

Namen trägt, hier einen Messinghammer. Die Rohstoffe mußte man freilich von weither anfahren: Galmei wurde aus der Beuthener Gegend

<sup>1)</sup> Die sachlichen Angaben über Jakobswalde und den Lageplan (Abb. 301) entnehme ich dem im „Oberschlesier“ (17. Jahrg., 1935, Nr. 8) von H. Guldenspennig erschienenen Aufsatz „Jakobswalde, eine ober-schlesische Hütten-siedlung aus dem 18. Jahrhundert“. Der betreffende Verfasser hat hierzu eine Reihe sorgfältiger Bauaufnahmen gezeichnet, die sich im Archiv des ober-schlesischen Prov.-Konservators in Oppeln befinden.



Abb. 296. Mühle in Groß-Mauden (Kreis Ratibor), um 1840



Abb. 297. Ehemaliges Eisenwalzwerk in Groß-Mauden, 1829; später zur Reitbahn umgebaut



Abb. 298 u. 299. Die Karlshütte (unten), ein Frischfeuer der Kreuzburger Hütte (Kreis Dypeln), ist noch heute in Betrieb. Die beiden Seitengebäude um 1800, das mittlere um 1850. Abb. 299 (oben): Der Kohlenschuppen der Karlshütte (im unteren Bild das Gebäude am weitesten rechts)



Abb. 300. Südflügel der Kreuzburger Hütte (Kreis Dppeln), um 1840

und Kupfer sogar bis aus Ungarn geholt. Auch hier begann der eigentliche Aufschwung erst in der friderizianischen Zeit. 1772 erfolgte die Gründung einer Löffelfabrik, 1774 wurde ein Zainhammer errichtet, und 1791 gehörten zum eigentlichen Messingwerk außer den 4 Brenn-öfen eine Galmeimühle, 5 Lattun- und 2 Drahtstätten<sup>1)</sup>. In der weiteren Nachbarschaft hatte sich inzwischen eine lebhafte Eisenindustrie entwickelt, für die man die Rohstoffe in Gestalt von Raseneisenerz in den umliegenden Wäldern grub.

Aber auch diese Anlagen wurden von den neuen Werken im Steinkohlengebiet allmählich überflügelt: der Holzkohlenbetrieb, die weite Anfuhr der Rohstoffe und die große Entfernung zu den neugebauten Eisenbahnlinien machte die Fabriken unwirtschaftlich; um die Mitte des 19. Jahrhunderts schloß eine nach der anderen ihre Tore, und heute sind die Jakobswalder Werke fast alle verschwunden. Geblieben ist allein der weite Hüttenplatz mit dem alten Amtshaus, die schöne Gruppe von Kirche, Pfarre und Schule und all die reizvollen Arbeiter- und Offiziantenhäuser, die in der Glanzzeit des Ortes zwischen 1810 und 1820 errichtet wurden (Abb. 301—304).

Der annähernd rechteckige Hüttenplatz liegt im Schnittpunkt dreier sich kreuzender Hauptstraßen, die mit Geschick in die Plasecken eingeführt sind. Auf dem Lageplan erscheint die gesamte Anlage als durchaus überzeugend; in Wirklichkeit aber ist die Raumwirkung nicht ganz befriedigend, denn die Gebäude auf den Längsseiten erscheinen im Verhältnis zur Fläche, die sie umschließen, als zu klein und zu niedrig; sie vermögen dem Platz keinen ausreichenden Abschluß zu geben. Einzelne Häuser sind zudem abgerissen und nicht wieder aufgebaut worden. Daher leidet die räumliche Klarheit des Platzes durch große Baulücken. Auch die alte Randbepflanzung,

<sup>1)</sup> In den Zainhämmern wurde das grobe Eisen zu Stab- und Bändeisen ausgeschmiedet.

1. Kirche
2. Pfarre
3. Schule
4. Hüttenamt
5. Schmelzhütte
6. Magazin
- 7., 8. Arbeiterhäuser
9. Gasthaus
10. Hüttenplatz
11. Baumring mit Brunnen

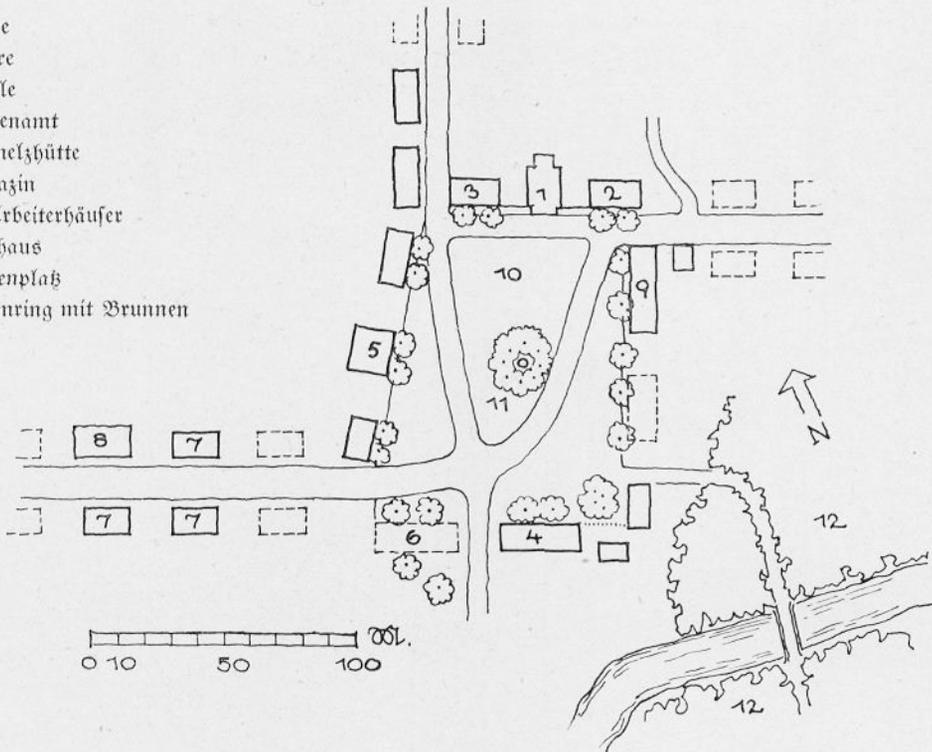


Abb. 301. Lageplan des Hüttenhofes zu Jakobswalde (Kreis Cosel)

die für die Raumwirkung hier besonders wichtig war, ist größtenteils verschwunden; ebenso hat man die schöne Baumgruppe mit dem Brunnen in der Mitte beseitigt und zum Überflus auch noch in neuester Zeit eine Straßenumlegung vorgenommen, die rücksichtslos und brutal das untere Drittel des Platzes durchschneidet. So liegt heute in dieser zerfallenden Einheit das alte Hüttenamt sehr vereinsamt (Abb. 304); nur die Dreieckigkeit von Kirche, Schule und ehemaligem Pfarrhaus vermag mit ihren ausgewogenen Verhältnissen den nördlichen Teil des Platzes klar zu begrenzen (Abb. 302). An den beiden Seiten der Hauptzugangsstraße wurde die Arbeiterkolonie errichtet. In der straffen Verteilung ihrer gut gegliederten Baumassen ähnelt sie der schönen etwa gleichaltrigen Nachbarsiedlung Blechhammer (Abb. 305—307). Wie in Kreuzburger Hütten-Friedrichsthal stehen auch in Jakobswalde Kolonie und Werk nur in loser Verbindung.

Die architektonische Einheit zwischen beiden tritt uns zum ersten Male in Staueck ganz überzeugend entgegen. Hier an der Malapane hat 1775 der Bauinspektor Pohlmann eine reizvolle Rundanlage geschaffen, die wohl die Anregung zu dem Grundgedanken der um 5 Jahre jüngeren Kolonie Kupp gegeben hat (Abb. 308—310). Der Kern der Siedlung, die Fabrik, liegt mit ihren zwei Hauptgebäuden, die eine Drahthütte und verschiedene Hämmer enthalten, auf beiden Seiten des Werkgrabens. Jedem Fabrikgebäude ist ein kleiner Hüttenhof vorgelagert. Eine dieser Hütten, die freilich erst aus dem Jahre 1805 stammt, ist heute noch erhalten (Abb. 308). An den südwestlichen Hof schließt sich ein großzügiger runder Werkplatz an, in dessen Mittelpunkt der mit Ahornbäumen umpflanzte Brunnen steht. Der Fabrik gegenüber liegt die „Faktorei“ mit dem Magazin. Die vier übrigen Gebäude, die den Platz umrahmen, wurden von je vier Familien der Werkleute bewohnt. Eine weitere Arbeiterkolonie von 10 Häusern sollte sich nach Pohlmanns Entwurf als äußerer Ring um diesen Innenkreis legen,





Abb. 303 u. 304. Das ehemalige Hüttenamt in Jakobswalde, ein lehmverkleideter Schrotholzbau aus dem 18. Jahrhundert



Abb. 305 u. 306. Industriearbeiterkolonie in Blechhammer (Kreis Cosel), Anfang des 19. Jahrhunderts  
 Die gutgegliederten und gelagerten Baukörper sind in ihrer schlichten Reihung und klaren Raumbildung noch heute  
 vorbildlich für ländliche Siedlungen. Unten: Blick auf den Vorplatz der Fabrik.

ist aber leider nicht zur Ausführung gekommen, so wenig wie die jenseits der Malapane geplante Siedlung von 12 Kolonistenhäusern. Daß diese „Kolonie in der Boguslowka“ nicht gebaut wurde, ist vom architektonischen Standpunkt wohl kaum zu bedauern. Das Motiv des übereck gestellten Platzes erscheint für die geringe Länge des Angers doch als gar zu aufwendig, steht vor allem im Widerspruch zu der Kreisform der nahen Hauptanlage. Aber um den äußeren Ring mit den auf den Kreismittelpunkt ausgerichteten 10 Häusern ist es doch sehr schade! Hier hätte eine vorbildliche Anlage entstehen und richtunggebend für die Zukunft werden können. Daß Pohlmann der Mann war, diese schöne Aufgabe zu meistern, beweisen die Reste seines Werkes, die noch erhalten geblieben sind: der runde Platz mit Ahornbäumen und Brunnen und vier von den Familienhäusern (Abb. 310). Das alles ist prachtvoll untereinander ausgewogen; ist mit einem sicheren Gefühl für Raumbildung und gute Maßverhältnisse geplant; man spürt den begabten Baumeister, dessen architektonische Anschauungen noch ganz im strengen Barock verwurzelt sind.

Dieser Johann Martin Pohlmann, Bauinspektor in Oppeln und später Oberbaudirektor in Breslau, war fraglos einer der fähigsten Landbaumeister und wie kein anderer mit der friderizianischen Kolonisation verbunden, für die er bereits in der Kurmark tätig gewesen war. Als obererschlesischer Bauinspektor hatte er außer 32 Städten die beiden Ämter Kreuzburg und Oppeln zu betreuen. In seinem Bezirk entstanden die meisten neuen Kolonien. Hier wuchs die friderizianische Industrie heran, und so ist er auch der Erbauer der meisten älteren Werke<sup>1)</sup>, die hier zwischen 1760 und 1780 entstanden sind. Die noble Baugesinnung Pohlmanns, die aus seinen Bauten so deutlich hervortritt, kommt einmal auch in einem Briefe an seine vorgesezte Behörde, die Breslauer Kammer, zu Worte. Pohlmann hatte für die Coseler Garnison eine Kirche zu errichten. Auf Wunsch der Kammer sollte sein Entwurf jedoch durch Langhans, der damals Kriegs- und Baurat in Breslau war, verbessert werden. Pohlmann reichte also seinen Entwurf ein und schrieb hierzu:

„In der Facade habe ich zwar etwas Verzierung mit Säulen gezeichnet. Ich gestehe aber hierbey, daß ich in dergleichen, welches zur gutten und reinen Architectur gehört, ein Erg armer alter Sünder bin, der bey seinem 20 jährigen Aufenthalt in Oppeln und auf die Eisen-Hütten das, was schön bauen heisset, nicht betreiben können, es also, wenn er auch davon etwas gewußt haben mag, es verträumet hat.

Ich werde deshalb es gar nicht als Schande halten, wenn es Einer Hochlöbl. Cammer gefallen möchte, diese Bausache durch den Herrn Krieges- und Ober Bau-Rath Langhans Wohlgebohren bessern und sie nach der Epoche, die dieser kluge Architect in der Architectur macht, einleiten zu lassen. Ganz Seelen gerne will ich allen Weisungen folgen, damit ich auf meine alten Tage nicht schlecht Zeug mache und nicht der stolze Gedanke vieler meiner Mitarbeiter, ob sie gleich leyder kaum die Ionische Säulen-Ordnung kennen, soll mir beykommen, daß ich aufgeblasen sagen möchte, hier steht mein Werk, wenn ich den Bau der Coseler Kirche erleben sollte.“

Die Persönlichkeit Pohlmanns erscheint in der Bescheidenheit, mit der er sich ohne weiteres dem Können des größeren Architekten beugt, als überaus anziehend. Dabei ist sein Entwurf für

<sup>1)</sup> Nach Schellenberg, A., „Die evangelische Kirche in Cosel D/S.“, Aufsatz im „Oberschlesier“ (14. Jahrg., 1932, Nr. 3). Hier finden sich auch weitere Angaben über Pohlmanns Lebenslauf. Desgleichen bei H. Wimler, „Die neuklassische Baukunst in Schlesien“, Heft 3 „Die Industrieanlagen in Oberschlesien“, Breslau 1931, S. 65—67. Die Wilmersche Arbeit gibt auf Grund eines fleißigen Aktenstudiums vor allem Aufschluß über die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke und ihre Baumeister. Im folgenden übernehme ich diese Angaben, soweit sie die zeitliche Festlegung und die Erbauer betreffen.



Abb. 307. Industriearbeiterkolonie in Blechhammer (Kreis Cosel), Anfang des 19. Jahrhunderts



Abb. 308. Frischhütte in Stauck (Kreis Oppeln), 1805

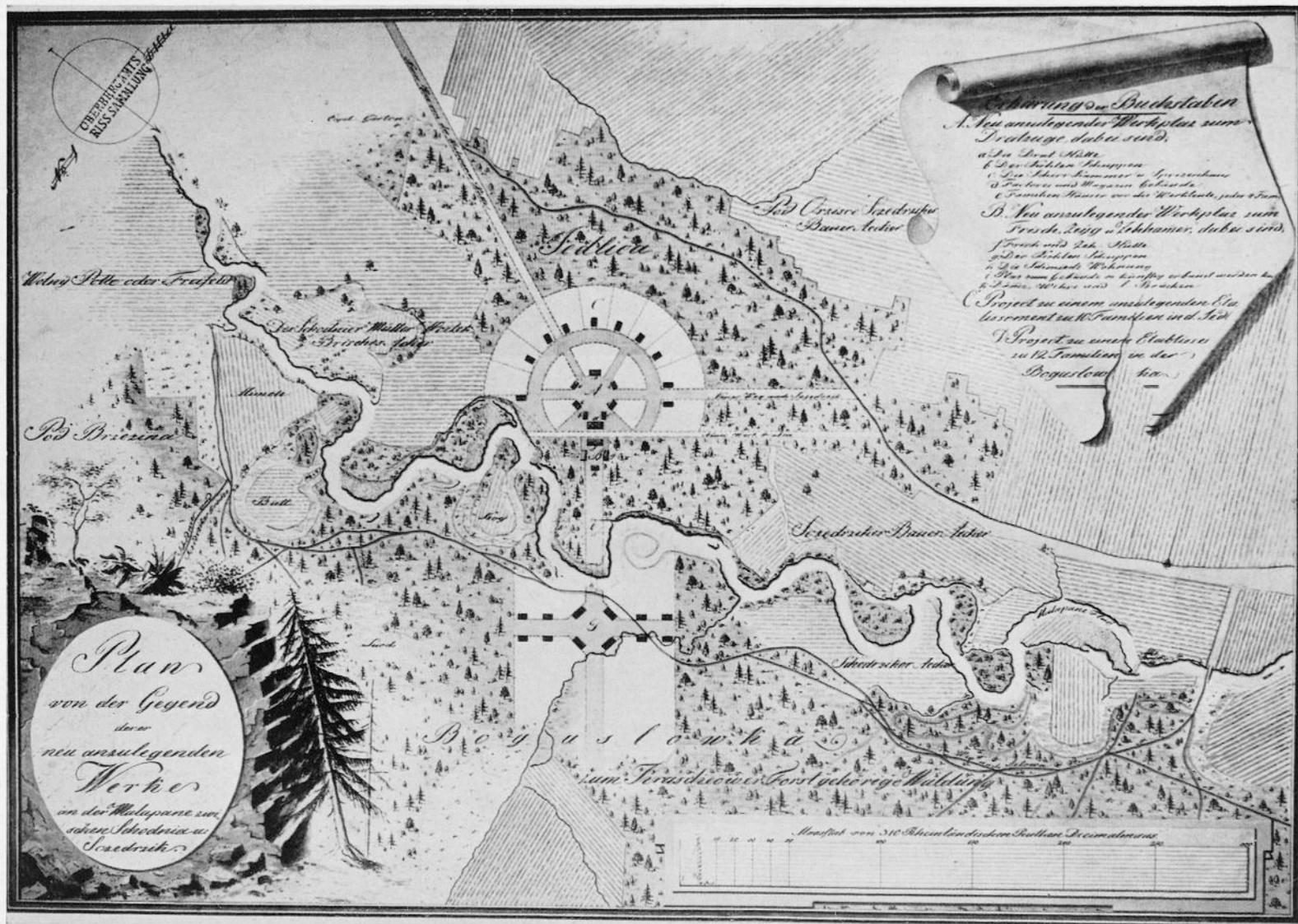


Abb. 309. Die Industrieanlage Staueck an der Malapane (Kreis Dypeln), 1775. Entworfen von Bauinspektor Pohlmann  
Nur die beiden Fabrikgebäude am Kanal und der Innere Ring mit den Familienhäusern sind zur Ausführung gekommen (vgl. Abb. 308 u. 310)



Abb. 310. Der Innere Ring mit den Offiziantenhäusern in Staueck  
Durchmesser des Platzes: 80 m; des Baumringes: 11,50 m. Abmessungen der Gebäude: 19,30 × 11,85 × 3,30 m.



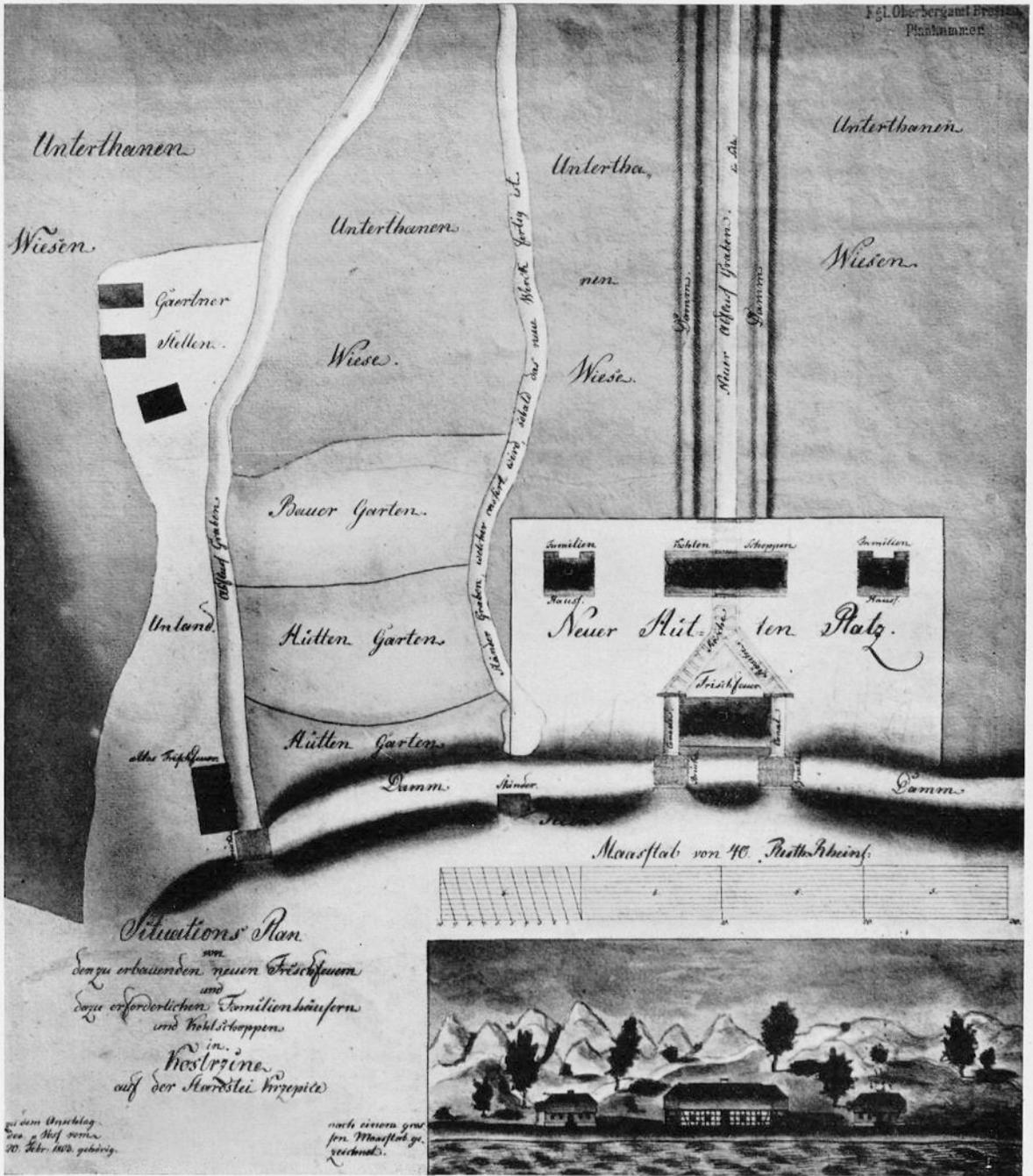


Abb. 311. Lageplan der Karstehütte (abgetretenes Gebiet). Fertiggestellt 1821, Architekt Wedding. Durch die gut abgewogene Verteilung der Baumassen um den Hüttenplatz entsteht ein klarer Raum mit strenger Symmetrie und Achsenbeziehung. Nachwirkung des barocken Schlossbaus.

Abb. 312. Lageplan des Rybniker Hammers (abgetretenes Gebiet), 1819. Architekt Wedding. Der Hüttenkanal als Symmetrieachse; Parallelstellung der Hütten und Magazine.

Abb. 313. Lageplan der Hütte in Kostrežina (ehemalige Provinz Südpreußen), 1803. Alle Baukörper stehen parallel zueinander und steigern sich gegenseitig durch die Zusammenfassung in eine klar gegliederte Gruppe.

die Coseler Kirche keineswegs schlecht<sup>1)</sup>), und Langhans hat auch nicht viel an ihm zu verbessern brauchen. Die Beherrschung der Säulenordnungen und damit der umfangreichen Architekturtheorien wird hier von Pohlmann noch als ganz selbstverständlich für die „gutte und reine Architectur“ angesehen. Ihr gegenüber erscheint die „bürgerliche Baukunst“, zu der das gesamte Landbauwesen gehört, als durchaus untergeordnet. Zwanzig Jahre später aber hat sich dieser Unterschied stark verwischt: inzwischen ist die „Landbaukunst“ David Gillys erschienen; das Interesse an den Säulenordnungen ist in dieser ausgesprochen bürgerlich gesinnten Zeit sehr zurückgegangen; und da sich die führenden Architekten jetzt um die einfachen Grundgesetze alles Bauens ernsthaft bemühen, kommen sie von selbst zu einer neuen Wertschätzung des Landbauwesens, das jetzt seinen größten Aufschwung nimmt<sup>2)</sup>). Auch von unserer Zeit her gesehen wird man Pohlmanns Urteil über seine eigenen Arbeiten aufbessern müssen: Staueck, die Kolonien Kupp und Sacken, die Kirche in Friedrichsgrätz und die kleinen Industriewerke beweisen, daß er es verstanden hat bei aller Sachlichkeit auch „schön“ zu bauen. Aber das Schönbauen in unserem Sinne galt ihm wie seiner Zeit als nichts Besonderes. Es war das Selbstverständliche für den, der die Grundlagen seines Handwerks beherrschte.

Doch kehren wir zu den Lageplänen unserer Hütten zurück! Die straffe Zusammenfassung der ganzen Anlage, die architektonische Einheit von Fabrik und Siedlung ist also der Grundgedanke von Staueck. Er wurde in der Folge vor allem bei den kleineren Werken durchgeführt, die der preussische Staat errichtete. Bei dem geringen Umfang, den die meisten dieser Hütten und Hammerwerke besaßen, kam eine besondere Siedlung freilich nicht zustande, und so bildeten die Wohnhäuser der Arbeiter und Beamten gewöhnlich einen Teil der gesamten Baugruppe, die jetzt stets in streng geometrischer Ordnung aufgebaut wurde.

In Gottartowitz<sup>3)</sup> etwa und der Karstenhütte (Abb. 311) umschließen Frischfeuer, Kohlen- schuppen und Familienhäuser den rechteckigen Hüttenplatz. Der Hauptbau, das Frischfeuer ist auf die Achse des Kanales ausgerichtet und riegelt diesen gegen den Hüttensteich hin ab. Hier wird offensichtlich noch die klare Raumwirkung gesucht, wie sie Pohlmann in Staueck geschaffen hat und wie sie später für die Anlage der Gleiwitzer Eisengießerei erstrebt wird.

In den Lageplänen dagegen vom Rybniker Hammer (Abb. 312) und Kostezine, einer Gründung dicht jenseits der schlesischen Grenze in der erst 1793 erworbenen Provinz Südpreußen (Abb. 313), ist bei aller Kleinheit der Verhältnisse schon ein neues Formgefühl angedeutet, das weniger auf Raumbildung ausgeht als vielmehr eine ausgesprochen plastisch empfundene Verteilung der Baukörper anstrebt.

Vor allem in der Anordnung der Werkgebäude zu Königshuld (Abb. 314) ist dieser Formwille zu spüren: aus dem strengen Rhythmus der eng gereihten Baukörper mit ihren parallel zueinander gestellten Dachfirsten beginnt sich ein neuer Begriff der Fabrik zu entwickeln. Die einzelnen Betriebe dieser Stahlwarenfabrik, die Rohstahl-, Frisch- und Schleifhütten, Mahlmühlen usw.

<sup>1)</sup> Abgebildet in dem Aufsatz von R. Wimler, „Die evangelische Kirche in Cosel und R. G. Langhans“, erschienen im „Oberschlesier“ (12. Jahrg., 1930, Heft 3).

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu meine „Baugeschichte des Oderbruches“ in „Das Oderbruch“ II., herausgegeben von P. J. Mengel, Eberswalde 1934, S. 84 u. 85.

<sup>3)</sup> Ob.-Bergamt Breslau, Rißsammlung Nr. 710.

Abb. 314 u. 315. Königshuld (Kreis Oppeln), ebenso wie Staueck an der Malapane 1787—89 als Stahlwarenfabrik von der Breslauer Kaufmannschaft gegründet. Auch hier die architektonische Einheit von Fabrik und Siedlung. Die Zufahrtsstraße vom Dorfe Wengern durchschneidet rechtwinklig den langgestreckten Dorfanger, die eigentliche Siedlung bleibt also außerhalb des Verkehrs. Vorbildliche Lösung einer ländlichen Industrieanlage. Architekt Bedding. Unten: Blick durch die lange Lindenallee der Kolonie auf das „Offiziantenhaus“.



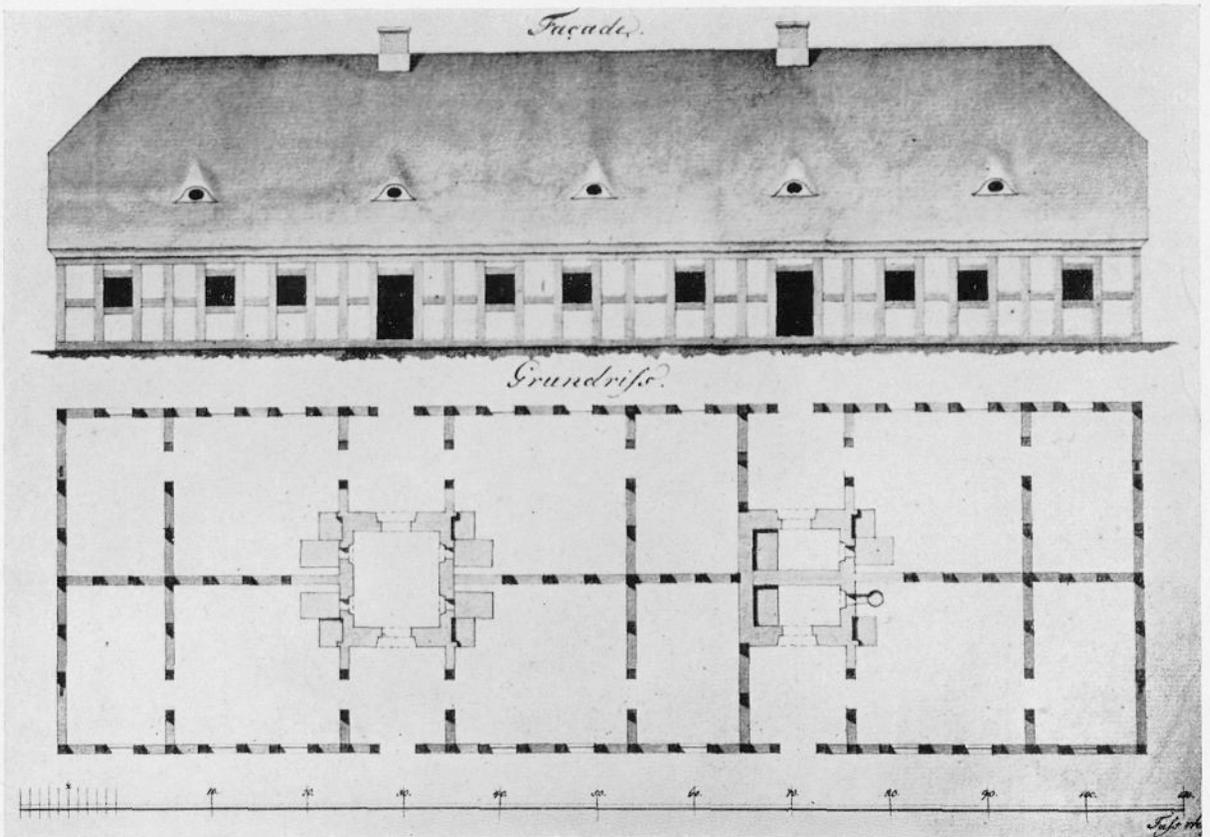
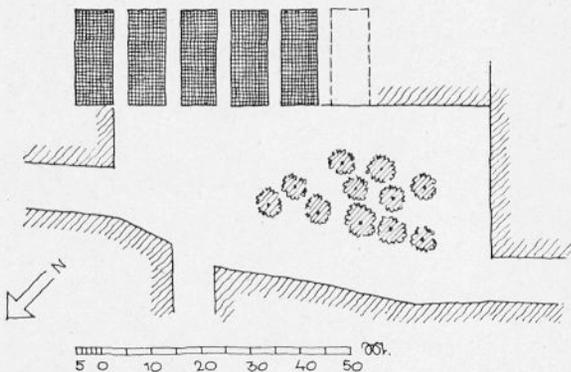


Abb. 316. 6-Familien-Haus für das Gottartowitzer Werk (abgetretenes Gebiet)

Fachwerk hellgrau, Füllungen rosa. Der zentrale Rauchabzug der „schwarzen Küche“, an den die 4 heizbaren Stuben angeschlossen sind, verlangt einen sehr klaren Grundriß. Die „schwarze Küche“ ist der einzige massiv gemauerte Teil des Hauses und wird hier in der linken Hälfte von 4 Familien gemeinsam benutzt.

Liegen seitwärts des Hüttenplatzes mit gleichen Baumassen symmetrisch auf beiden Seiten des Kanals verteilt und umschließen mit ihren beiden Magazinen je einen kleinen Fabrikhof. Am quadratischen Hüttenplatz liegt das herrschaftliche Beamtenhaus im Blickpunkt der langen Lindenallee, die bei der Gründung auf dem Dorfanger gepflanzt wurde (Abb. 315). Der Anger läuft parallel zum Kanal, und an seinen Längsseiten liegen die Doppeltypen der 14 Arbeiterhäuser in gleichen Abständen nebeneinander aufgereiht. Ein 15. Haus riegelt den Dorfanger auf der anderen Schmalseite ab.



Die Hauptverkehrsstraße vom Dorfe Wengern überschneidet den Dorfanger rechtwinklig, so daß die Kolonie für sich bleibt und nur vom Verkehr berührt wird.

Mit Königshuld ist eine Anlage aus einem Guß entstanden, die in ihrer überzeugenden Ver-

Abb. 317.

Lageplan der Wald- u. Industriearbeiterkolonie Kottenlust (Kr. Loß-Gleiwitz), um 1800. Vgl. Abb. 1

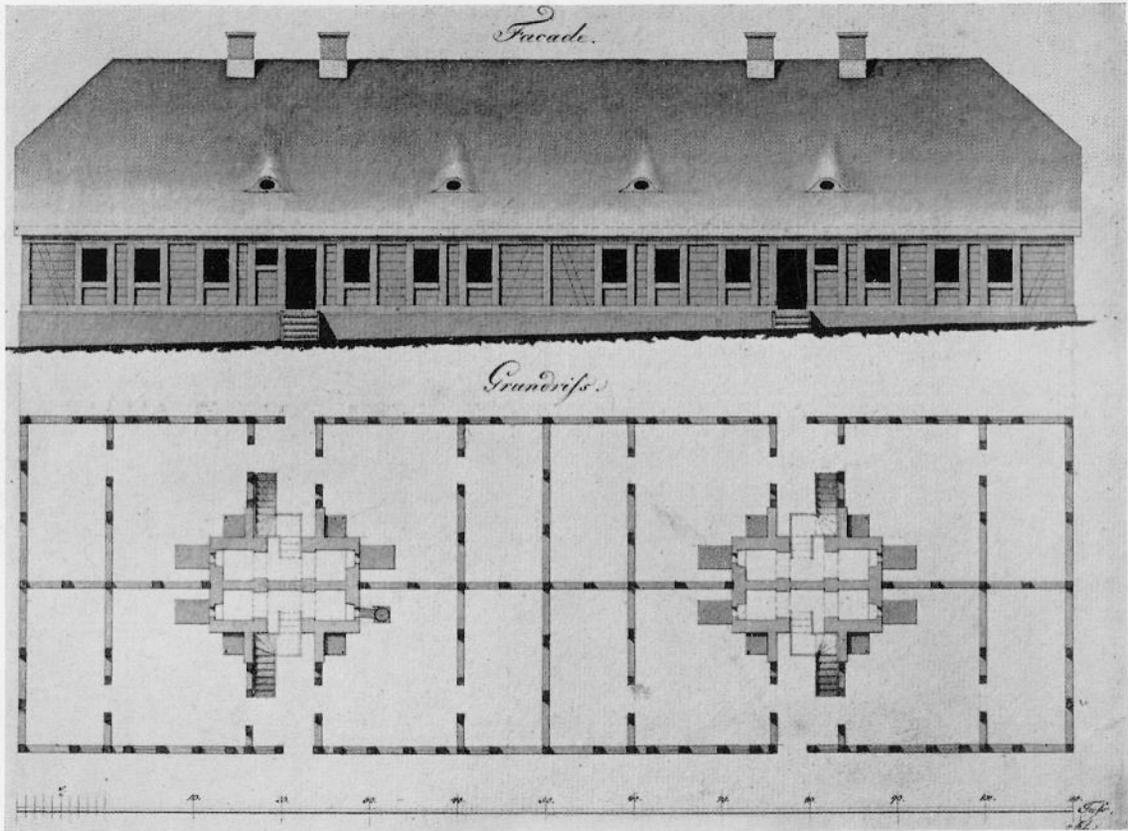


Abb. 318. 8-Familien-Haus für Paruschowiz (abgetretenes Gebiet), Ständerbau mit Füllholz. Jede Familie hat, ähnlich wie in der rechten Grundrißhälfte des Gottartowitzer Grundrisses, ihre eigene Nische in der schwarzen Küche. In den Stuben Öfen und Kochkamine; die Kammern sind nicht heizbar. Um 1800.

bindung von Werk und Siedlung auch für den ländlichen Industriebau der Gegenwart noch schlechthin vorbildlich ist. Nach langen Verhandlungen wurde diese klarste und reifste aller friderizianischen Industriesiedlungen von 1787—1789 durch die Breslauer Kaufmannschaft am Unterlauf der Malapane erbaut. Ihr Architekt ist wahrscheinlich<sup>1)</sup> der Hüttenbauinspektor Wedding gewesen, der, wie fein wesentlich älterer Kollege Pohlmann gleichfalls aus der Mark stammte. Er hatte Maschinenbau, Hüttenkunde und Architektur studiert und als Begleiter des Grafen Neden die großen englischen Industriewerke bereist. Später unterstand ihm als Oberhüttenbaudirektor das gesamte Bauwesen der königlichen Hütten- und Berganlagen, und so sind wohl die meisten Neugründungen nach 1800 auf ihn oder doch seinen Einfluß zurückzuführen. Seinen Ruhm als erster Industriebaumeister der Zeit hat Wedding sich mit den für die damalige Zeit gewaltigen Bauten der Gleiwitzer Eisengießerei und der Königshütte geschaffen, die wir weiterhin noch kennenlernen werden. So ausgezeichnet hier die eigentlichen Fabrikbauten in Massenverteilung, Verhältnissen und Einzelformen sind, so ist doch weder in Gleiwitz noch Königshütte die schöne Einheit von Werk und Siedlung mehr vorhanden, die Königshuld auszeichnet. Die Arbeiterkolonie liegt in beiden Fällen seitlich und ohne jede Beziehung zum Werk. In langgezogener, architektonisch sehr unbedeutender Reihung

<sup>1)</sup> Bimler, Die Industrieanlagen a. a. O., S. 35/36, über den Lebenslauf Weddings dort S. 72—74.

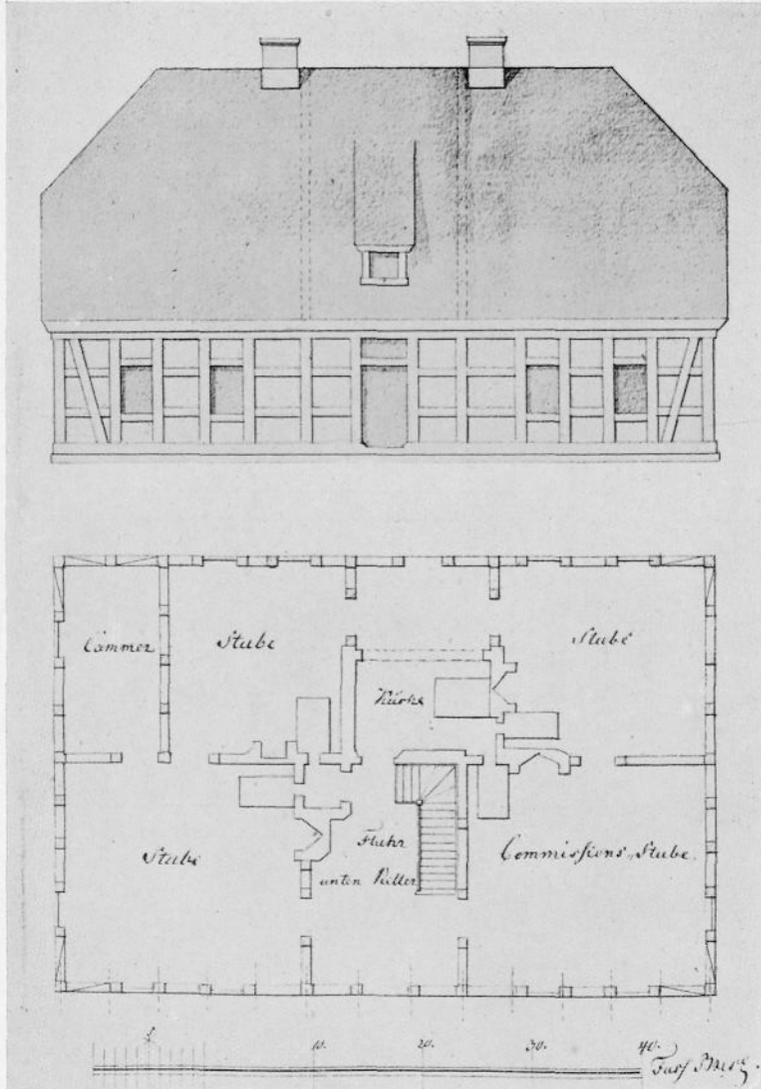


Abb. 319. Offiziantenhaus für den Böhmländer Hochofen  
(Kreis Rosenberg), Ende des 18. Jahrhunderts

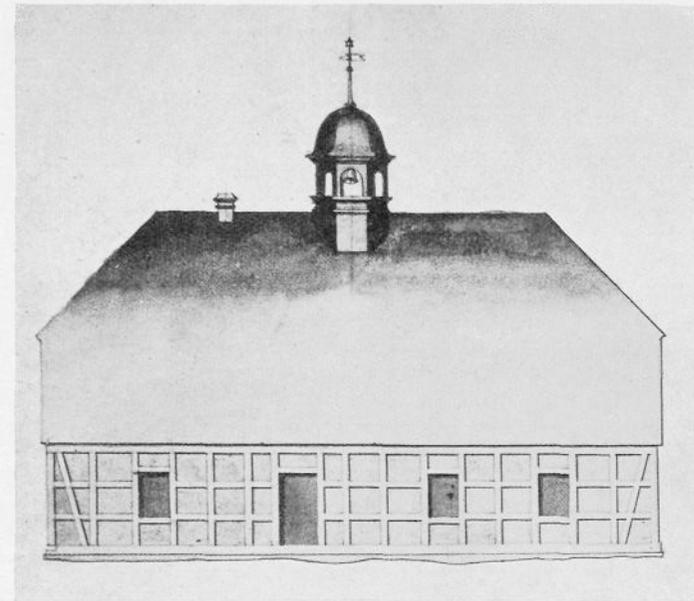
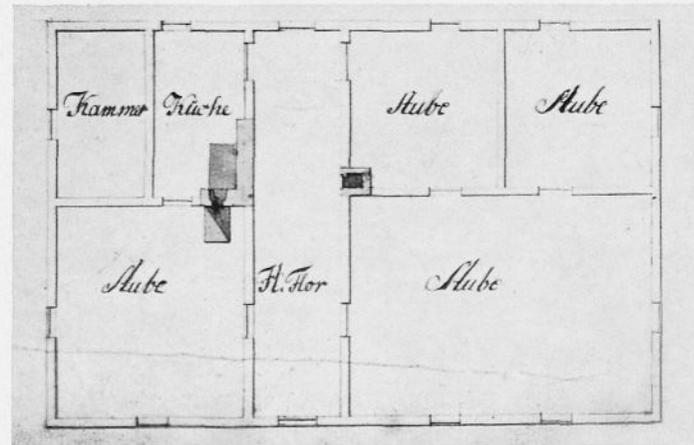
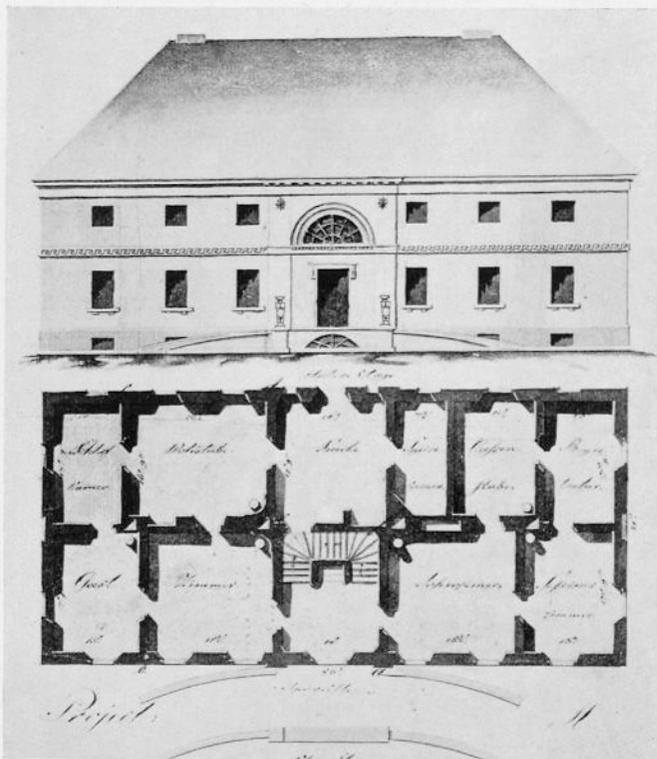
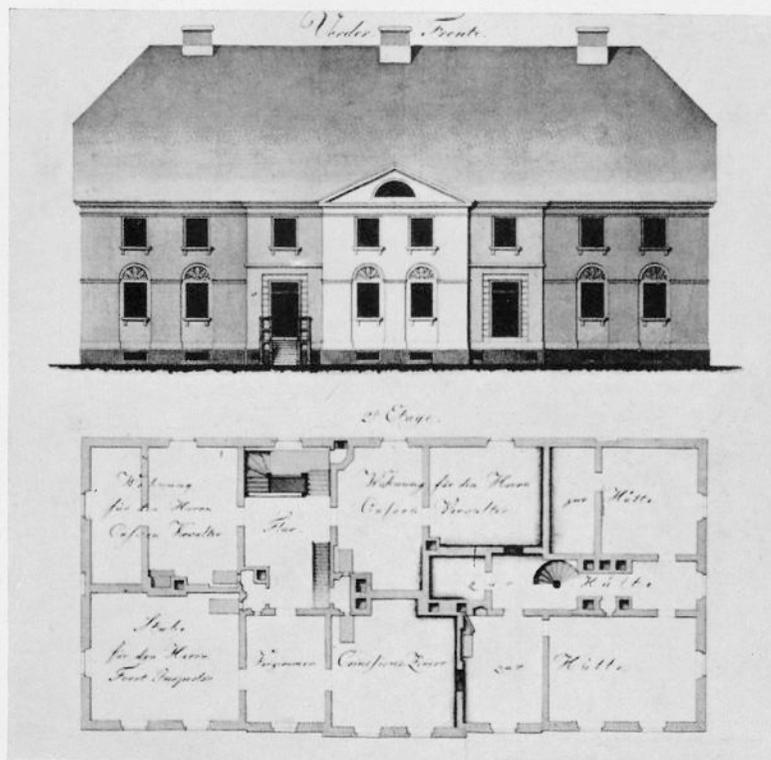


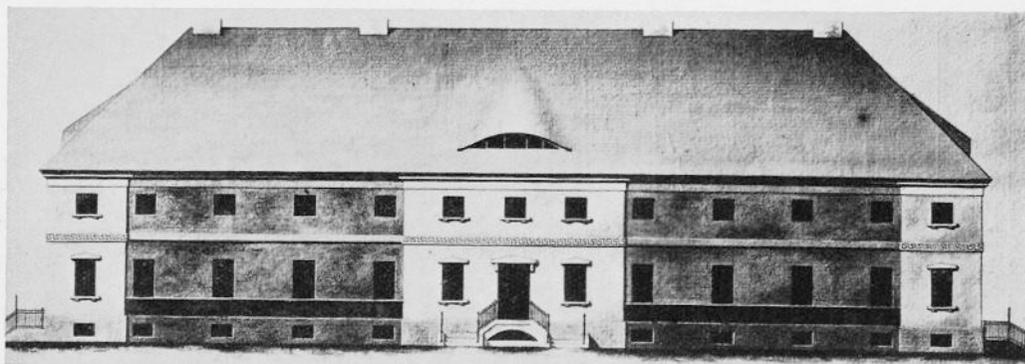
Abb. 320. Zechenhaus für eine oberschlesische Kohlengrube,  
Ende des 18. Jahrhunderts



321



323



322

Abb. 321 u. 322. Zwei Entwürfe zum Amtshaus für die Rybniker Werke (abgetretenes Gebiet), um 1800. Sie unterscheiden sich in Baukörper und Fassade kaum von den größeren Gutshäusern der Zeit. Der untere Entwurf zeigt die Vorliebe für eine neue Farbigkeit in der Fassade: Kieselite rötliches Gelb, Rücklagen dunkleres Rotbraun, Sockel blaugrau (Feldstein?)

Abb. 323. Entwurf zum Offiziantenhaus für den Bodländer Hochofen. Die blaugraue Fassade ist in 3 Helligkeitswerten nach der Mitte hin abgestuft. Um 1800.

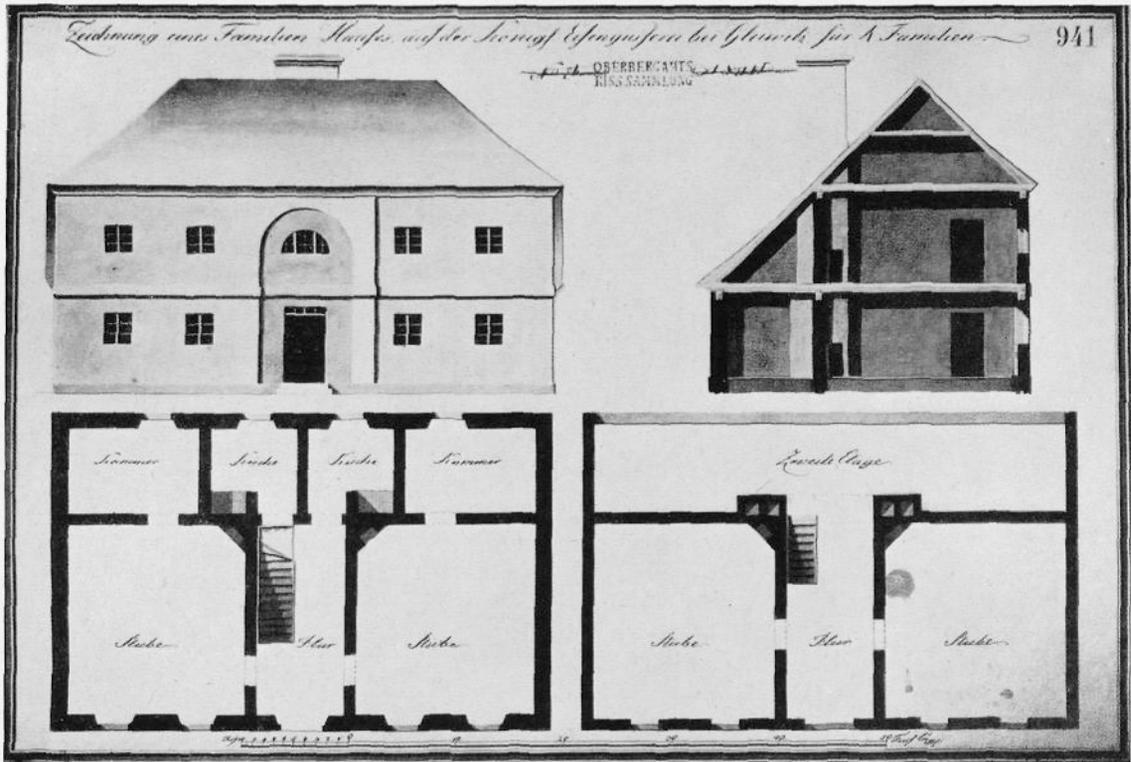


Abb. 324. 4-Familien-Haus auf der Gleiwitzer Eisengießerei, um 1800

Fassade helles Grau, Blendnische dunkleres röthliches Braun. Da der Raumbedarf der oberen Wohnungen wesentlich kleiner als der der unteren ist, wird das Dach über die Rückfront abgeschleppt, so daß diese nur ein Geschosß zeigt.

Abb. 325. Mehrfamilien-Haus für die Hütte in Hermannsthal (Kreis Oppeln), Anfang des 19. Jahrhunderts. Ursprünglich mit Schindeln gedeckt; inzwischen abgerissen

Abb. 326. Fabrikgebäude der Gleiwitzer Eisengießerei, um 1830

Der Bau steht seitwärts der ursprünglichen Anlage und zeigt trotz seiner verhältnismäßig späten Entstehungszeit die herben Formen des frühen Industriefils.

sind hier die Mehrfamilienhäuser in einseitiger Bebauung an einer geraden Straße aufgeführt worden<sup>1)</sup>.

Die Frage des Arbeiterwohnungsbaues wurde dabei keineswegs als nebensächlich vom Berg- und Hüttenamt behandelt. Im Laufe von 25 Jahren hat Graf Reden auf den oberschlesischen Werken des Staates allein 122 Häuser zu je 25 Wohnungen errichtet und darin an 400 Familien untergebracht<sup>2)</sup>. Auf die rücksichtslose Sparsamkeit, mit der die Siedlungen der friderizianischen Zeit vielfach ausgeführt waren und die zum großen Teil doch auf Kosten der handwerklichen Ausführung ging, hat das Oberbergamt bewußt verzichtet. Die neuen Kolonien sind technisch meist ausgezeichnet gebaut, wie das der um 1800 herrschenden Baugesinnung entsprach. Wenn irgend möglich, wählte man für Arbeiter- und Beamtenhäuser den Massivbau; für ihn lagen die Voraussetzungen im neu entstehenden Industriegebiet denkbar günstig, denn Lehm und Kohle waren hier im Überfluß vorhanden, und auch der Kalk ließ sich aus den nahe gelegenen Brüchen leicht beschaffen. So stellte sich das Tausend Steine auf kaum 3 Taler,

<sup>1)</sup> Preuß. Ob.-Bergamt Breslau, Mißsammlung Nr. 696 und Nr. 711.

<sup>2)</sup> Preuß. Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, Rep. 120 I f. I f. Sekt. 1 Nr. 2.



Abb. 325



Abb. 326

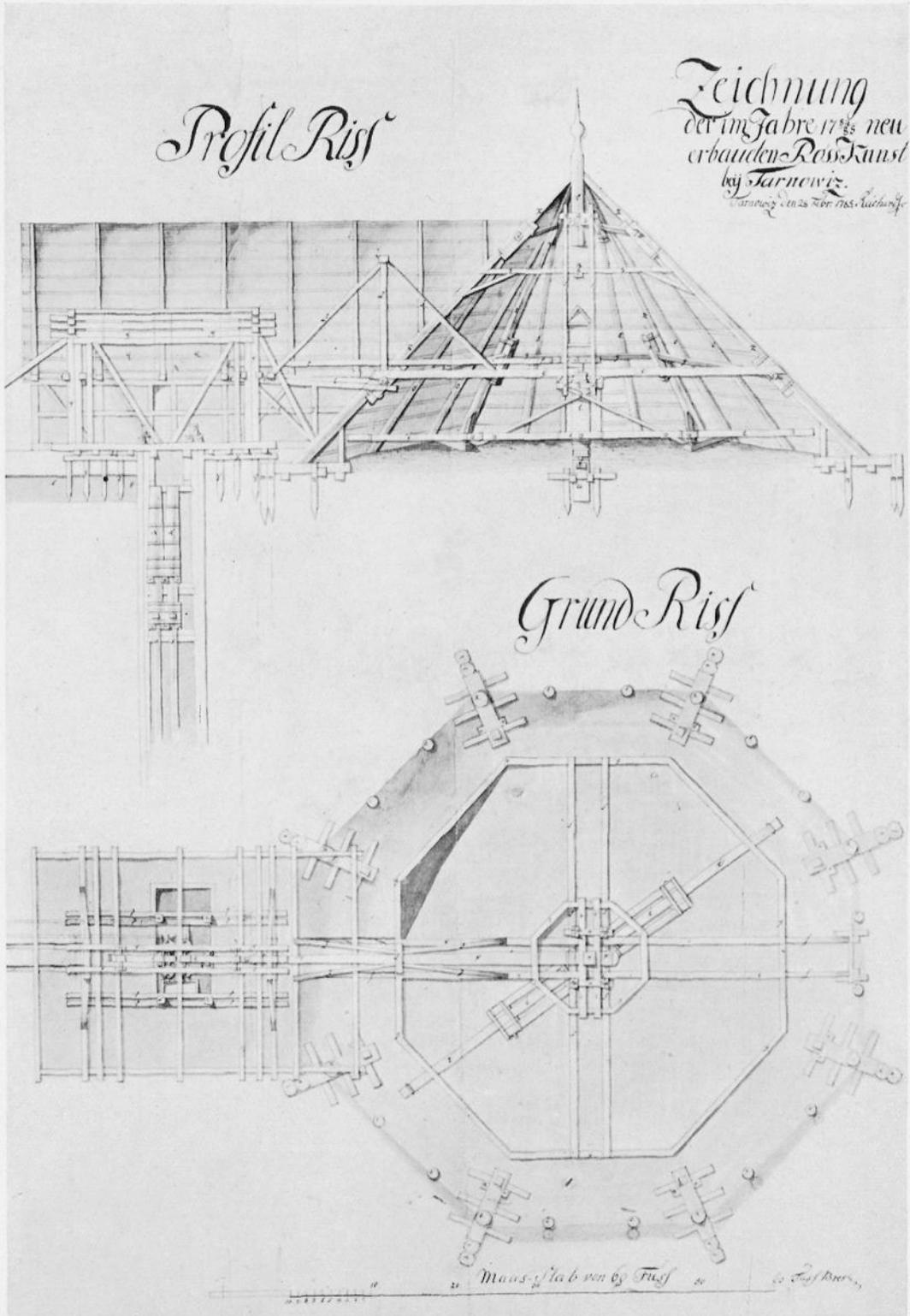
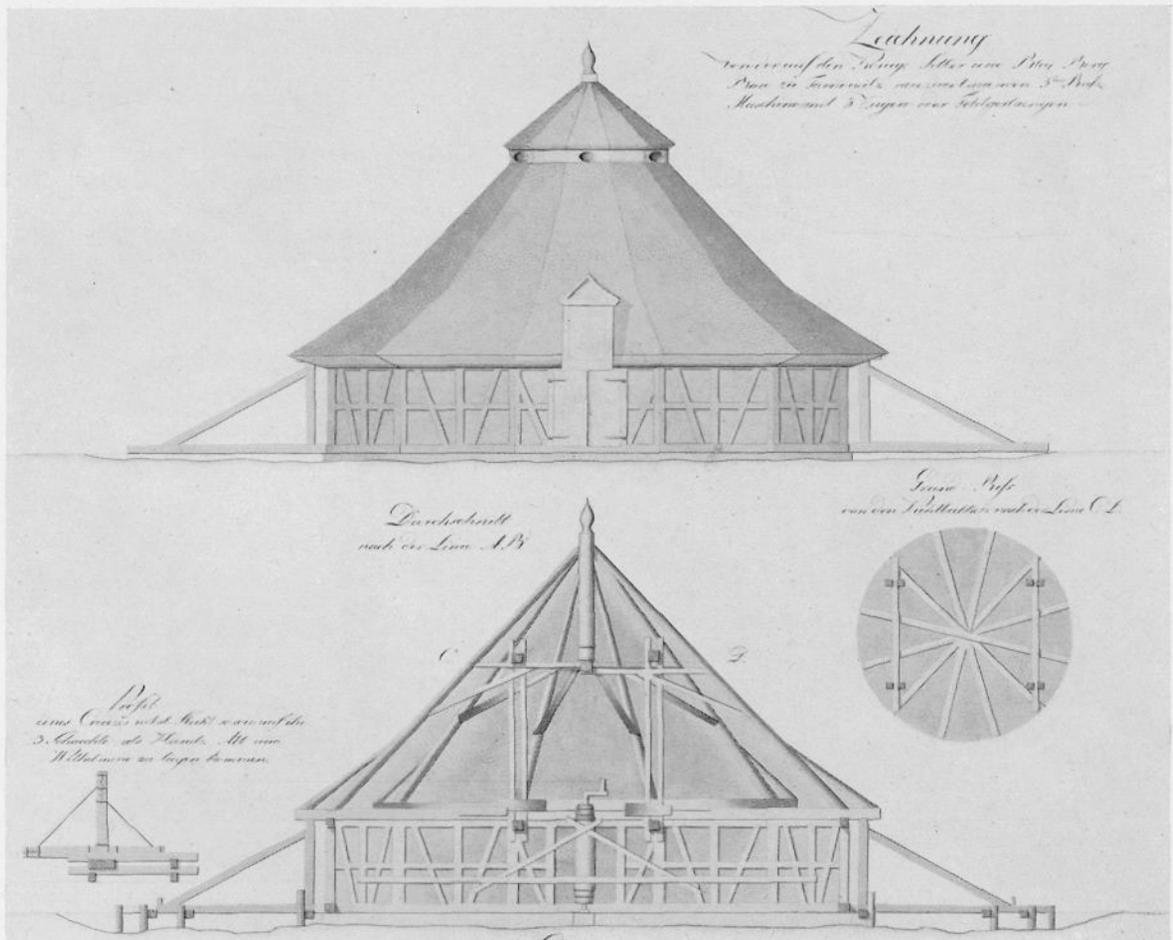


Abb. 327 u. 328 (rechts). „Rosskunst“ bei Tarnowitz  
 Bis zur Einführung der Dampfmaschine musste man im Bergbau die unterirdischen Wasser durch primitive Pferdegepel,  
 die sogenannten Rosskünste, zu bewältigen suchen. Aber selbst die einfachen Geipelgebäude wurden vorbildlich gestaltet.

war also fast um die Hälfte billiger als in anderen Gegenden des Ostens. Trotzdem kamen die Kosten des Fachwerkbauwes immer noch um ein Viertel bis ein Fünftel niedriger zu stehen, vom Bau in Schrottholz ganz zu schweigen. So behielt der Holzbau manche Anhänger, wie wir weiterhin noch sehen werden.

Die Wohnungseinheit eines Arbeiterhauses besteht um diese Zeit aus Stube, Kammer und einem Anteil an der „schwarzen Küche“, also an dem unteren Teil des gewaltigen Mantelschornsteins. Die geräumige Stube enthält außer dem großen Ofen den Kochkamin und dient als Hauptwohn-, Koch- und Eßraum und gleichzeitig als Schlafzimmer für die Eltern, während in der nicht heizbaren Kammer die Kinder schlafen. Aus Sparsamkeitsgründen errichtete man meist Mehrfamilienhäuser zu 4—10 Wohnungen. Die Nachteile der Unterbringung in diesen „Kasernen“ liegen auf der Hand, besonders wenn Flure und Küchen gemeinsam benutzt werden müssen; aber die Wohnungen werden wärmer, die Häuser billiger und die Zusammenfassung mehrerer Wohnungen unter ein langgestrecktes ruhiges Dach kommt fraglos der äußeren Erscheinung des Baukörpers sehr zugute.

In der Grundrißentwicklung dieser Arbeiterwohnhäuser ist ein gewisser Fortschritt unverkennbar: während in Gottartowitz (Abb. 316) z. B. noch immer je 4 Familien zusammen die schwarze Küche benutzen müssen und diese dadurch zu einem Teil des Querflures wird, ist in



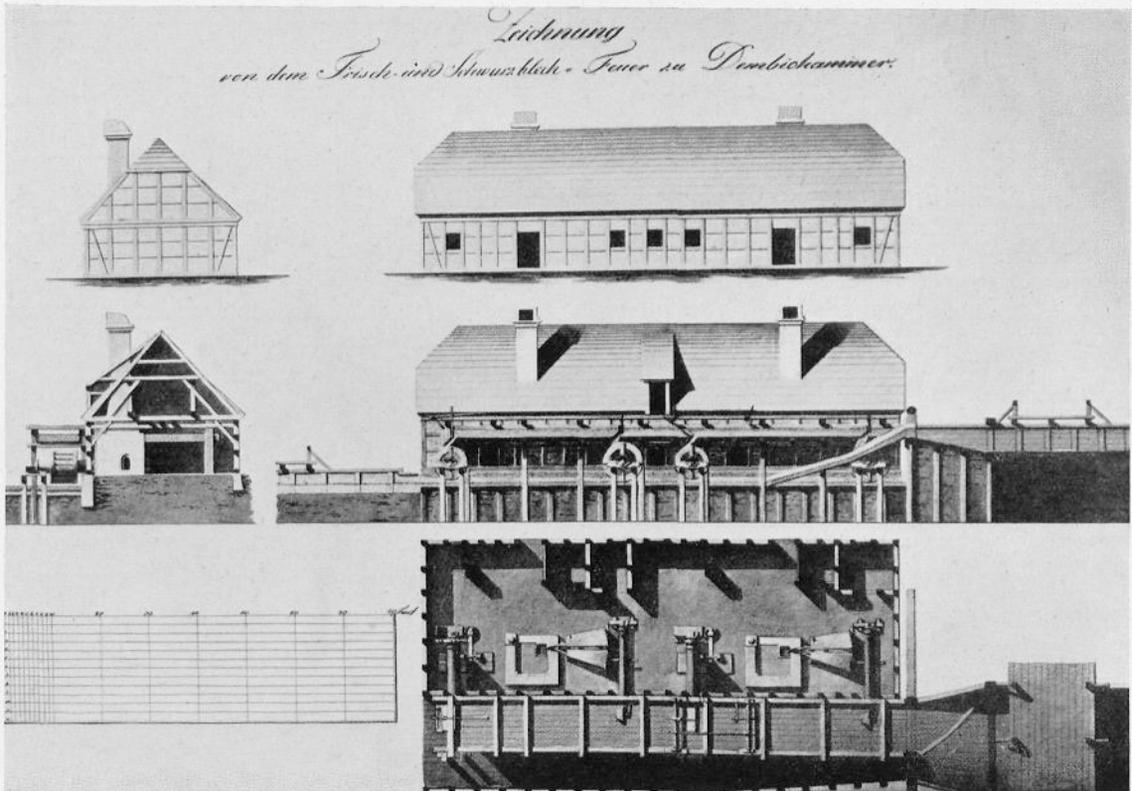


Abb. 329. Die Frischhütte zu Eichhammer (Kreis Dypeln), 1784

Zwei Wasserräder setzen die Blasebälge in Bewegung, die auf den beiden Frischherden den erforderlichen Wind für den Drydationsprozeß zu erzeugen haben. Die beiden anderen Räder betreiben die Hämmer, unter denen die Schlacke ausgetrieben und so das Schmiedeeisen hergestellt wird. — Fassade eines ländlichen Mehrfamilienhauses.

Paruschowik (Abb. 318) der Flurdurchgang fortgefallen und jede Familie hat ihre eigene abgeteilte Schornsteinnische erhalten, in der gebacken, vielfach auch noch gekocht wurde. Freilich ist die Herdstelle schlecht beleuchtet: nur von oben durch den Schornstein oder seitwärts durch die geöffnete Flurtür fällt ein kümmerliches Licht. Diesen älteren Baugewohnheiten gegenüber zeigen die Erdgeschoßgrundrisse der Vierfamilienhäuser auf der Gleiwitzer Eisengießerei schon einen bedeutenden Fortschritt, denn jede der beiden unteren Wohnungen hat hier eine eigene direkt beleuchtete Küche. Die beiden oberen Wohnungen dagegen sind sehr klein und bestehen nur aus je einer Stube und dem Anteil an den Abseiten des eigentümlichen Schleppehdaches (Abb. 324). Auf der Königshütte dagegen gehört nur eine, jetzt gleichfalls aber direkt belichtete Küche zu je zwei Wohnungen. Die Unverheirateten werden hier immer zu mehreren in Einzelstuben untergebracht, die offenbar stark belegt wurden.

An unseren heutigen Wohnansprüchen gemessen erscheinen all diese Wohnungen als unzureichend. Aber sie wollen aus den Wohnansprüchen ihrer Zeit verstanden sein, und damals hat man die neu errichteten massiven Arbeiterhäuser, besonders die Wohnungen auf der Gleiwitzer und Königshütte, für besonders gut gehalten.

In ähnlicher Art sind wohl auch die zahlreichen Grubenkolonien ausgeführt worden, die mit der Ausdehnung des Kohlenbergbaues notwendig wurden. Nach einem Bauprogramm von 1801 sollten allein für die Kohlenreviere 300 Mann ins Land gezogen und innerhalb von 3 Jahren in

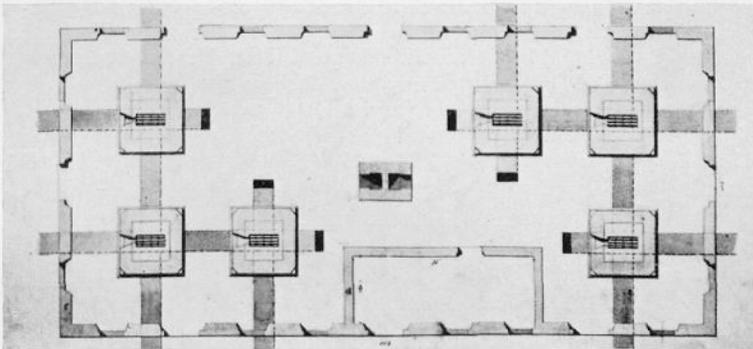
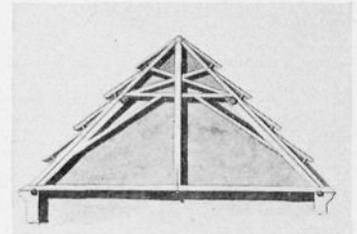
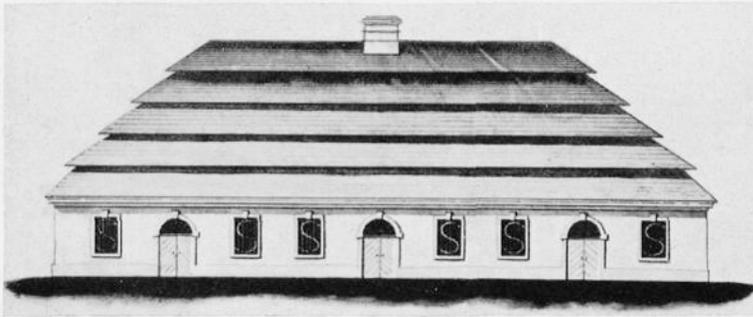
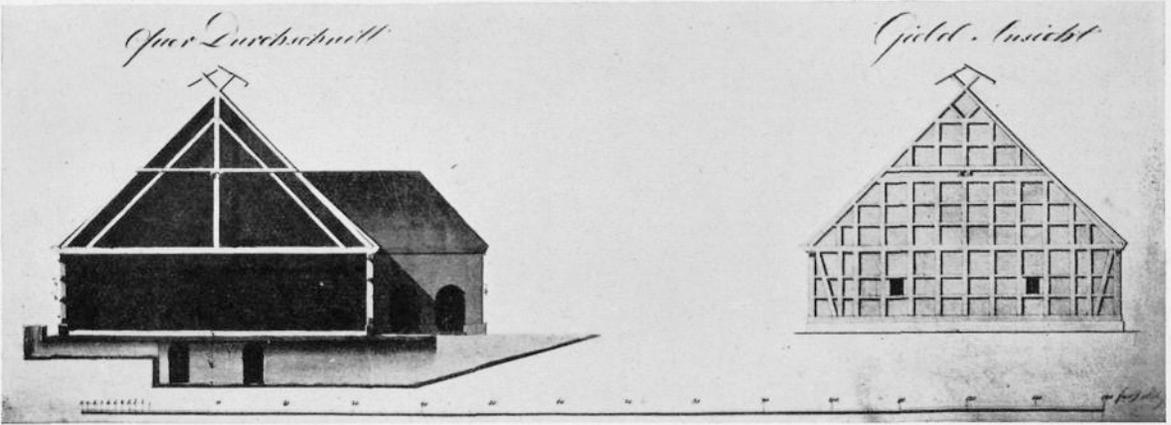
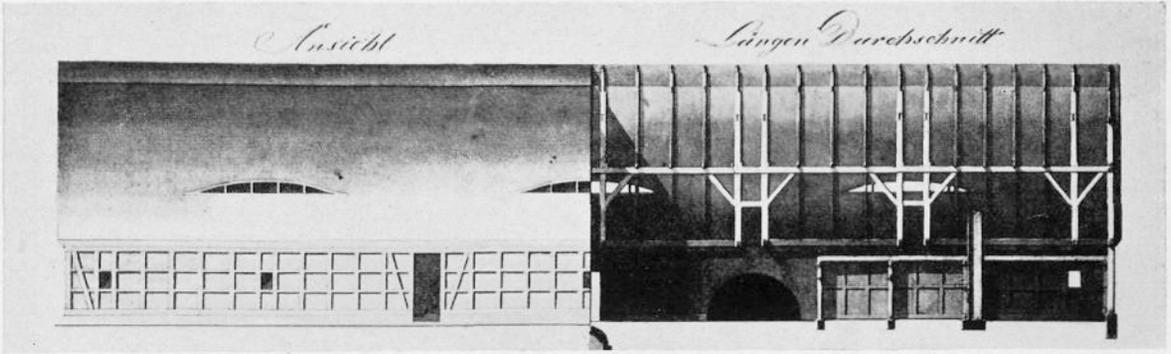


Abb. 330. Zinkhütte bei der Leopoldinengrube. Das langgestreckte Fachwerkgebäude erinnert mehr an die landwirtschaftlichen Nutzbauten eines großen Gutes. Seine industrielle Bestimmung ist zunächst nur an den langgezogenen Dachfenstern und der durchlaufenden Rauchhaube am First zu erkennen.

Abb. 331. Zinkhütte. Zeichnung vom Bergamt Larnowitz, 1810. In den 6 Öfen wird das im Tagebau gewonnene Zinkerz in geschlossenen Tongefäßen, den sogenannten Muffeln, destilliert. Die unterirdischen Kanäle dienen dem Aschen- und Schlackenfall. Auch die Rauch-

gase des Steinkohlenfeuers ziehen hier ab, vermutlich in schornsteinähnlichen Röhren, die außerhalb des Gebäudes stehen. In die Schornsteine im Gebäude selbst sind wohl nur die Glühöfen zum Trocknen der Muffeln angeschlossen. Die Dachflächen sind für die Entlüftung in schuppenartige Bänder aufgelöst. — Auch hier bleibt die Wohnhausfassade erhalten.

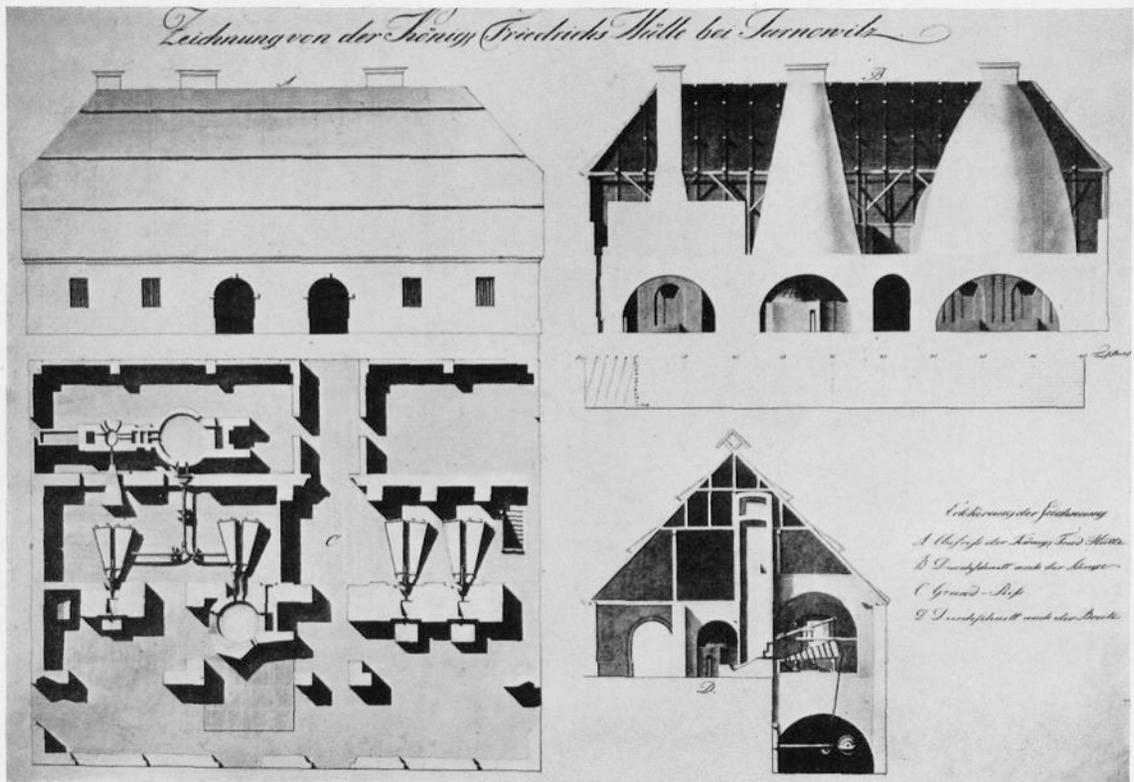


Abb. 332. Die König-Friedrichs-Hütte zu Tarnowitz (abgetretenes Gebiet), 1784

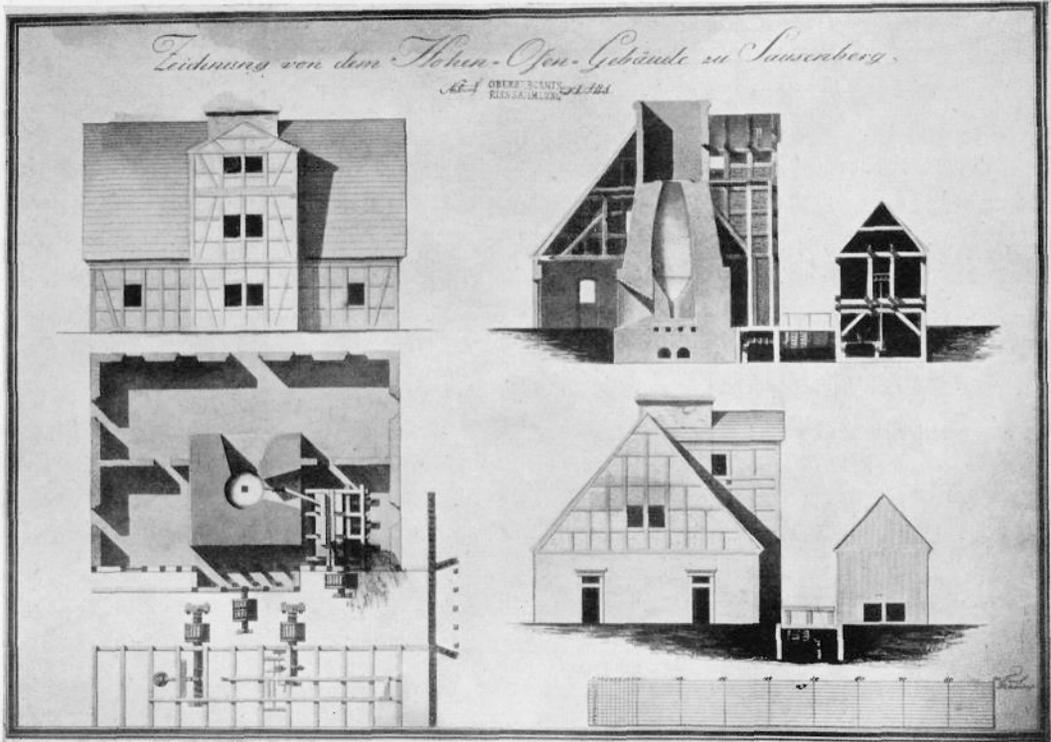
Das Bleierz wird in den großen Doppelöfen (im Schnitt rechts) geschmolzen. Ein zweiter Schmelzprozeß liefert im mittleren Kuppelofen das Silber, im linken Ofen dagegen das gereinigte Blei. Alle Öfen werden durch Gebläse betrieben, die ihrerseits wieder durch Wasserräder in Bewegung gesetzt sind. Die giftigen Gase ziehen durch die Mantelschornsteine ab. Für weitere Entlüftung sorgen die durchlaufenden Lüftungsschlitze und die dem First aufgesetzte Rauchhaube. — Noch ausgesprochener Wohnhauscharakter.

Abb. 333. Der Hochofen zu Sausenberg (Kreis Rosenberg). Letztes Viertel des 18. Jahrhunderts

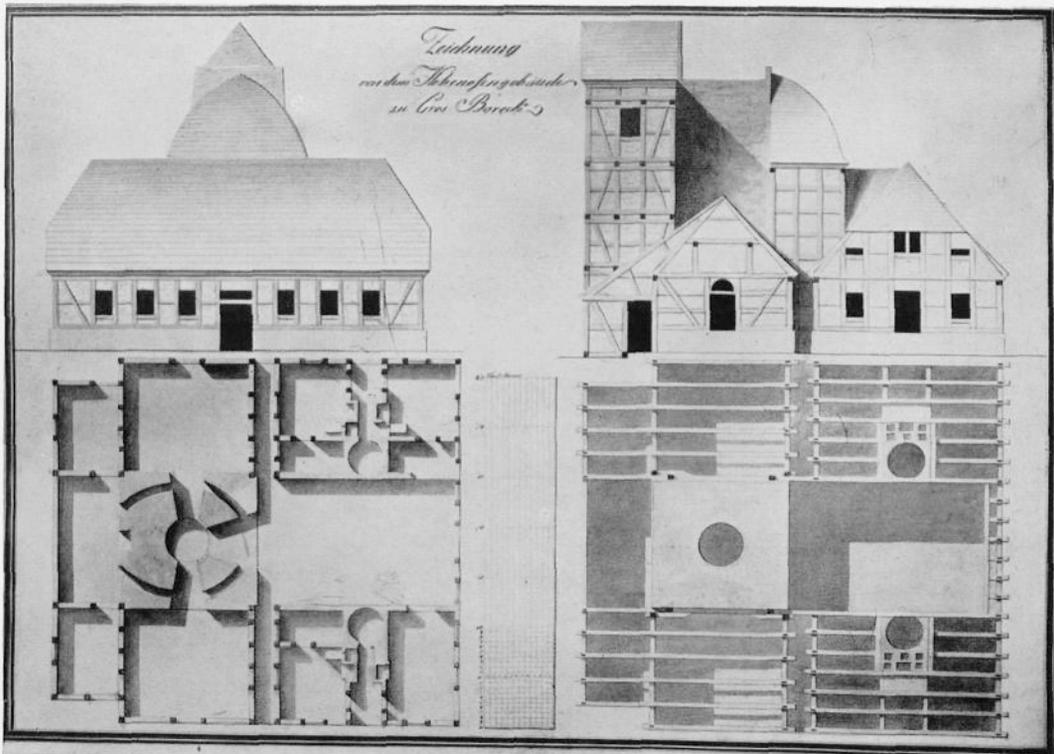
Der eigentliche Hochofen ist noch vom Dache ummantelt. Nur sein oberster Teil tritt als riesiger Schornstein über First. Der vorgesezte Begichtungsturm enthält die Aufzüge zur Beschickung des Ofens, die von dem mittleren Wasserrade betrieben werden. Das Rad am weitesten rechts liefert die Gebläseluft, die in den unteren Teil des Ofens eingeführt wird. Durch die rückwärtige trapezförmige Öffnung des Ofens, die „offene Brust“, wird der Ofen entleert (vgl. Schnitt). Die beiden übrigen Wasserräder betreiben in dem verbretterten Fachwerkgebäude jenseits des Kanals die „Eisensteinpoche“, in der das angelieferte Erz für die Verhüttung zerkleinert wird.

Abb. 334. Der Hochofen zu Brückenort (Kreis Rosenberg), um 1780

Der Hochofen steht zum erstenmal frei hinter dem eigentlichen Hauptgebäude. Dieses enthält auf der einen Giebelseite zwei Wohnungen, bestehend aus je einer Stube und einer Kammer nebst der gemeinsamen „schwarzen Küche“, auf der anderen eine Wohnung und einen Aufenthaltsraum für die Arbeiterschaft. Von dem großen mittleren Arbeitsraum aus ist offenbar eine Verbindung zur oberen Plattform des Hochofens geschaffen, während der eigentliche Begichtungsturm auf der anderen Seite des Ofens hart am Kanal steht. — Die Baumassen sind noch nicht bewältigt; ihre Anordnung zeigt auch starke technische Mängel (Abwässerung!).



2166. 333



2166. 334

50 Kolonistenhäusern angelegt werden<sup>1)</sup>. Ausnahmsweise wurde wie in Paulsdorf auch einmal eine Kolonie mit 20 Einfamilienhäusern errichtet. Im allgemeinen aber legte man auch hier immer mehrere Wohnungen zusammen unter ein Dach und führte die Neubauten meistens massiv auf. Freilich reichten diese Siedlungen für den gewaltigen Zustrom der Berg- und Hüttenarbeiter bald nicht mehr aus, und bereits um 1815 herrscht im Kohlenrevier ein sehr erheblicher Wohnungsmangel. Auch hatten sich die neuen Häuser nicht so bewährt wie man erwartet hatte. „Kehren wir aber auf die Ursachen zurück“, schreibt das ober-schlesische Berg- und Hüttenamt 1818 aus Zarnowitz<sup>2)</sup>, „warum wir nicht im Stande sind, mehr als bis jetzt Kohlen zu fördern; so war die Haupt-Ursache Mangel an Arbeitern, und dieser entstehet gewiß nur deshalb, weil sie kein Unterkommen finden, oder weil das Unterkommen nicht nach den Wünschen der Arbeiter ist, wie dies sehr häufig in Zabrze<sup>3)</sup> der Fall ist, denn wenn z. B. eine starke Meile von Zabrze ein Bergmann zur Miethe wohnt, also bezahlen muß, eine kleine Stube von Holz mit Lehm Boden, fast ohne Tageslicht, für sich, seine Familie und Vieh hat, seine Feuerung sich mühsam verschaffen muß und täglich bei dem fürchterlichsten Wege und Wetter zur und von der Arbeit gehen muß; so wird er nicht, wenigstens selten, mit der weit besser nahe belegenen freien Wohnung in einem Kolonienhause zu Klein-Zabrze tauschen, wo er die Feuerung fast ganz umsonst und ohne Mühe hat. Und warum? weil er in so einem Hause nicht hausen kann wie er will, weil er sein Kraut und Kartoffeln nicht in der Stube vergraben kann und genötigt ist, sein Vieh außer der Stube zu halten, daher aus dem Hause gehen muß, um es zu versehen, mit einem Wort, weil ihm die Wohnung zu gut ist und er mit mehreren Menschen in einem Hause zusammen wohnen muß . . .

Wäre auch der Gesichtspunkt nicht so sehr richtig, daß durch den Anbau von Kolonien und deren Vertheilung in der bisherigen Art den Gruben Cassen durch die Unterhaltung eine fort währende ungeheure Geld Ausgabe erwächst; so glauben wir doch fernerhin nicht mehr den Bau solcher Häuser in Vorschlag bringen zu dürfen, weil sie zu wenig den Wünschen der Eingeborenen entsprechen und doch sehr kostspielig sind.“

Unzweckmäßig und teuer — das sind die gleichen Fehler, die auch bei den ländlichen Siedlungen aus neuerer Zeit so oft zu verzeichnen sind. Nachdem damals diese Mängel aber einmal erkannt waren, wurde unverzüglich ein anderer Weg vom Berg- und Hüttenamt der obersten Behörde in Berlin vorgeschlagen: Man solle Felder von 3—4 Morgen an die einzelnen Bergleute in Erbpacht austun und ihnen entweder die Häuser von seiten der Grube oder Hütte bauen, oder aber den Bau lustigen Vorschüsse in Höhe von 50—60 Talern gegen einen späteren Zins vom Hause geben und sie selbst bauen lassen. Wichtig aber sei vor allem, daß das Haus in der ortsüblichen Größe und Bauweise in Schrotholz, etwa nach Art der sogenannten Häuslerwohnungen errichtet würde. Hier sei nicht einmal ein Stall nötig, weil sich den jeder aus wohlfeilem Holz allein bauen könnte. Ein Haus aber dürfe durchaus nicht über 120, bei größeren Besitzungen nicht über 150 Taler kosten. Mit dem gleichen Geld, mit dem man bisher ein Haus nach der neuen Art errichtet habe, ließen sich 6 (?) nach der hiezulande üblichen Baugewohnheit errichten. Die aufzubringenden Bau summen seien also nicht einmal sehr hoch, stünden auf alle Fälle aber in keinem Verhältnis zu den Ausgaben und Verlusten, die den Gruben dadurch erwüchsen, daß sie keine feste Belegschaft hätten. Für die großen Güter, die selbst „Gewerke“ seien, würde das Kolonistenhaus gar nur 40 Taler an barem Gelde kosten, da sie doch Fuhrn,

<sup>1)</sup> Pr. Staatsarchiv Berlin, Rep. 120 I F. I f. Sekt. 1 Nr. 2.

<sup>2)</sup> Staatsarchiv Berlin, Rep. 120 I F. Lit. II. Sekt. 2 Nr. 102 und 103.

<sup>3)</sup> Zabrze ist die heutige Stadt Hindenburg.

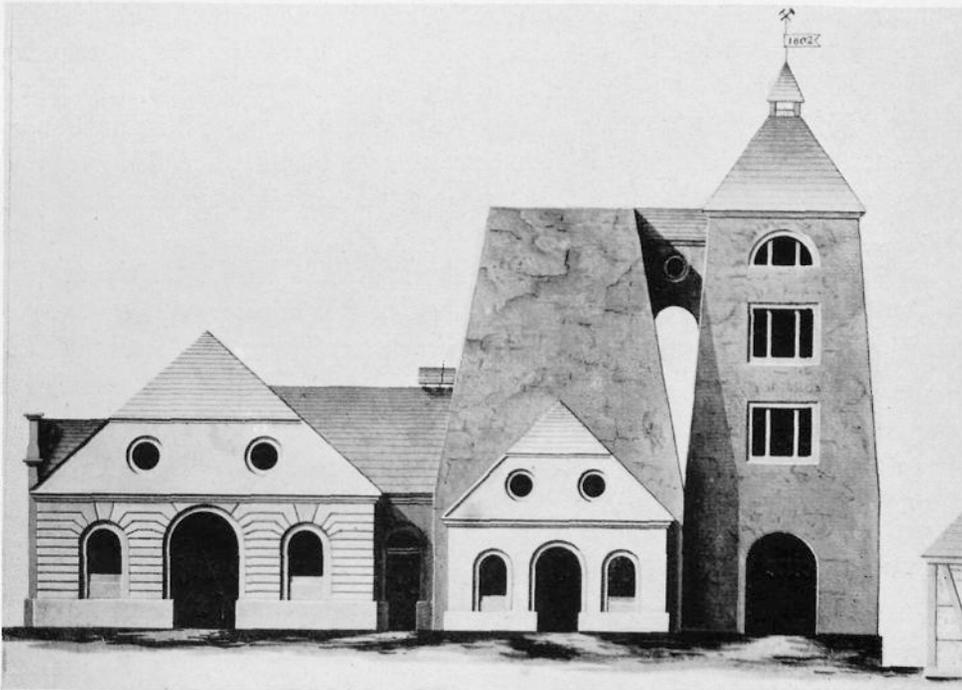
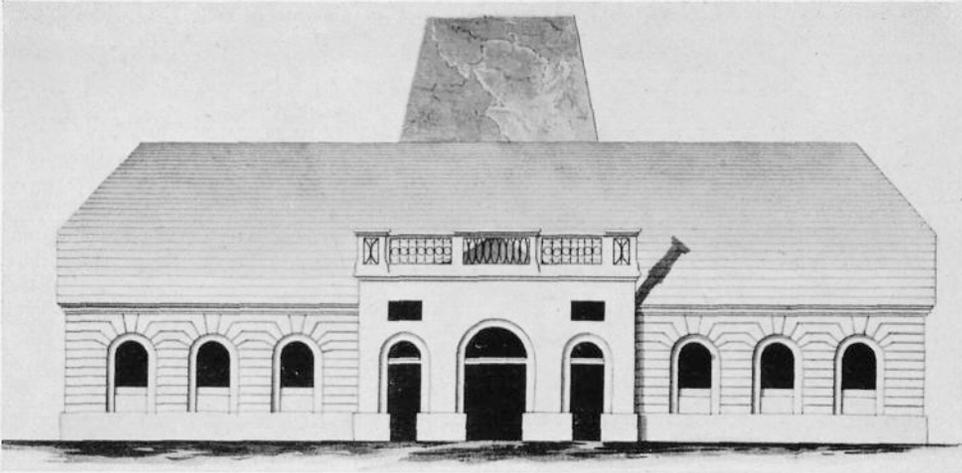


Abb. 335. Der Hochofen zu Panky. 1802

In der ehemaligen Provinz Südpreußen, hart an der oberschlesischen Grenze

Hochofen und Begichtungsturm sind aus den übrigen Baumassen herausgehoben. Der Grundriß bildet mit dem Hochofen als Mittelpunkt ein annähernd gleicharmiges Kreuz, das durch Begichtungsturm, Vorgelege und Gebläsehütten gebildet wird und an das sich als weiterer Querbalken die Gießhütte nach vorn hin anschließt. Also strenge Symmetrie und Achsalität in der Anlage. — Trotz der großzügigen Grundrißverteilung aber formal noch nicht gelöst: Die Stilarchitektur der Vorderfront scheitert an den Klößen von Hochofen und Begichtungsturm und verleitet zu maßstäblichen Fehlern, die auch die gegensätzliche Farbgebung nicht aufheben kann. Gießhalle und Gebläsekammer hellgelblich, Hochofen und Begichtungsturm olivgrün bis violett.

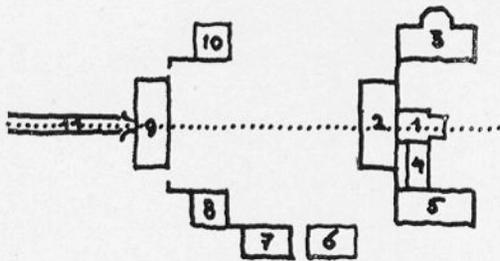
Holz, Steine und Arbeiter aus eigenem Betriebe stellen könnten. Ein Zinsfuß von einem Taler jährlich für den Morgen Land und eine Erbpacht von 5 Talern für das Haus könnten als übliche Sätze von den Arbeitern aufgebracht werden. Die Vorzüge dieser Siedlungsart aber seien ganz offensichtlich: „Hierdurch“, schreibt das Bergamt, „erhält der Bergmann ein eigenes Erbe, das höchste Glück, welches wir ihm bieten können, und die Grube einen sicheren Arbeiter.“

In Berlin leuchteten diese Vorschläge ein, und man entschied sich für den eigenen Anbau der Bergleute bei Bauzuschüssen von 50 Talern für die Stelle. Doch sollten die Häuser nach Anordnung des Bergamtes ausgeführt und ein „gewisser Plan“ für die neuen Siedlungen eingehalten werden. Wie die fehlenden Bausummen von den Bergleuten aufzubringen waren, erfahren wir nicht aus den alten Akten.

Mit diesen Maßnahmen aber gab der Staat die Siedlungstätigkeit in der Umgebung seiner Werke bis zu einem gewissen Grade aus der Hand. Da sich die Polizei um die Innehaltung des vorgeschriebenen Bebauungsplanes nicht kümmerte, nahm es niemand recht genau damit und jeder baute wie er wollte. Allen Anzeichen nach waren diese Bebauungspläne künstlerisch aber auch sehr unbedeutend; auf dem Gebiete der ländlichen Siedlung hatte die Zeit nach 1800 nichts Wichtiges mehr zu sagen. Für das Dorf- und Landschaftsbild war es fraglos zu bedauern, daß der Aufbau der neuen Kolonien planlos erfolgte. Im einzelnen mochte diese Willkür angehen, zumal ein bodenständiges Handwerk damals noch vorhanden war und niemand von den althergebrachten Haustypen ohne Not abwich. Als dann aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Verfall der gesamten Baukunst einsetzte, begann auch hier das wüste Durcheinander, das unsere Dörfer und Städte verhandelt hat. —

Auch die private Industrie entfaltete eine umfangreiche Siedlungstätigkeit für die Angehörigen ihrer Werke. Auch sie führte ihre Wohnbauten mit Vorliebe massiv auf. In der Zeit zwischen 1800 und 1825 sind die schönen klassizistischen Bauten entstanden, die wir in Blechhammer kennengelernt haben und die wir mit geringen Abwandlungen in Sausenberg und Jakobswalde wiederfinden (Abb. 305—307). Mit ihren ruhigen und gelagerten Baukörpern fügen sie sich voller Selbstverständlichkeit in ihre Umgebung ein. Auch in Oberschlesien ist dieser preussische Kolonialstil, der in Berlin und hier auf den Eisenhütten entwickelt wurde, vollkommen bodenständig geworden.

Versucht man seine Eigenart zu bestimmen, so stößt man bald auf Schwierigkeiten, denn seine äußeren Formen sind denkbar einfach. Er



kommt am Fachwerk der friderizianischen Zeit genau so zum Ausdruck wie an den schlichten Putzbauten der Zeit um 1800. Wir finden ihn an den einfachen Kolonistenhäusern, aber auch an den repräsentativen Amtsgebäuden (Abb. 331—333). Während der Barockzeit ist er barock, aber eigentlich ohne barocke Formen, und als der Klassizismus zu

Abb. 336. Lageplan der Gleiwitzer Eisengießerei

1. Hochofen und Begichtungsturm. 2. Gießhalle. 3. Lehmformhaus. 4. Gebläsehaus. 5. Bohrhütte. 6. Schlosserei.
7. Tischlerei. 8. Magazin. 9. Späteres Magazin. 10. Amtshaus. 11. Kanal.

Abb. 337, 338 u. 339. Die königliche Eisengießerei zu Gleiwitz, 1794—1806

Architekt Wedding. Erster deutscher Kokshochofen. In der Bohrhütte wurden 1801 die ersten Zylinder für Dampfmaschinen geliefert und später die Geschützfabrikation für die Freiheitskriege aufgenommen. Berühmter Eisenkunstguß. — Großzügige Planung aus dem Geiste des barocken Schloßbaus. Die klassische Form des Industriestils wird hier von Wedding gefunden. Freilich sind die Formen von Hochofen und Begichtungsturm noch nicht recht überzeugend (vgl. Abb. 343).

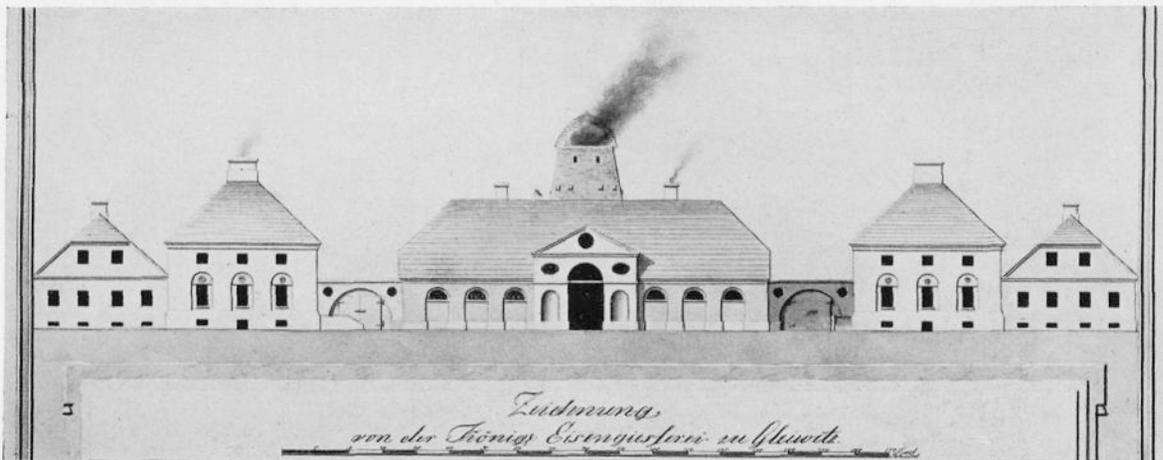


Abb. 337

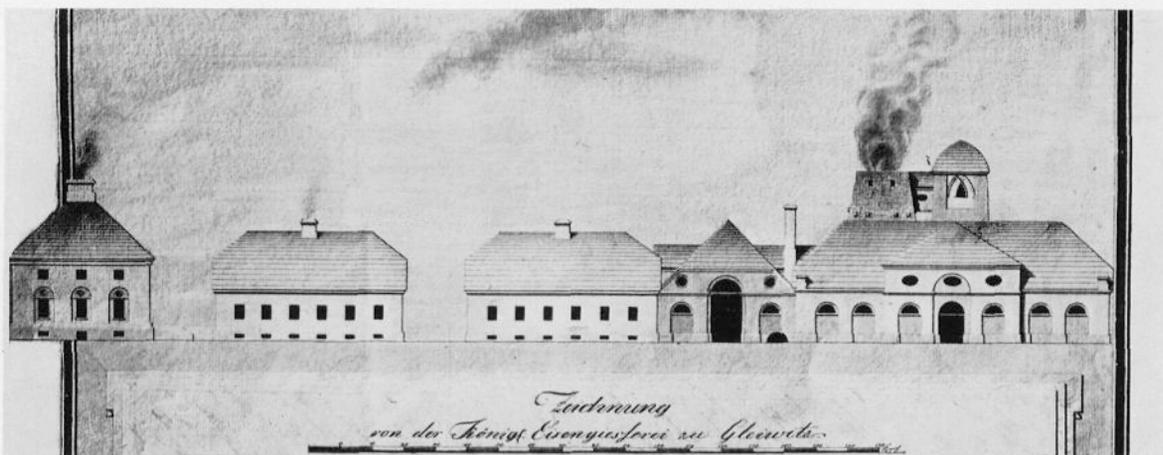


Abb. 338

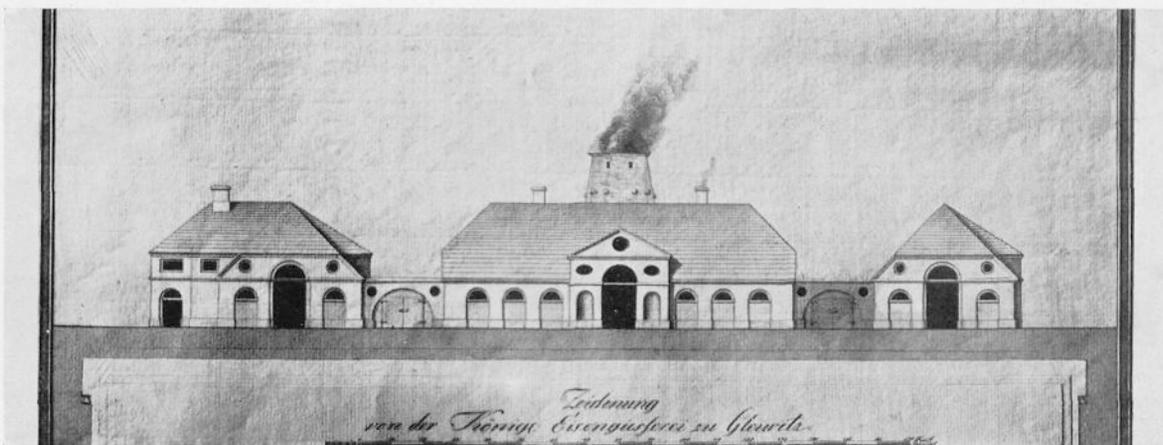


Abb. 339

*Zeichnung  
des Lehmformhauses, auf der Königl. Eisengießerei bei Gleiwitz*

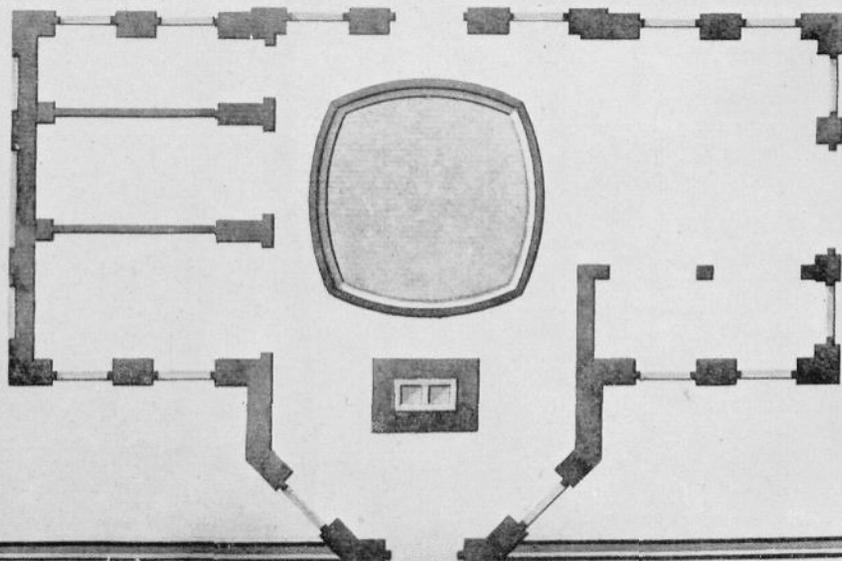
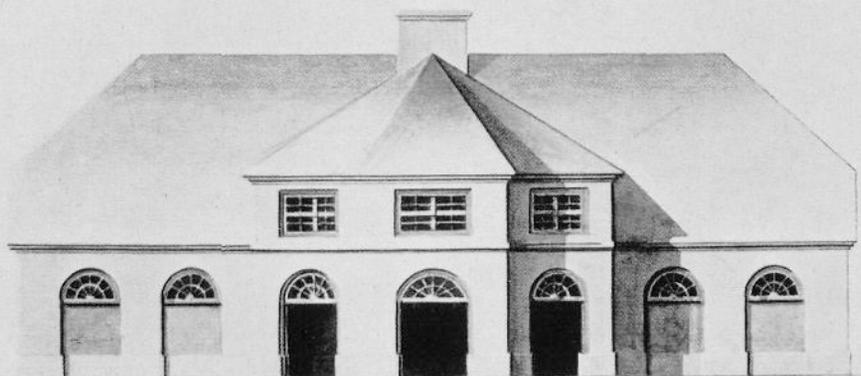
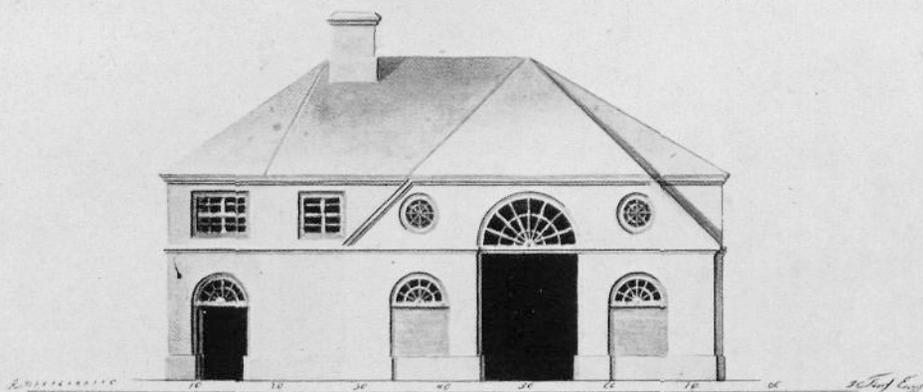
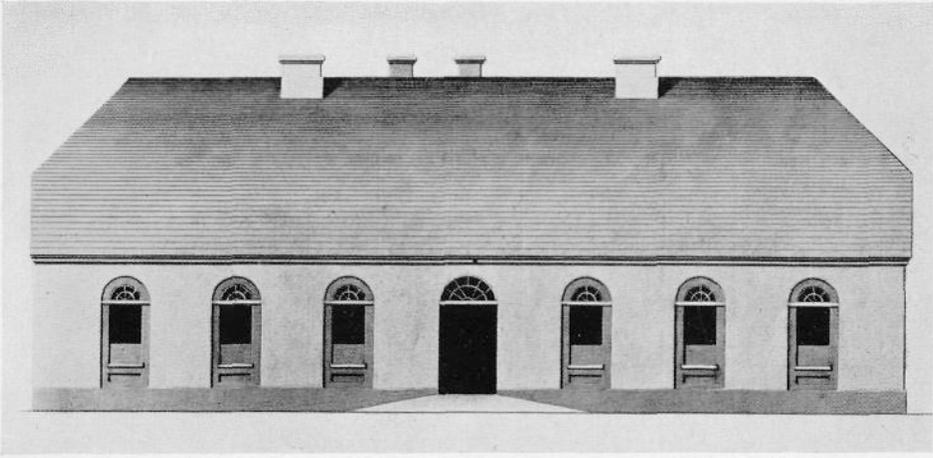
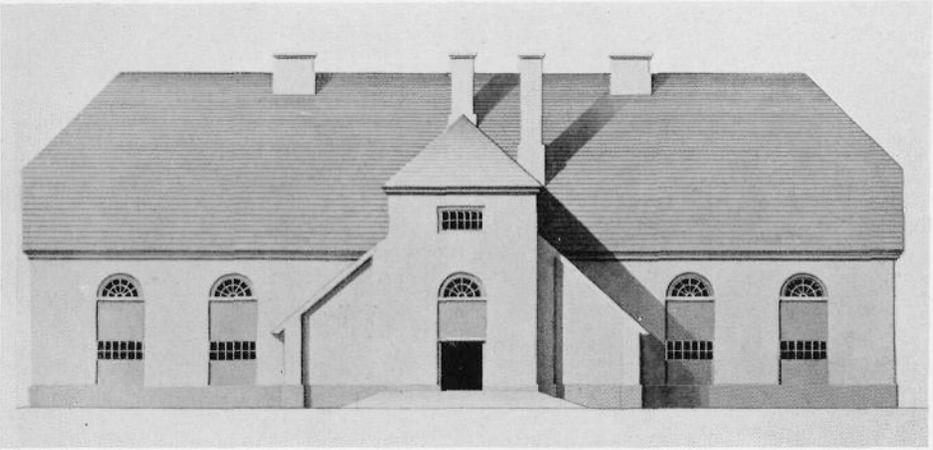


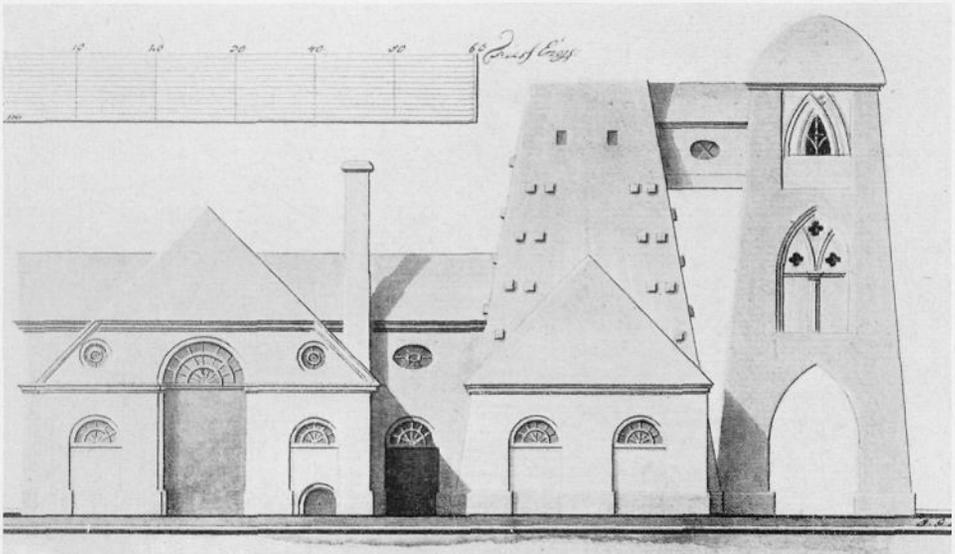
Abb. 340. Lehmformhaus der Gleiwitzer Eisengießerei, seitwärts des eigentlichen Hüttenhofes  
Fassade helles Grau, Blendnischen röthliches Braun.



341

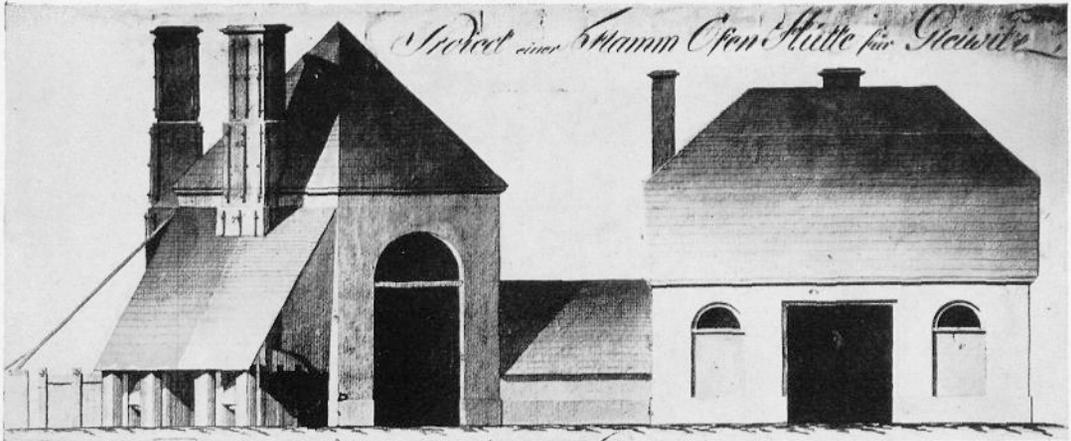


342

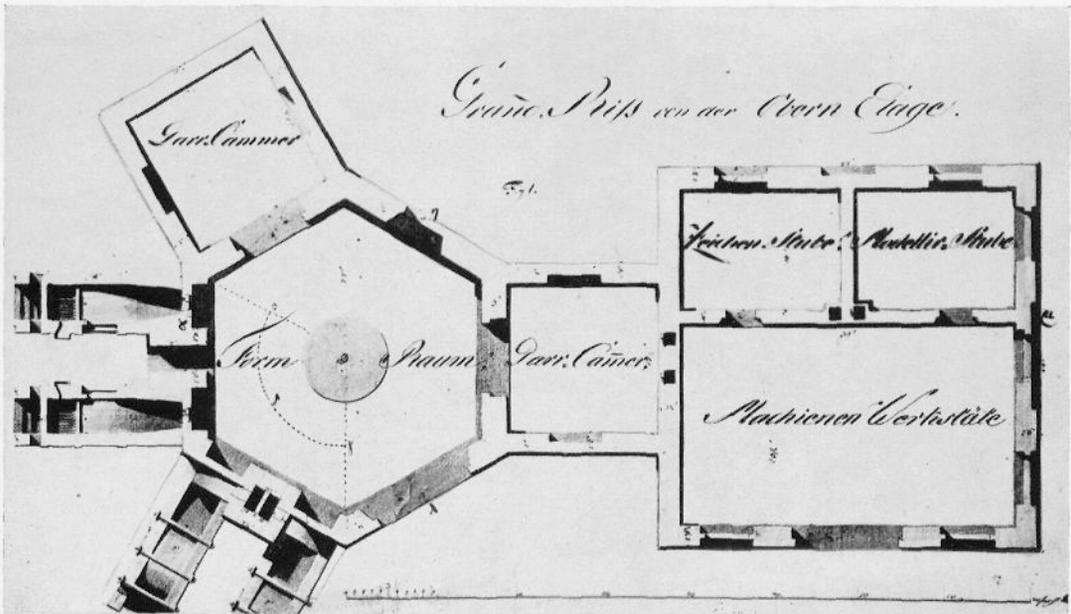


343

Abb. 341 u. 342. Cupolohütte für die Gleiwitzer Eisengießerei  
 Fassade helles Grau, Blendnischen dunkleres Graugelb.  
 Abb. 343. Hochofen und Begichtungsturm der Gleiwitzer Eisengießerei



Tab. 344a



Tab. 344b



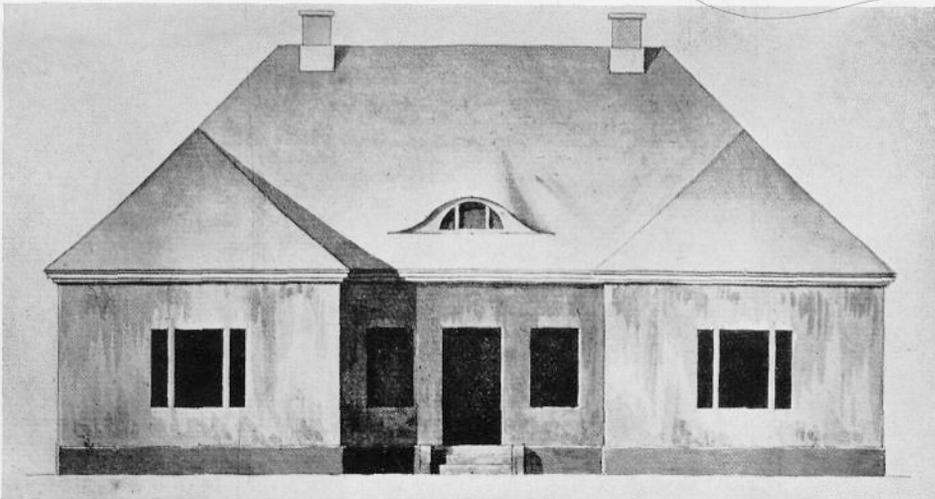
Tab. 345

herrschen beginnt, übernimmt er auch hier nur wenig von den neuen Motiven, wird — nicht klassizistisch, sondern klassisch. Denn klassisch an ihm ist nicht nur die einfache Klarheit und innere Übereinstimmung von Grundriß und Aufriß, die guten Verhältnisse des Baukörpers und der Einzelheiten, sondern auch die starke typenbildende Kraft, mit der er wenige, aber vollendete Grundformen schafft. Klassisch vor allem ist die Stärke seiner geistigen Haltung, die selbst mittelmäßige Begabungen zu hohen Durchschnittsleistungen emporhebt. Jede klassische Haltung aber verlangt Strenge. So wird bewußt die Symmetrie gesucht, selbst im Fachwerkbau. Die symmetrische Haltung der Hauptansichten beeinflußt aber wieder die Form der Grundrisse und läßt hier nur bestimmte Lösungsmöglichkeiten zu, die meist einfach und bis zu einem gewissen Grade auch wieder symmetrisch sind. Damit ist zugleich gesagt, daß die alten bodenständigen Bauweisen verdrängt werden und bis auf untergeordnete Einzelheiten völlig verschwinden (vgl. auch S. 212, 213). Denn das Klassische sucht das Allgemeingültige, nicht das örtlich Bedingte. Dieser preussische Kolonialstil wird so zum Ausdruck des Staatsgedankens in den östlichen Provinzen. Er wird hier auf dem Lande bodenständig, weil seine schlichten Formen den ländlichen Verhältnissen angepaßt sind. Seinen bedeutendsten Ausdruck findet er an den Fabrikbauten der alten Industrie. Die technischen Betriebe selbst waren zunächst ganz von den englischen Vorbildern abhängig<sup>1)</sup>. Die neuen Bauformen aber, die sich seit 1790 auf den oberschlesischen Werken zu entwickeln begannen, sind, wenn überhaupt, nur sehr mittelbar auf Einflüsse aus England zurückzuführen. Dafür zeigt die preussische Baukunst dieser Zeit zu ausgesprochene Züge ihrer Eigenart. Auch finden sich auf den Rißsammlungen der preussischen Oberbergämter Breslau und Halle, denen die staatlichen Industrieanlagen des Ostens unterstanden, zwar viele technische Zeichnungen nach englischen Maschinen, doch nur ganz wenige Blätter mit Abbildungen englischer Fabrikbauten. Und diese wenigen sind meist auch nur

<sup>1)</sup> „Die Werke auf dem Festland standen auf um so höherer Stufe, je englischer sie waren“, sagt D. Johannsen in seiner „Geschichte des Eisens“.

Abb. 344a, b u. 345 (links). Zwei Entwürfe zu einer Flammofenhütte für die Gleiwitzer Eisengießerei 1797. Die Veranlassung zum Flammofenschmelzen gibt der Geschüßguß. Das Erz kommt hier nicht mehr direkt mit dem Brennstoff in Berührung, sondern nur mit seiner Flamme. In den Darrkammern werden offenbar die Lehmformen getrocknet. — Die mit Blech abgedeckten Oberlichte als neues Motiv des Industriebaus.

Abb. 346. Zeichnung zu einem Lazarettgebäude. Seitenflügel ockergelb, zurückliegender Mittelteil grau gelb.



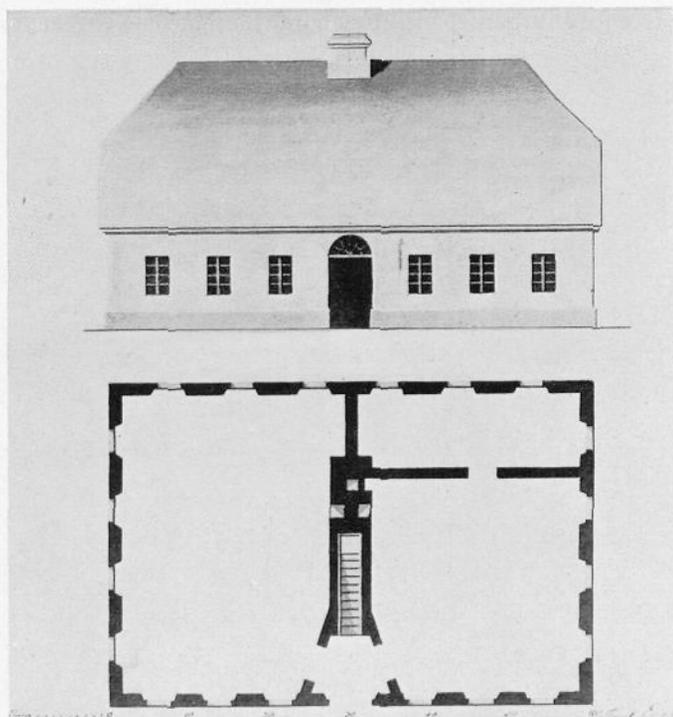
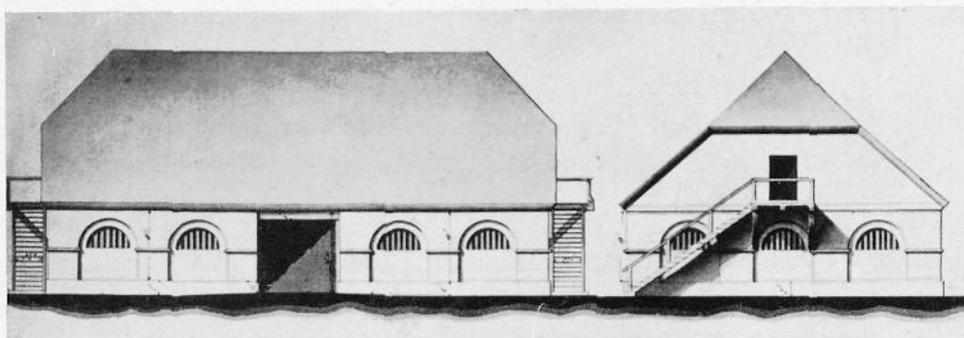


Abb. 347.

Kohlenschuppen für  
Gottartowitz (abgetre-  
tenes Gebiet), um 1800  
Selbst so einfache Zweckbau-  
ten wie die Kohlenschuppen  
wurden mit Sorgfalt ge-  
staltet.



Abb. 348 und 349. Das  
alte Tischlereigebäude  
der Gleiwitzer Hütte

Im Seitenriß (Abb. 338) das  
zweite links. Einziges, annä-  
hernd unverändert gebliebe-  
nes Gebäude d. alten Anlage.

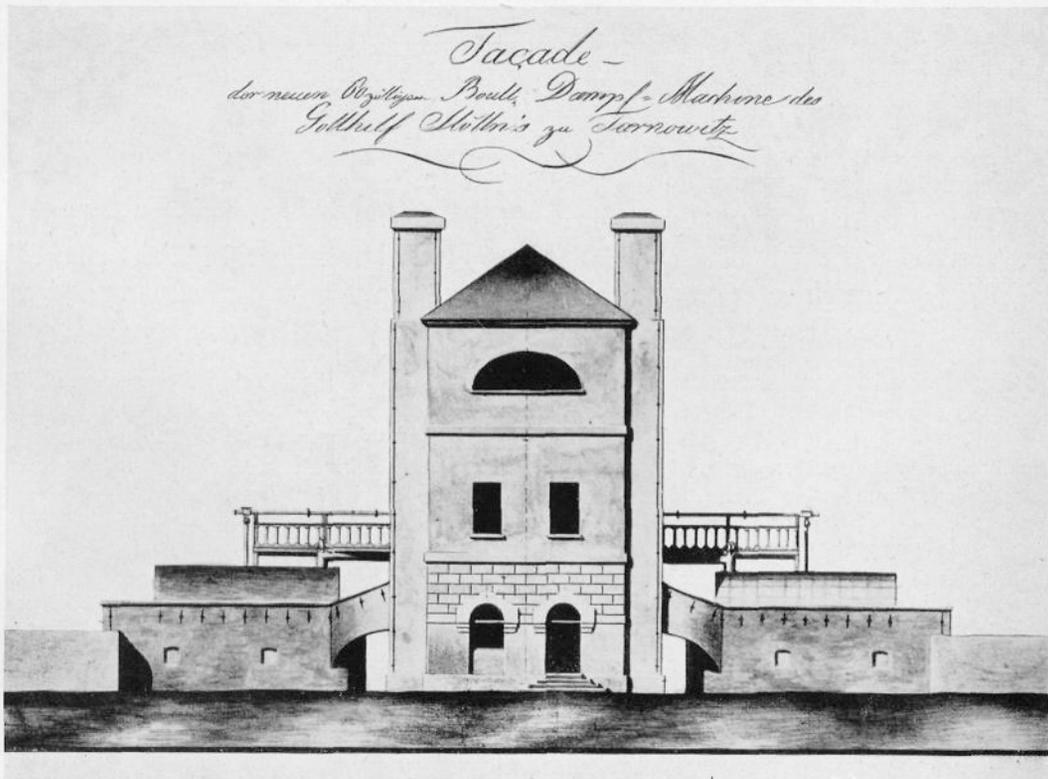
flüchtig und skizzenhaft dargestellt, so daß sich aus ihnen nicht viel für den äußeren Aufbau der Gebäude entnehmen läßt.

Die Entwicklung der neuen Bauformen vollzieht sich in Oberschlesien nicht gleichmäßig und nicht an allen Stellen. Einzelne alte Steindrucke z. B. lassen erkennen, daß manche Gebäude, besonders die der plötzlich entstehenden Steinkohlen- und Zinkindustrie, nur behelfsmäßig und roh für die Zwecke des Augenblicks aufgeführt waren. Im allgemeinen aber darf man doch sagen, daß Staat und Privatbesitz sich um die architektonischen Formen ihrer neuen Werke ernsthaft bemühten. So hat Graf Reden verschiedentlich, wenn auch nicht immer mit Glück, die Fassadenentwürfe seiner Hüttenbaumeister persönlich geändert.

Diesen Entwürfen verdanken wir im wesentlichen die Kenntnis des alten ober-schlesischen Industriebaus. Denn von den Anlagen der friderizianischen Zeit findet sich nichts mehr, und von den Neubauten aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts sind heute nur noch wenige Bruchstücke vorhanden. Die riesenhafte Entwicklung der Technik hat die alten Werke schnell verschwinden lassen. So ist die schöne Riffsammlung des Breslauer Oberbergamtes mit ihren Plänen und alten Kopien, die noch mit der ganzen Darstellungskunst dieser Frühzeit gezeichnet sind, unsere Hauptquelle geworden.

Abb. 350. Dampfmaschinengebäude für Tarnowitz (1806?)

Die Anlage diente der Wasserbeseitigung. Erst durch die Einführung der Dampfmaschine konnte sich der moderne Bergbau entwickeln. Die turmartige Form des Mittelgebäudes ist bedingt durch die in der Senkrechten entwickelte Konstruktion der Dampfmaschine mit ihrem hohen „Balancier“. Die beiden seitlich stehenden Kesselhäuser umschließen nur den unteren Teil ihrer Kessel, die obere Rundung ragt mit den Ventilen in die freie Luft und ist über je eine kleine Eisenbrücke vom Hauptgebäude her zu erreichen. Die Kesselfeuerungen sind durch bogenartig gewölbte Füchse an die Schornsteine angeschlossen. — Streng symmetrische Anlage. Die Wirkung ist in der kubischen Massenverteilung gesucht. Durch die kräftigen Farben wird die Gegensätzlichkeit der Bauteile unterstrichen: Maschinenhaus, Schornsteine und Füchse ockergelb, Kesselhäuser und alle Eisenteile dagegen blaugrün.



Wie die Mühlen zeigen auch die meisten friderizianischen Industriebauten in ihren Fassaden einen ausgesprochen ländlichen Charakter. In Eichhammer (Dembiohammer) (Abb. 329) ver-raten lediglich die Lage am Kanal, die 4 Wasserräder und die beiden Schornsteine des Firstes etwas von dem Zweck des Gebäudes. Der langgestreckte niedrige Fachwerkbau mit seinen Wohn-haustüren, kleinen Fenstern und den Halbwalmen könnte gerade so gut ein Arbeiterhaus für 6 oder 8 Familien vorstellen<sup>1)</sup>. Auch die Fassade der König-Friedrichs-Hütte zeigt wenig von ihrer industriellen Bestimmung als Blei- und Silberhütte (Abb. 332). Die Anordnung von Türen und Fenstern und der Umriss des Ganzen unterscheidet sich kaum von dem üblichen bürger-lichen Wohnhaus, wie es sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den kleinen Land-städten findet. Die gewaltigen Mantelschornsteine werden noch innerhalb des normalen Daches untergebracht und betonen durch diese Stellung deutlich die Erinnerung an die „schwarze Küche“ des Wohnhauses. So zeigt sich hier der Zweck des Gebäudes eigentlich nur an den durchlaufenden Lüftungsbändern, der dem First aufgesetzten Rauchhaube und allenfalls noch an der ungewöhn-lichen Zahl der Schornsteine, die über jedem Blei- und Silberofen gesondert errichtet wurden.

Lüftungsbänder und Rauchhauben sind vor allem die Kennzeichen der alten Zinkhütten, in denen bei gewaltiger Qualmentwicklung gearbeitet werden mußte. Der langgestreckte Fachwerk-bau der Zinkhütte bei der Leopoldinengrube (Abb. 330) erinnert freilich mehr an das Stall-gebäude eines großen Gutes, aber bei dem Tarnowitzer Entwurf von 1810 (Abb. 331) ist die besondere Bestimmung des Gebäudes schon deutlich an der völligen Auflösung des Daches in schuppenartige Bänder zu erkennen.

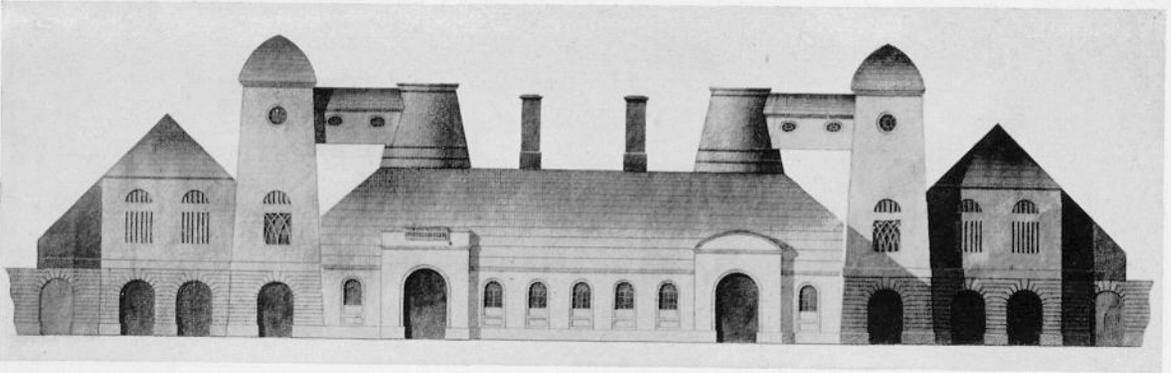
Bei den Hochofenanlagen läßt sich der gewohnte Hausumriß nicht mehr erhalten; die großen Baumassen von Hochofen und Begichtungsturm wachsen aus ihm heraus. In Sausen-berg (Abb. 333) wird zwar bezeichnenderweise der eigentliche Hochofen ähnlich wie bei der König-Friedrichs-Hütte noch innerhalb des Gebäudes untergebracht, so daß er nur in seinem oberen Teil schornsteinartig aus dem Dache herausragt. Aber der vorgesezte Begichtungsturm bringt doch schon eine völlig neue Note in den Gesamtaufbau. Die Forderungen nach Achsen-bildung und Symmetrie werden hierbei noch streng beachtet.

Auch in Brückenort (Abb. 334) sind sie bewußt gewahrt. Hier aber vollzieht man bereits einen weiteren Schritt: Der Hochofen wird hinter das Hauptgebäude gestellt, so daß ihn nur der Begichtungsturm überragt. Der architektonische Gedanke der Massenstaffelung ist aus der Vorderfront klar ersichtlich, bleibt aber Papierkunst, denn im Seitenriß scheitert man kläglich. Dieses hilflose Durcheinander ungünstiger Überschneidungen mit ganz un Zweckmäßigen Ab-wässerungen zeigt, daß man von der reinen Zweckform noch weit entfernt ist.

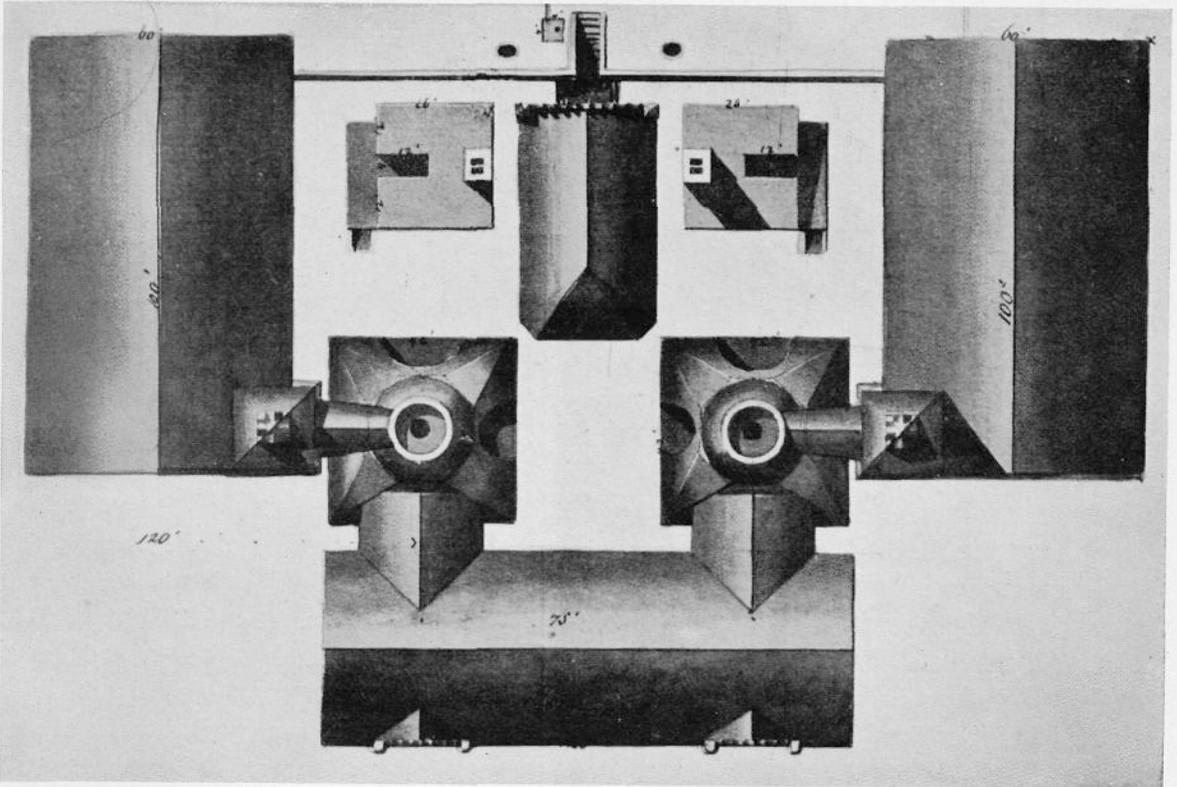
<sup>1)</sup> Dieses Werk in Eichhammer war von besonderer Wichtigkeit: „Durch diese und einige andere neuen Anlagen“, heißt es in den alten Gründungsakten von 1783, „soll der Schiffbau-Eisenbedarf für Pommern und der schwarze und weiße Blech Bedarf für Schlesien, Ostpreußen und Elbing, das Consumo für Westpreußen gemeinschaftlich mit dem Danziger Hammer beschafft werden, wodurch dann abermahls jährlich 690000 thr. im Lande erhalten werden.“ (Preuß. Staatsarchiv Berlin, Rep. 120 V F. IX Sekt. 6 Nr. 1.)

Abb. 351, 352 u. 353. Die Königshütte, 1798—1802

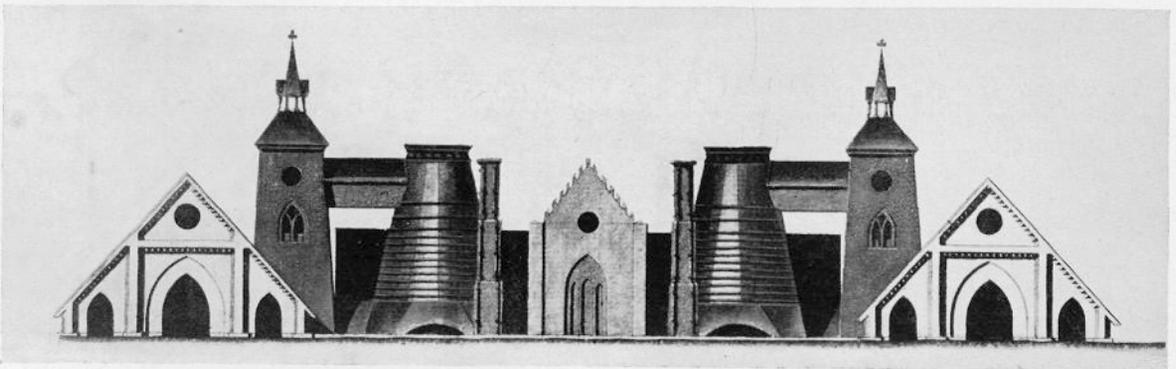
Ihr Architekt, der Hüttenbaumeister Wedding, wurde später zum leitenden Direktor der Königshütte ernannt. Sein Mit-arbeiter war der „Schottländer“ Baildon, der vom Staate als Hütteningenieur für die neuen Anlagen berufen wurde. Die Königshütte hatte die zahlreichen Frischhütten mit Eisen zu versorgen. Sie wurde anfangs für zwei Hochofen geplant, ist 1818 auf vier erweitert worden und war lange Zeit die bedeutendste Anlage des europäischen Festlandes. — Hervor-ragende Verteilung der Baumassen! Die Erinnerung an barocke Vorbilder ist fast ganz verschwunden. Abb. 351. Der erste Entwurf (1797?), Ansicht von Süden. Der Begriff der „Fabrik“ ist hier bereits in aller Klarheit entwickelt. Abb. 352 u. 353. Zweiter Entwurf (1798). Ansicht von Norden. Gegenfällige Farbgebung: Giechhütten rosa, Ma-schinenhalle und Giechthürme und Schornsteine olivgrün, Hochofen grauviolett. Die neugotischen Formen sind auf den persön-lichen Wunsch des Oberberghauptmannes Grafen Reden zurückzuführen.



Эбб. 351



Эбб. 352



Эбб. 353



Abb. 354. Die Königshütte (abgetretenes Gebiet). Nach einem Steindruck von Knippel um 1860

Auch dort, wo man zu sehr in historischer Stilform befangen bleibt, versagt das Gestaltungsvermögen. Gewiß bedeutet in Panky (Abb. 335) das klare Herausstellen von Hochofen und Begichtungsturm einen Fortschritt gegenüber Brückenort. Daß man den das Dach überragenden Pyramidenstumpf des Hochofens selbst als fremdartig betrachtet, zeigt deutlich die Verlegenheitslösung seiner marmorartigen Quaderung in der Darstellung. Auch hier scheitert man wie in Brückenort, wenn auch aus anderen Gründen: Die Motive der Vorderansicht lassen sich nicht einheitlich durchführen. Hochofen und Begichtungsturm stehen mit ihren klobigen Massen nicht mehr im richtigen Verhältnis zum stark gegliederten Hauptgebäude und dieses wiederum nicht zu dem kleinen hellen Seitenflügel. Die ganz verschiedenen Fenstergrößen steigern dieses Mißverhältnis, das auch die gegensätzliche Farbgebung nicht beseitigen kann. So wird der Eindruck völliger Maßstabslosigkeit erweckt (Abb. 334).

Die klassischen Lösungen im Eisenhüttenwesen aber geben die Bauten der königlichen Eisengießerei in Gleiwitz (Abb. 336—342) und der Königshütte, die beide auf Betreiben des Oberberghauptmannes Grafen Reden und des Ministers von Heinik vom Staate gegründet wurden. Diese beiden Werke haben vor allem den großen Ruf des Hüttenbaudirektors Wedding geschaffen. Um seiner technischen Verdienste willen wurde er sogar zum Leiter der Königshütte ernannt.

In der Gleiwitzer Hütte umschließen Gießhalle, Lehmformhaus und Bohrhütte, durch hohe von Mauern durchbrochene Tore miteinander verbunden, von drei Seiten einen Fabrikhof, in dessen Mittelachse sich der Hochofen mit seinem Begichtungsturm frei erhebt. Der eigentliche Hüttenhof, der sich der Vorderfront der Gießhalle zukehrt, wird auf der linken Seite von den kleinen Gebäuden der Schlosserei und der Tischlerwerkstätten eingefast, von denen dieses sich als einziges Gebäude der großen Anlage bis auf unsere Tage unverändert erhalten hat (Abb. 348, 349).



Abb. 355. Maria-Hütte bei Drzeszka (abgetr. Gebiet), um 1840. Nach einem Steindruck von Knippel um 1860

Der Gießhalle gegenüber liegt das am spätesten entstandene Magazin, auf dessen Mitte von rückwärts her der „Produktenkanal“ zuführt und das seitwärts von zwei quadratischen, mit Zeltdach überdeckten Gebäuden, dem Amtshaus und dem Magazin, eingerahmt wird. Die vierte Seite ist leider offen geblieben, nach hierhin hat sich später die Anlage erweitert.

In der Grundrissanordnung des Ganzen verrät sich noch das sichere Gefühl des Barock für Raumgestaltung und Massenverteilung. Auch Erinnerungen an den Schloßbau des 18. Jahrhunderts sind unverkennbar: Gießhalle, Lehmformhaus und Bohrhütte entsprechen in U-Form und Stellung innerhalb der Gesamtanlage dem eigentlichen Schloß; die pavillonartigen, quadratischen Kopfbauten erinnern ebenso an die Kavalierehäuser wie man bei dem späteren Magazin an das querstehende Torhaus denkt; und bei dem gradlinigen Kanal hat dem Erbauer sicher die große Wasserachse des barocken Parkes vorgeschwebt.

In dem äußeren Aufbau aber hat sich auf der Grundlage des Klassizismus fast selbstverständlich und ohne jede Gewalttätigkeit die neue Formensprache entwickelt. Die Blendarkaden mit ihren Halbrundfenstern in den tiefen Rücklagen, die hohen Fabrikttore mit ihren halbkreisförmigen Oberlichtern über den durchlaufenden Hauptgesimsen, die Ausbildung dieser großen Oberlichter als Dachfenster, die dann als Halbzylinder in die Dachsträgen einschneiden — das sind die schlichten Formen einer reinen Zweckarchitektur, die zum ersten Male den Adel der Arbeit verkündet und damit zum künstlerischen Ausdruck für den Stolz eines bürgerlichen Zeitalters auf seine junge Industrie wird (Abb. 344, 345).

Die neuen Motive finden sich jetzt an fast allen Entwürfen Weddings und seiner Mitarbeiter. Selbst die allereinfachsten Zweckbauten, wie Magazine und Kohlenschuppen, werden mit der gleichen liebevollen Sorgfalt entworfen (Abb. 347) und gebaut (Abb. 298).

Es ist gelegentlich behauptet worden, dieser neue „Klassizismus“ habe sich verderblich für die Entwicklung eines selbständigen Industriebaustiles ausgewirkt, vor allem durch seine Forderung nach Symmetrie; er sei eine Art Zwangsjacke gewesen, nach der man das geforderte Raumprogramm zurechtbog, bis es sich leidlich der äußeren Form anpaßte. Und in der Tat kann mit gewissem Recht auf das Beispiel des Malapaner Hochofens verwiesen werden: Der Längsseite der Gießhalle ist hier eine prachtvolle Front von drei gleichartig durchgebildeten Pylonen vorgesetzt, die aus dem Wasser emporzuwachsen scheinen. Aber diese Gleichheit ist innerlich unbegründet, denn in Wirklichkeit ist der erste dieser Pylonen der Begichtungsturm, der zweite der eigentliche Hochofen und der dritte gar nur ein verkleidetes „Reservoir<sup>1)</sup>“. Malapane scheint jedoch eine Ausnahme geblieben zu sein, denn sonst ist man dieser Kulissenarchitektur mit Geschick aus dem Wege gegangen. Die alten Industriebaumeister dachten ausgesprochen sachlich, und bei keinem der alten Entwürfe hat man den Eindruck, daß hier die Symmetrie ein wirkliches Hindernis für eine zweckvolle und innerlich begründete Lösung der Bauaufgabe geworden sei. Wenn der Forderung nach Symmetrie aber doch einmal der innere Organismus des Baues widersprach, setzte man sich auch über sie hinweg, wie wir das noch an dem Hochofen zu Koschentin sehen werden. Ferner tritt die klassizistische oder neugotische Form anfangs fast stets nur mit Zurückhaltung auf. Verglichen mit der Bildung des Baukörpers und der Verteilung der Baumassen bleibt sie ein Gestaltungsmittel zweiten Grades. Und endlich entwickelt dieser frühe Industriebau in vielen Fällen seine völlig eigenen Formen.

Gerade in diesen entscheidenden Gestaltungsfragen beginnt sich allmählich ein neues Formgefühl zu entwickeln. Man sucht bewußt nach klaren kubischen Baukörpern und bemüht sich, die Massen in einem straffen Rhythmus zusammenzufassen. Wir erkannten dieses Streben schon auf den Lageplänen von Rybniker Hammer, Kofstrzine und Königshuld, und können es hier etwa am Aufriß des Dampfmaschinengebäudes für den Gotthelf-Stollen bei Zarnowik feststellen (Abb. 350). Auch die Art und Weise, wie bei dem zweiten Entwurf für den Gleiwitzer Flammofen an den sechseckigen Formraum die Darrkammern und Flammöfen angeschlossen und die gestuften Schornsteine eingegliedert werden, verrät etwas von diesem neuen Empfinden, das aber wohl am klarsten auf den Entwürfen für die Königshütte zum Ausdruck kommt.

Dem Umfang nach war die Königshütte das bedeutendste Eisenwerk Oberschlesiens. Lange Jahre blieb sie die vielbewunderte führende Anlage des europäischen Festlandes. Ursprünglich wurde sie mit zwei Hochofen geplant, ist dann aber mit vieren zur Ausführung gekommen. Hier sind die Erinnerungen an das Barock, die in Gleiwitz noch eine Rolle spielen, völlig zurückgetreten und man sieht, daß es dem Architekten nur darum zu tun war, durch die eindrucksvolle Gruppierung seiner Baumassen den neuen Begriff der „Fabrik“ zu schaffen. Schon der erste Entwurf (Abb. 351) bringt das Wesentliche der Anlage: Die Hochofen stehen symmetrisch hinter der Gießhütte, sind an diese angelehnt und werden von den beiden Begichtungstürmen begleitet. Hinter den Türmen schließen sich nach der Tiefe die beiden Gichtthütten an. Die zwei Schornsteine über dem First der Gießhütte verraten die Maschinenanlage, die der zweite Entwurf (Abb. 352, 353) in der Mitte zwischen den beiden Gichtthütten bringt und die man sich also ähnlich wie die Zarnowiker zu denken hat.

Dieser zweite Entwurf, der die Anlage von der entgegengesetzten Seite her zeigt, bindet die Begichtungstürme in die Gichtthütten ein und stellt insofern eine Verbesserung der Massen-

<sup>1)</sup> Pr. Ob.-Bergamt Breslau, Rißsammlung Nr. 1840; vgl. auch Bimler, Die Industrieanlagen, a. a. D., der auf S. 23 einen alten Steindruck abbildet; leider ist diese Ansicht, schräg vom Kanal her, undeutlich, da gerade der architektonisch wichtigste Teil, die Einbindung der Pylonen in die Gießhalle, durch Bäume verdeckt wird.

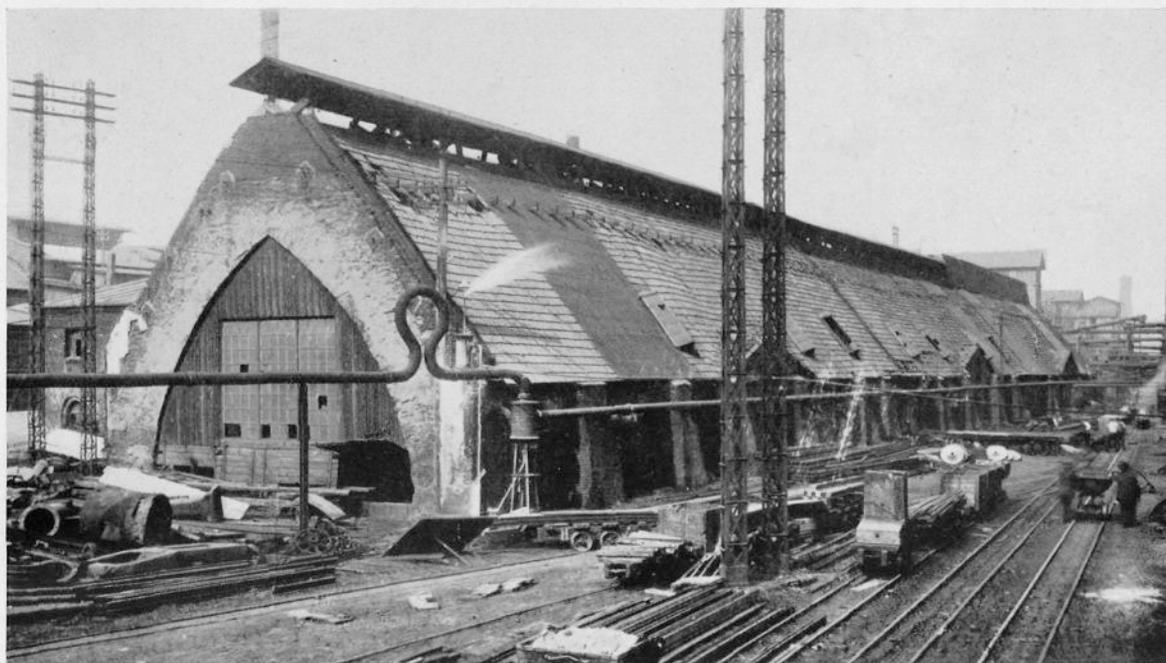
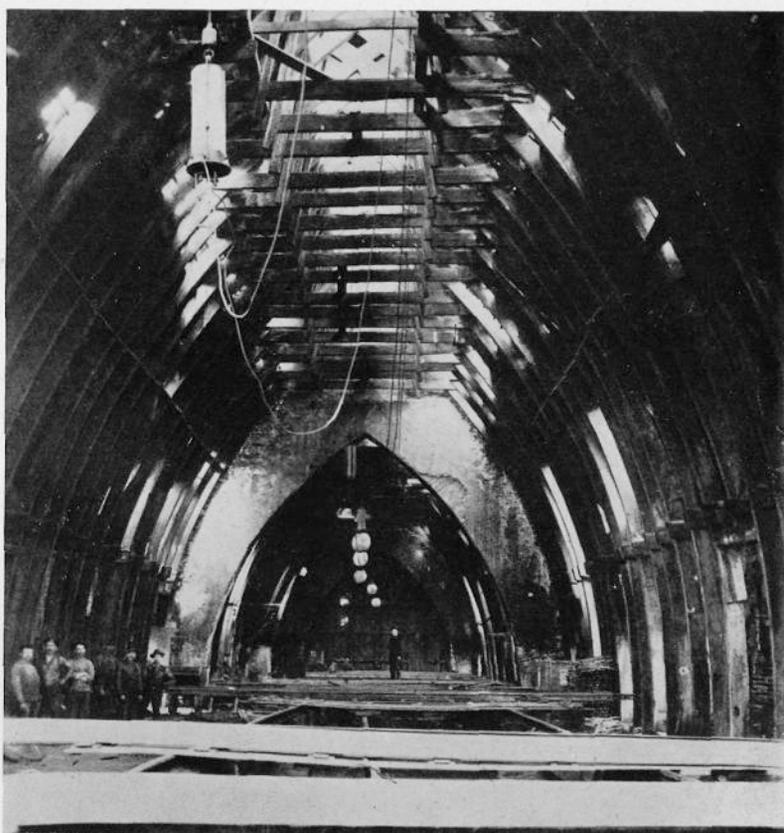


Abb. 356 und 357

Zinkhütte Lydognia

1825 neben der Königshütte errichtet. Architekt wahrscheinlich Wedding. Harmonisches Zusammengehen der konstruktiven Form des Bohlenbinders mit den gotischen Bögen des Mauerwerkes, das hier die Querversteifung bildet. Etwa auftretender Seitenschub wird von den niedrigen Strebepfeilern aufgenommen. Auch hier wieder die durchlaufende Laterne, die gleichzeitig als Rauchabzug und Hauptlichtquelle dient und ihren konstruktiven Halt durch das Auskragen der am First überblatteten Bohlen Sparren erhält. Die ungeschützten Falkenköpfe, die aus der Dachhaut heraustreten, lassen darauf schließen, daß hier ursprünglich eine zweite Rauchhaube aufgesetzt war, die man sich wahrscheinlich nach Art der Larnowitzer Zinkhütte (Abb. 331) denken muß.



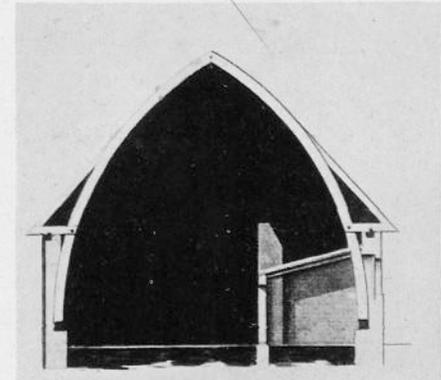
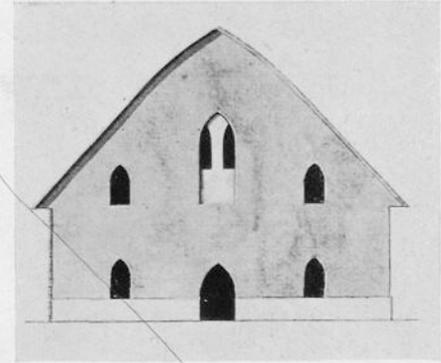
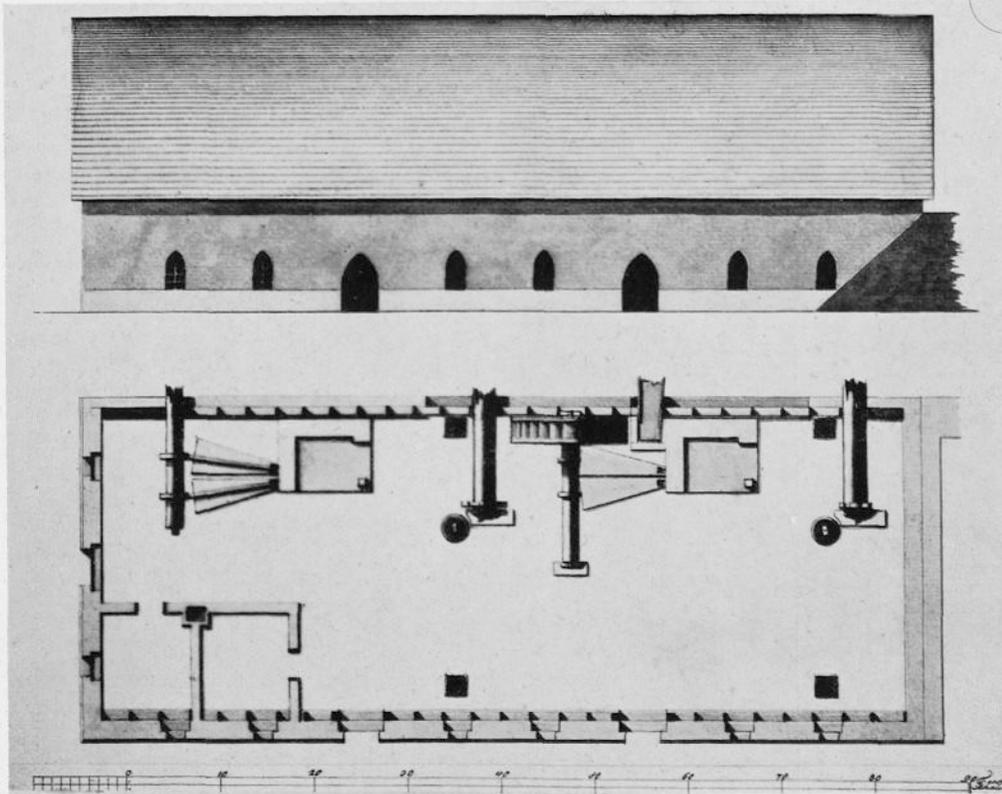
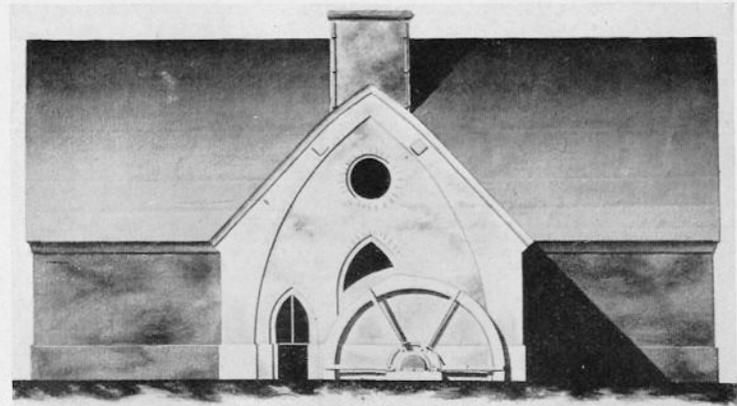


Abb. 358. Die Schönhorster Frischhütte (Kr. Dppeln), 1806. Gegründet 1768  
 Auch hier betreiben ähnlich, wie in Eichhammer (Abb. 329), zwei Wasserräder die schweren  
 Hämmer und zwei weitere die Blasebälge für die Frischherde. Eins dieser Räder liegt  
 immerhalb des Gebäudes. Die Wasserzuleitung geschieht von außen her durch die Wand.  
 In der linken Ecke anscheinend ein Schmiedeherd, dessen Schornstein in Hauptgesims-  
 höhe frei im Raume endigt. — Die konstruktive Form des Bohlenbinder führt von  
 selbst zu den „gotischen“ Epishbögen der Türen und Fenster. In der Umrisplinie der  
 Aufschieblinge spricht sich ein anderes Formgefühl aus als etwa in Süddeutschland,  
 wo das Bohlenbinderdach eine viel weichere und geschwungener Umrisslinie zeigt.

Abb. 359 (rechts). Die Baudendorfer Frischhütte (Kreis Dppeln), um  
 1800. Gegründet 1764. Glückliche Verbindung der „Gotischen“ Bögen mit der  
 technischen Form des großen Wasserrades.



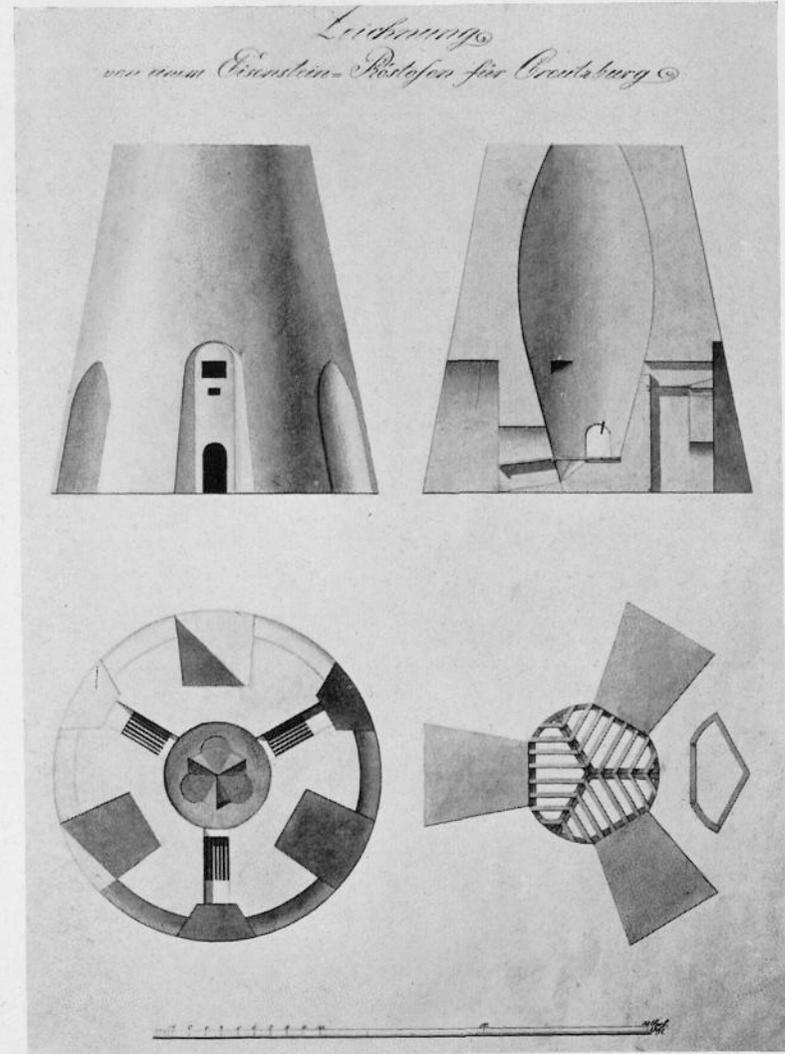
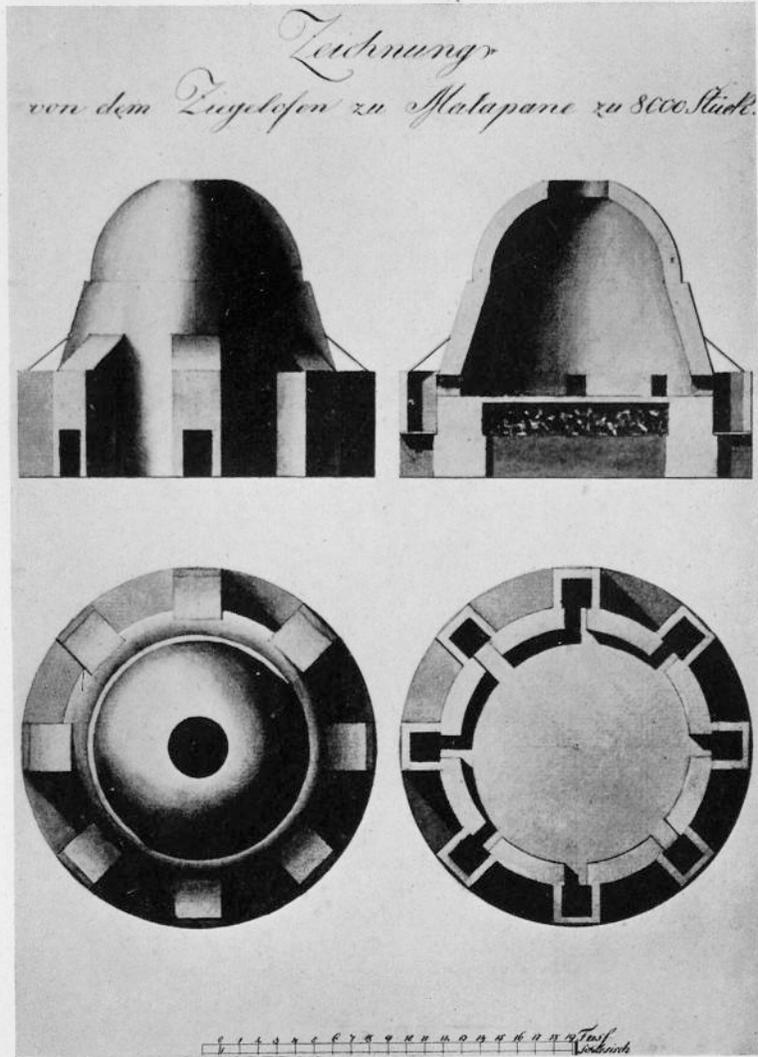


Abb. 360 (links). Ziegelofen für Malapane (Kr. Dypeln), 1809? Der Ofen wird von außen, von den acht Vorgelegen her, beheizt. In halber Höhe des Vorgeleges der Kofst. Unter der Schräge der Abdeckfläche tritt die Zusatzluft ein. Das Einsetzen der Steine und die Beschickung mit Kohle geschieht von oben her durch das Oberlicht der Kuppel; dort ziehen auch die Rauchgase ab. — Hier ist die klare und überzeugende Zweckform erreicht! Abb. 361 (rechts). Eisensteinrösten für Kreuzburg, um 1800

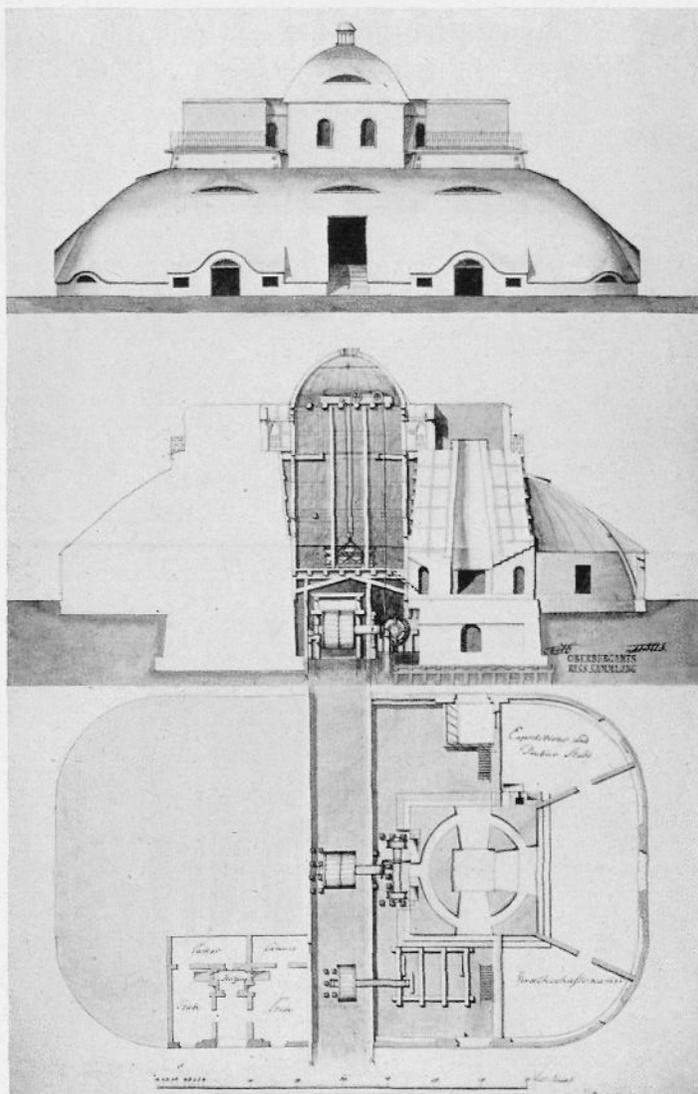


Abb. 362

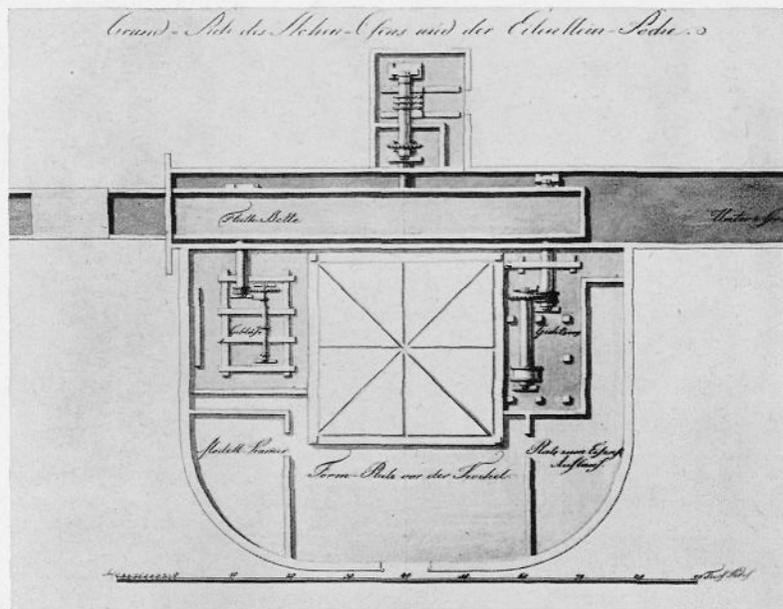
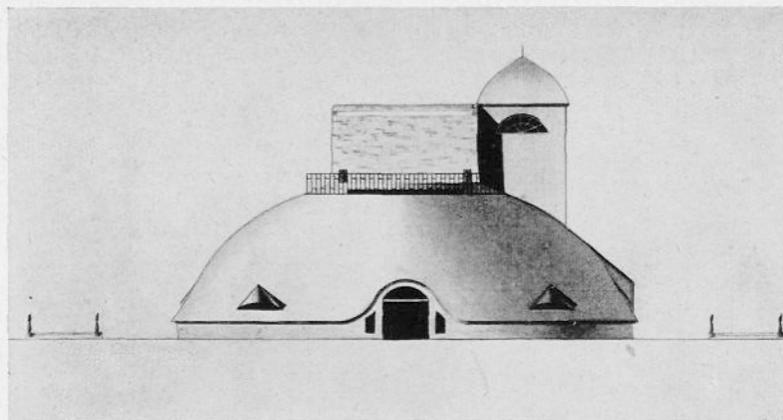


Abb. 363

verteilung dar. Die Formensprache hat sich freilich grundlegend geändert. Stehen diese naiv und unbefangenen verwendeten neugotischen Formen auch nicht mehr ganz auf der Höhe des ersten Entwurfes, so spielen sie der glänzenden Massenverteilung gegenüber doch nur eine untergeordnete Rolle. Bei der Ausführung hat man sich leider — vermutlich unter dem Einfluß des Grafen Reden, auf dessen Wunsch diese Gotisierung zurückzuführen ist — an den gotischen Formen nicht genug tun können und alles mit ihnen überzogen. Nach alten Steindrucken zu urteilen ist die ruhige Wirkung der Begichtungstürme völlig aufgehoben. Hier an der Königshütte setzt zum erstenmal jenes unsachliche Spiel mit schmückenden Formen ein, das aus irgend-einer unklaren romantischen Stimmung erwachsen ist, in der weiteren Entwicklung, als man die Baumassen nicht mehr beherrschte, aber für die gesamte Baukunst so verhängnisvoll werden sollte. Denn diese Neugotik ist nicht mehr organisch gewachsen, sondern durch vorgefaßte literarische Ideen emporgetragen worden; historische und romantische Strömungen haben sie dann weiter genährt.

Und doch brauchte gerade im Industriebau der gotische Spitzbogen kein Spiel mit leeren Formen zu sein! Der Bohlenbinder, der lange Zeit völlig in Vergessenheit geraten war, wird jetzt, vermutlich unter dem Einfluß David Gillys, erneut verwendet, weil er die geeignete Form für die stützen- und strebenlose Überdachung verhältnismäßig großer Räume war. Der Spitzbogen seines Profils weist auf verwandte Formen hin, und so war man nur folgerichtig, wenn man beim Bau der Schönhorster und Alt-Baudendorfer Frischhütten auch für Tür und Fenster den gotischen Bogen wählte (Abb. 358, 359). Vor allem die Wasserseite der Alt-Baudendorfer Hütte wirkt sehr überzeugend: Die seitlich neben dem Wasserrad liegende Tür, das durch den Kreis des Rades abgeschchnittene Spitzbogenfenster, die Verbindung zwischen Kreis und Spitzbogen — das alles geht hier ausgezeichnet zusammen!

Auch auf der Königshütte hat man den Bohlenbinder späterhin für den Bau mehrerer Zinkhütten verwandt. Was für vorbildliche Lösungen hier gefunden wurden, zeigt vor allem der Innenraum der Lydogniahütte (Abb. 357). In seiner konstruktiven Klarheit kann er sich ohne weiteres mit den besten Leistungen unseres neuzeitlichen Hallenbaues vergleichen; in der Raumwirkung ist er ihnen vielleicht noch überlegen. Die Hauptbelichtung erfolgte durch die aufgesetzte Laterne. Das von oben einfallende Licht muß diesem einfachen Fabrikraum eine fast feierliche Stimmung verliehen haben, die selbst auf der alten Photographie noch zu spüren ist. Breite zur Länge verhalten sich hier wie 1:12. Also gibt das Lichtbild nur einen kurzen Ausschnitt. Der Blick durch die ganze Tiefe des Raumes mit der gleichmäßigen Wiederholung der gemauerten Versteifungsbögen ist sicherlich noch weit eindrucksvoller gewesen. Auch der äußere Umriß des Daches zeigt etwas von der raffigen Herbheit des Innenraumes: durch die langgezogenen Aufschieblinge und aufgesetzten Laternen verschwindet die weiche Profillinie des Bohlenbinders, die die Schönhorster und Alt-Baudendorfer Hütten noch zeigen (Abb. 356).

Abb. 362. Der Hochofen zu Bruschied (abgetretenes Gebiet), um 1800  
Architekt Degner. Zwei Hochofen rechts und links vom Kanal, in der Mitte über diesem der Begichtungsturm. Der Kanal fließt quer durch das Gebäude. Das mittlere Wasserrad betreibt den Begichtungsaufzug, das vordere Rad das Gebläse. Vom oberen Teil des Begichtungsturms führen kurze Brücken auf die Plattform des Ofens. Das umschließende Bohlenbinderdach setzt des Seitenschubes wegen sehr tief an; also werden folgerichtig Tür- und Fensteröffnungen in abgeschleppten Sledermauslufen untergebracht. — Hier entwickelt sich die äußere Form frei von stilistischen Bindungen allein aus den Forderungen, die der technische Betrieb an Grundriß und Aufriß stellt!

Abb. 363. Der Hochofen zu Roschentin (abgetretenes Gebiet), um 1800  
Architekt Degner. Da nur ein Hochofen vorhanden ist, wird der Begichtungsturm seitwärts gesetzt und die Symmetrie aufgegeben. Der Kanal liegt auf der Rückseite des Gebäudes. Links vom Ofen das Gebläse, rechts der „Gichtzug“, beide von je einem Wasserrad betrieben. Ein drittes Rad in der Mitte setzt die „Eisensteinpoche“ jenseits des Kanals in Bewegung.

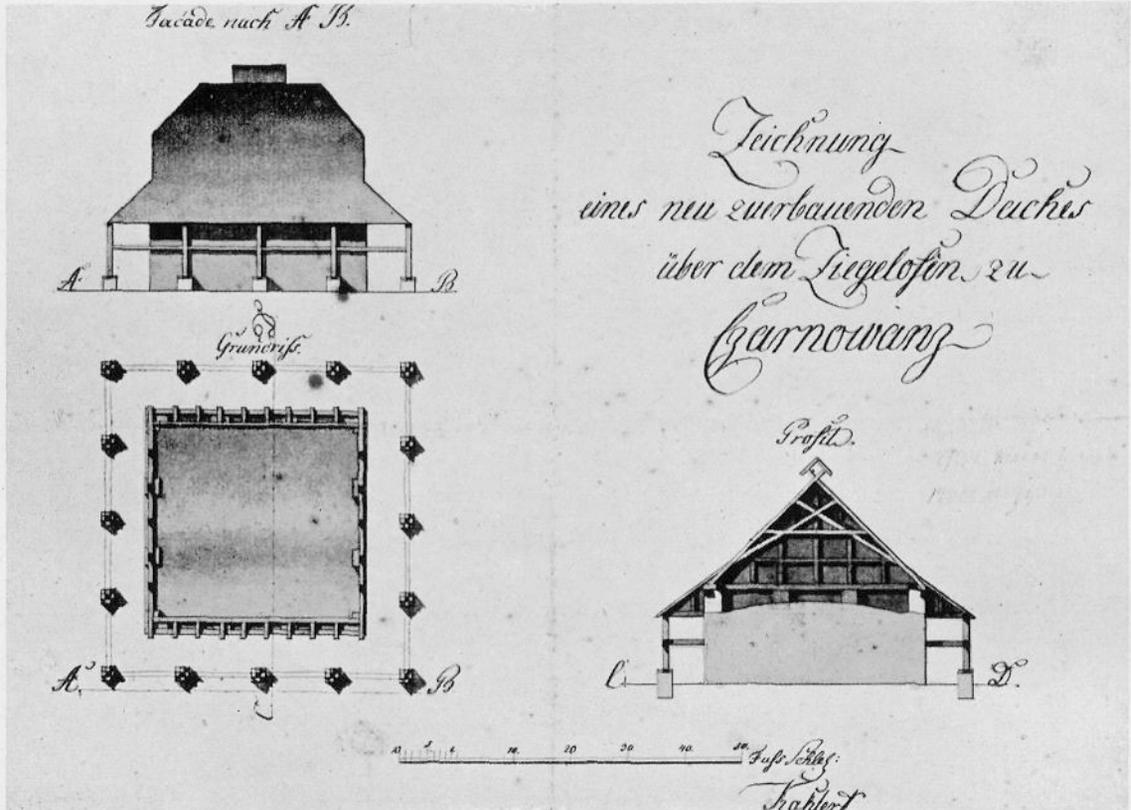


Abb. 364. Entwurf zu einem Ziegelofen bei Klosterbrück

Der Einfluß der alten bodenständigen Bauweise ist zuweilen auch an einzelnen kleineren Industriebauten zu erkennen.

Leider ist dieser schöne Bau ohne größeren Einfluß geblieben; eine wirkliche Neubelebung der Gotik hat er auch im Industriebau nicht bringen können, denn die Entwicklung ging andere Wege. Jedoch sind gerade mit der Konstruktionsform des Bohlenbinders die reifsten Lösungen des alten Hochofenbaues verbunden. Der Fürstlich-Hohenlohsche Baumeister Degner hat in Bruschick und Koschentin (Abb. 262, 363) zwei Anlagen geschaffen, die uns heute deshalb so unerhört modern anmuten, weil sie frei von allen stilistischen Bindungen den architektonisch überzeugenden Ausdruck für die technische Form geben. In der Doppelofenanlage von Bruschick macht Degner den Begichtungsturm, der über dem quer durch das Gebäude laufenden Kanal steht, zum Mittel-

Abb. 365. Ruine des Hochofens von Kreuzhütte (Kreis Rosenberg), der letzten oberschlesischen Anlage, die noch bis 1912 mit Holzkohlen betrieben wurde

Im unteren Teil die von gegossenen Eisenträgern überdeckte „offene Brust“, in der der Abstieg erfolgte. Das Mauerwerk ist durch starke Anker zusammengelassen. Im oberen Teil der Ansatz der Begichtungsbrücke. Die Konsolen des Hauptgesimses lassen auf eine Entstehungszeit um 1830 oder 1840 schließen.

Abb. 366. Zwillingsofen einer Kalkbrennerei bei Klein-Stein (Kreis Groß-Strehlitz), 19. Jahrhundert

Abb. 367. Leerschmelofen am Goldmoor (Kreis Falkenberg)

Inzwischen abgerissen. Der Ofen besitzt eine doppelte Wandung und wurde von außen her durch zwei Vorgelege mit Torf beheizt. Das Einsetzen des kleingespalteten Kienholzes, das möglichst auch im Moor gesucht wurde, geschah von oben. Durch den Hohlraum zwischen den beiden Wandschalen strich heiße Luft, die das Holz im Innern so lange erhitzte, bis das flüssige Kienharz durch eine Abzugsöffnung ins Freie trat. Das Holz selbst vermittelte langsam zur Kohle. Der Brand dauerte etwa 11—12 Tage und lieferte etwa ein Duzend Fässer voll Holzkohlenteer von je 4 Zentner und nach einer weiteren Abkühlungszeit von 14 Tagen 120—130 Zentner Holzkohle.



365



366



367

287

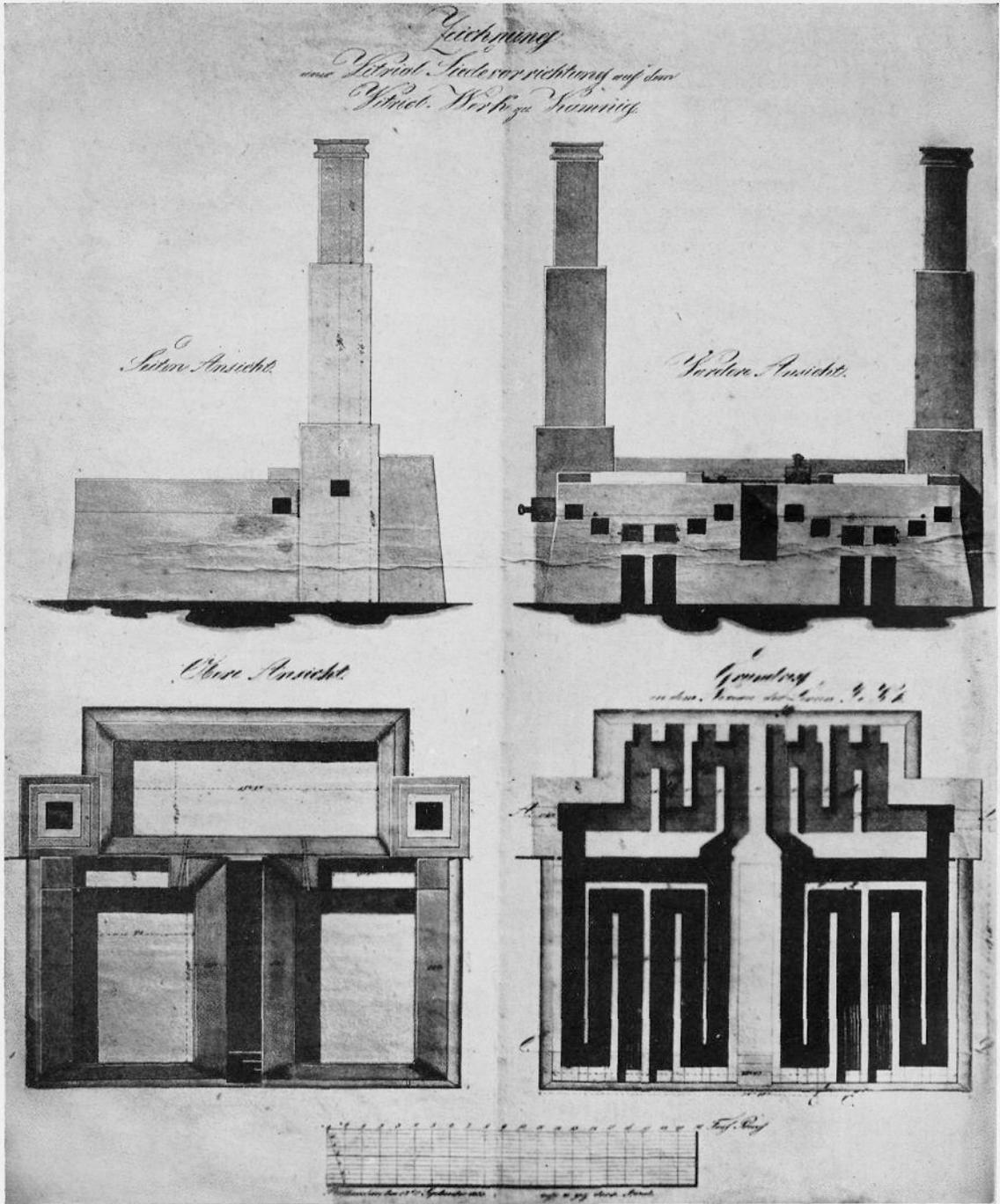


Abb. 368. Vitriolwerk zu Steinhaus (Kreis Grottkau), 1833

Unter freiem Himmel wird in drei großen Becken das Vitriol verdampft. Die Beheizung geschieht von unten her in der Weise, daß die Rauchkanäle an der Unterfläche und den Seiten des Beckens entlang ziehen. Durch zahlreiche Schieber in verschiedenen Höhenlagen kann der Abzug der Rauchgase reguliert werden. — Das Abstufen der symmetrisch verteilten Schornsteine ist charakteristisch für die Frühzeit des Industriebaus. Die Flächen sind weinrot, also Ziegelrohbau? Kubische Massengliederung als reine Zweckform ohne „architektonische“ Zugaben.

punkt des Ganzen und läßt die Hochöfen fast ganz unter dem umschließenden Mantel des Bohlenbinderdaches verschwinden. In Koschentin aber ist nur ein Ofen vorhanden; mit der seitlichen Stellung seines Begiechtungsturmes gibt Degner bewußt die bisher stets geübte strenge Symmetrie auf und bringt damit eine völlig neue Note in den Gesamtaufbau, die mit den Anschauungen des Barock, des Klassizismus oder der Neugotik nicht das geringste mehr zu tun hat<sup>1)</sup>.

Auch das Vitriolwerk zu Steinhaus (Abb. 368) ist frei von jeder Erinnerung an historische Stilformen. Die Anordnung der Doppelschornsteine und ihre staffelförmige Verjüngung nach oben ist kennzeichnend für die Frühzeit des Industriebaus. Vergleicht man diese klaren kubischen Baumassen mit ähnlichen Lösungen des heutigen Industriebaus, so glaubt man kaum, daß zwischen ihnen eine hundertjährige Verfallszeit liegt.

Aus der gleichen sachlichen Baugesinnung hat sich bei dem Ziegelofen zu Malapane (Abb. 360) und dem Eisensteinröstofen für Kreuzburg (Abb. 361) von den technischen Forderungen her ein knapper und reiner Zweckbau entwickelt, dessen hoher architektonischer Reiz auf den klaren und ausgewogenen stereometrischen Formen beruht.

Im allgemeinen aber wurde der Ziegelofen durch ein tief heruntergezogenes Dach gegen das Wetter geschützt. Die offene Stützenstellung um den quadratischen Kern der Klosterbrücker Ziegelei (Abb. 364) erinnert hier an den äußeren Umgang ober-schlesischer Schrotholzkirchen. Auch der Fußwalm auf den Giebelseiten zeigt den Einfluß bodenständiger Bauweise, die hier bei gleicher Bauaufgabe zu einer völlig anderen Erscheinung des Äußeren geführt hat.

An den Malapaner Ziegelofen dagegen erinnern die alten Teerschmelöfen, die noch bis zum Kriege im Goldmoor betrieben wurden (Abb. 367). An das Moor waren sie durch ihre Betriebsstoffe, Kienholz und Torf, gebunden. Auch hier hat man sich zwei Vorgelege für die Feuerung nach Art des Malapaner Vorbildes zu ergänzen. Der Teerschmelofen besitzt jedoch eine doppelte Wandung, die die direkte Verbindung des Feuers mit dem Holzmeiler verhindert<sup>2)</sup>.

Von all diesen alten Industriebauten sind, wie gesagt, heute nur noch wenige Bruchstücke vorhanden. Die Kreuzburger Hütte ist seit langem die einzige Anlage, die in ihren Gebäuden noch das leidlich vollständige Bild eines ober-schlesischen Eisenwerkes zwischen 1800 und 1840 wiedergibt (Abb. 288, 300). Der Grundriß des eigentlichen Hüttengebäudes bildet hier ein annähernd gleicharmiges Kreuz, aus dessen einem Giebelbalken der Hochofen über die Dächer emporwächst. Seine äußere Verkleidung, die um 1840 im Stile der Schinkelschule erfolgte, will freilich mit der schönen Einfachheit der alten Fassaden nicht mehr recht zusammengehen.

Auch die Ruine des Hochofens in Kreuzhütte (Abb. 365), hart an der ehemaligen deutsch-russischen Grenze, zeigt durch die Konsolen seines Hauptgesimses, daß hier den Erbauern „die architektonische Verzierung“ nötig erschien. Danach muß dieser Hochofen etwa um 1840 gebaut worden sein. Er ist der Rest der letzten ober-schlesischen Anlage, die noch mit Holzkohlen befeuert wurde und bis kurz vor dem Kriege in Betrieb war.

Am längsten haben sich die alten Kalköfen erhalten, die wohl in ihrer Mehrzahl aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen. Der technische Prozeß des Kalkbrennens ist hier

<sup>1)</sup> Leider fehlt seinem Entwurf der Seitenriß und die Ansicht von der Wasserseite, so daß man sich von dem Baukörper kein ganz klares Bild machen kann.

<sup>2)</sup> Den hier abgebildeten Ofen fand ich bei der Winklerhütte; er ist inzwischen abgerissen. Ein zweiter Ofen steht noch in der Nähe, dicht am Bahnhof Goldmoor, jedoch in stark verfallenem Zustande. Eine ausführlichere Beschreibung dieses Ofens mit dem technischen Vorgang des Brennens bringt B. Keimann im Kreis-kalender Falkenberg (10. Jahrg., 1935) in seinem Aufsatz „Unser letzter Teerofen“, dem ich auch die Angaben der Bildunterschrift entnommen habe.



Abb. 369. Alte Kalköfen bei Gogolin (Kreis Groß-Strehlitz), 19. Jahrhundert  
Die klaren stereometrischen Formen der Kalköfen haben sich bis auf unsere Tage unverändert erhalten.

im großen und ganzen der gleiche geblieben. Auch die überlieferte einfache Form blieb gewahrt, da die Sprödigkeit des Zyklopenmauerwerks in Kalkstein jeder „architektonischen“ Behandlung widerstand, und so haben sich ihre strengen kubischen Formen bis auf unsere Tage gerettet (Abb. 366, 369).

Der übrige Industriebau aber unterliegt dem gleichen Schicksal wie die gesamte Architektur. Um 1840 setzt plötzlich der Niedergang ein, und was danach entsteht, zeigt nicht mehr die Höhe, auf der die Gleiwitzer Eisengießerei, die Königshütte, die Bruschicker und Koschentiner Hochöfen stehen.

Was diese Frühzeit architektonisch so bedeutend erscheinen läßt, sind drei Dinge: einmal bilden Architekt und Ingenieur hier noch eine wirkliche Einheit, die jeder Planung zugute kommen mußte. Von Wedding wissen wir, daß er Maschinenbauer, Hüttendirektor und Architekt war; ferner ist vom Barock her noch das sichere Gefühl für Raumgestaltung, Massenverteilung und der Sinn für Maßverhältnisse vorhanden; an dieses Gefühl für die gute Massenverteilung schließt sich das neue Empfinden für die rhythmische Gliederung der Baumassen an. Und endlich entwickelt sich aus der handwerklichen, so ganz sachlichen Gesinnung der alten Hüttenbaumeister der knappe und klare Zweckbau in neuen Formen, die aus dem Willen und der Kraft zur Gestaltung erwachsen sind.

Ortsverzeichnis und Quellennachweis

# Verzeichniß der Ortsnamen

In Klammern die frühere Bezeichnung, dahinter der Kreis

Seite	Seite
Alt-Baudendorf (Budkowitz), Dppeln . . . . . 282, 285	Finkenstein, Kreis Dppeln . . . . . 194
Alteneichen (Borotschau), Rosenberg . . . 125, 126, 150, 152	Friedrichsgrätz, Kreis Dppeln 195, 199, 212, 213, 214, 215, 252
Altenwall (Comorno), Cosel . . . . . 124, 125, 126	Friedrichsthal, Kreis Dppeln . . . . . 211, 213, 236, 242
Altewalde, Kreis Meiße . . . . . 20, 21, 58, 60	Gaidamühle, Kreis Groß-Strehliß . . . . . 63, 233, 236
Althammer, Kreis Loß-Gleiwitz . . . . . 90	Georgenwerk, Kreis Dppeln . . . . . 208
Althammer (Poliwoda), Dppeln . . . . . 102, 110	Gleiwitzer Eisengießerei, Kreis Gleiwitz 178, 179, 252, 255, 258, 259, 262, 268, 269, 270, 271, 272, 275, 274, 278, 279, 280, 290
Alt-Schalkendorf (Alt-Schalkowitz), Dppeln 51, 48, 54, 55	Göglischen, Kreis Neustadt . . . . . 136, 158, 159
Altstett (Bieskau), Leobschütz . . . . . 43, 48	Gnadenfeld (Pawlowitzke), Cosel 129, 132, 169, 175, 224, 225, 226, 227, 250
Annaberg, Kreis Groß-Strehliß . . . . . 219	Gogolin, Kreis Dppeln . . . . . 68, 290
Antonia, Kreis Dppeln . . . . . 189, 191, 192, 236	Goldmoor (Schiedlow), Falkenberg . . . . . 286, 287, 289
Arnoldsdorf, Kreis Meiße . . . . . 233, 234, 235	Gottartowitz (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet) 252, 254, 261, 262, 274, 279
Auenrode (Dffeg), Grottkau . . . . . 98, 104, 106, 116, 117, 120	Gräfenort, Kreis Dppeln . . . . . 186
Badenau (Badewitz), Leobschütz . . . . . 53, 54	Gräfenstein (Roschowitzdorf), Cosel . . . . . 70, 74, 82, 96
Bauerwitz, Kreis Leobschütz . . . . . 39, 40, 58	Grafen (Koschorowitz), Dppeln 21, 32, 54, 55, 56, 57, 58, 62, 63, 159
Beatenhof, Kreis Dppeln . . . . . 180	Grafenau (Kraschau), Rosenberg . . . . . 29, 58
Beuthen, Kreis Beuthen . . . . . 30, 48, 219, 238	Gröbzig, Kreis Leobschütz . . . . . 37, 38, 39, 51
Bielitz, Kreis Falkenberg . . . . . 41, 44	Groß-Guhlau, Kreis Grottkau . . . . . 98, 104, 106
Bilchengrund (Pilschowitz), Loß-Gleiwitz 20, 23, 25, 26, 27, 92, 96, 99	Groß-Karlschöh (Groß-Karlowitz), Grottkau . . . . . 75, 80
Birken (Brzezek), Kreis Cosel . . . . . 126, 134, 136, 137	Groß-Kauden, Kreis Ratibor . . . . . 233, 239
Bischdorf, Kreis Rosenberg . . . . . 122, 124, 125, 126, 176, 179	Groß-Stein, Kreis Groß-Strehliß . . . . . 171, 176
Bischofstal (Wjest), Groß-Strehliß . . . . . 212, 218	Groß-Strehliß, Kreis Groß-Strehliß 82, 84, 93, 104, 219
Blechhammer, Kreis Cosel . . . . . 153, 268	Groß-Walden (Zalesche), Groß-Strehliß . . . . . 147, 150
Bodland, Kreis Rosenberg . . . . . 112, 121, 256, 257	Grunsrub (Woschanowitz), Rosenberg . . . . . 75, 99
Brückenort (Groß-Borek), Rosenberg 90, 96, 264, 265, 276	Grünfließ (Lassoth), Meiße . . . . . 18, 19
Bruschief (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet) 284, 286, 289, 290	Hedwigsgrund (Woblowitz), Leobschütz . . . . . 81
Buchelsdorf, Kreis Neustadt . . . . . 95, 104	Hedwigstein (Kostellitz), Rosenberg . . . . . 65, 66
Buchenhöf (Zyrowa), Groß-Strehliß . . . . . 66	Hermannstein (Deutsch-Kamitz), Meiße . . . . . 58
Buchenlust (Rachowitz), Loß-Gleiwitz . . . . . 82, 84, 174	Hermannsthal (Murow), Dppeln . . . . . 258, 259
Buchental (Skronskau), Rosenberg . . . . . 161, 163, 168	Herrenkirch (Rudnik), Ratibor . . . . . 96, 97
Buddenbrock, Kreis Kreuzburg . . . . . 187	Himmelwitz, Kreis Groß-Strehliß . . . . . 156, 162
Bürgsdorf, Kreis Kreuzburg 22, 24, 138, 139, 140, 141, 143	Hindenburg (Zabrze) . . . . . 266
Burgfeld (Hratschein), Leobschütz . . . . . 44, 45	Hinterwalde (Zabierzau), Neustadt . . . . . 41
Carlsruhe, Kreis Dppeln . . . . . 115, 221, 222, 224, 228	Hirschfelde, Kreis Dppeln 183, 189, 191, 194, 196, 197, 209, 210
Cosel, Kreis Cosel . . . . . 246	Hohenkirch (Wyssoka), Groß-Strehliß . . . . . 120, 137
Derschau, Kreis Dppeln . . . . . 190, 192, 196, 208, 210	Hohndorf, Kreis Leobschütz . . . . . 39, 40, 58
Dirschelwitz, Kreis Neustadt . . . . . 82, 86, 91	Horneck (Zworog), Loß-Gleiwitz 132, 134, 137, 151, 152
Dornfeld (Zarnitz), Falkenberg . . . . . 107	Horst, Kreis Dppeln . . . . . 155, 158
Dramatal (Kempczowitz), Beuthen . . . . . 31, 32, 121, 123	Hüttendorf, Kreis Dppeln . . . . . 236
Ehrenforst (Slawenzitz), Cosel 82, 86, 87, 96, 118, 119, 120, 189, 217	Jakobswalde, Kreis Cosel 20, 22, 110, 113, 238, 241, 242, 243, 244
Eichenhof, Kreis Ratibor . . . . . 95, 104	Jedlitz, Kreis Dppeln 227, 242, 246, 247, 248, 249, 252
Eichhammer (Dembiohammer), Dppeln . . . . . 262, 276	Kamien (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet) 219, 220
Einriedel (Posnowitz), Groß-Strehliß . . . . . 146, 147, 148	
Eisenrub (Kalinowitz), Groß-Strehliß . . . . . 149, 151	
Erlenbusch (Dlschowa), Groß-Strehliß . . . . . 65	
Eschendorf (Zeschona), Groß-Strehliß . . . . . 101, 107	
Falkendorf (Falkowitz), Dppeln . . . . . 22, 23	

- Karmerau, Kreis Dppeln ..... 21, 32, 188, 189, 210  
 Karolinenhof, Kreis Neustadt ..... 77, 78  
 Karstenhütte (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet)  
 250, 251, 252  
 Kirchberg, Kreis Falkenberg ..... 175, 177  
 Kirschchen (Wischütz), Ost-Oleiwitz ..... 162, 163  
 Klein-Althammer, Kreis Cosel ..... 126, 133, 137  
 Klein-Stein, Kreis Groß-Strehlitz 60, 62, 64, 157,  
 159, 286, 287  
 Klodebach, Kreis Grottkau ..... 47  
 Klodnitz, Kreis Cosel ..... 153, 162  
 Klosterbrück (Czarnowanz), Dppeln ..... 286, 289  
 Knispel, Kreis Leobschütz ..... 38, 42, 44, 45, 104  
 Königshuld, Kreis Dppeln ..... 252, 253, 254, 255, 280  
 Königshütte (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet)  
 86, 87, 96, 107, 255, 276, 277, 278, 280, 281, 285, 290  
 Koschentin (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet)  
 284, 286, 289, 290  
 Kottenluft, Kreis Ost-Oleiwitz ..... 11, 254  
 Kostrežine (ehem. Prov. Südpreußen) .... 251, 252, 280  
 Kranz (Chronstau), Dppeln ..... 187  
 Kreuzburg, Kreis Kreuzburg ..... 246, 283, 289  
 Kreuzburger Hütte, Kreis Dppeln 186, 232, 236, 238,  
 240, 241, 242, 279, 289  
 Kreuzhütte (Krysanowitz), Rosenberg ..... 286, 287, 289  
 Kreuzthal, Kreis Dppeln ..... 189, 193, 196, 210  
 Kupferberg, Kreis Dppeln ..... 160, 184, 186  
 Kupp, Kreis Dppeln 185, 196, 200—207, 222, 228, 252  
 Landsberg, Kreis Rosenberg 26, 83, 86, 88, 89, 99,  
 120, 126, 127, 137  
 Langendorf, Kreis Ost-Oleiwitz ..... 172, 173, 177  
 Leisnitz, Kreis Leobschütz ..... 50  
 Lenzing (Zbítke), Dppeln ..... 129, 136, 137  
 Leobschütz, Kreis Leobschütz ..... 177, 179  
 Leopoldinengrube (Ost-Oberschl., abgetr. Gebiet) . 263, 276  
 Liebenau, Kreis Dppeln ..... 186  
 Lindenhain (Koslow), Ost-Oleiwitz ..... 232  
 Ludwigsdorf, Kreis Kreuzburg ..... 185  
 Lugendorf (Lugnian), Dppeln 30, 48, 53, 211, 213, 214  
 Märzdorf, Kreis Grottkau ..... 94, 104  
 Makau, Kreis Ratibor ..... 82, 96, 233, 237  
 Malapane, Kreis Dppeln 177, 178, 179, 186, 209, 210,  
 238, 280, 283, 289  
 Marienaue, Kreis Rosenberg ..... 223, 227, 228  
 Margsdorf, Borwerk, Kreis Kreuzburg ..... 106, 110  
 Maßdorf, Kreis Kreuzburg 105, 107, 110, 126, 134,  
 135, 137  
 Michelsdorf, Kreis Leobschütz ..... 151, 152, 158  
 Mühlwiesen (Kenke), Rosenberg ..... 91, 96  
 Münchhausen, Kreis Dppeln ..... 210  
 Nassiedel, Kreis Leobschütz ..... 115, 126  
 Neudorf (Poln. Neudorf), Dppeln ..... 139, 142  
 Neumannshöh (Wiegschütz), Cosel ..... 71, 87, 92  
 Neu-Schalkendorf (Neu-Schalkowitz), Dppeln 149,  
 151, 199  
 Neustadt, Kreis Neustadt ..... 233, 238  
 Neuwalde, Kreis Reife ..... 58, 60, 61  
 Neuwedel, Kreis Dppeln .... 186, 187, 194, 196, 197, 208  
 Nieder-Birken (Bresina), Groß-Strehlitz ... 76, 103, 107  
 Niederblasien (Blaschewitz), Neustadt ..... 157  
 Niederhermsdorf, Kreis Reife ..... 51, 158, 159  
 Niederkirch (Dollna), Groß-Strehlitz ..... 99, 108  
 Niklasfähre (Nikoline), Falkenberg .... 72, 76, 126, 128  
 Ober-Elguth, Kreis Kreuzburg ..... 20, 22, 59  
 Oderwiese (Zywodeczi), Dppeln ..... 154, 158, 159  
 Omechau, Kreis Kreuzburg ..... 105, 111, 125, 126  
 Oppersdorf, Kreis Reife ..... 58  
 Orzesche (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet) ... 279  
 Pankz (ehem. Prov. Südpreußen) ..... 267, 278  
 Paruschowitz (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet)  
 255, 261, 262  
 Paulsdorf, Kreis Ost-Oleiwitz ..... 266  
 Piltzsch, Kreis Leobschütz 32, 35, 42, 44, 46, 48, 49, 52, 53  
 Plümkenau, Kreis Dppeln 143—146, 194, 208, 214,  
 216, 231  
 Proskau, Kreis Dppeln .... 94, 104, 176, 179, 183, 189  
 Ratsch, Kreis Ratibor ..... 80, 81, 82  
 Raufke, Kreis Falkenberg ..... 75, 76, 78, 80  
 Reinersdorf, Kreis Kreuzburg ... 119, 120, 123, 178, 179  
 Riegersdorf, Kreis Neustadt ..... 170, 173, 176  
 Ringwalde (Wiestrežinnek), Dppeln ..... 26, 183, 189  
 Rittersdorf (Ponienhüt), Ratibor ..... 164—168, 172  
 Rösnitz, Kreis Leobschütz ..... 32—35, 52, 53  
 Rosen, Kreis Kreuzburg ..... 178, 179  
 Rosen, Kreis Leobschütz ..... 167  
 Rosenberg, Kreis Rosenberg ..... 142, 143  
 Rutenau (Chroszczütz), Dppeln ..... 22, 25  
 Rybnikerhammer (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Ge-  
 biet) 250, 251, 252, 268, 280  
 Sabuschütz, Kreis Leobschütz ..... 50, 53  
 Sacken, Kreis Dppeln ..... 194, 195, 198, 199, 252  
 Sarnau, Borwerk, Kreis Dppeln ..... 92, 99  
 Saßstädt (Worislawitz), Cosel .. 116, 120, 229, 230, 231  
 Saufenberg, Kreis Rosenberg ..... 264, 265, 268, 276  
 Schloßwalden (Al.-Lassowitz), Rosenberg ..... 109  
 Schnellewalde, Kreis Neustadt ..... 20, 21, 32, 33  
 Schönfeld, Kreis Kreuzburg .... 113, 120, 126, 131, 134  
 Schönhorst (Krafschew), Dppeln ..... 282, 285  
 Schönrode (Schieroth), Ost-Oleiwitz .. 96, 103, 160, 162  
 Schönwald, Kreis Rosenberg ..... 81, 83, 97, 104  
 Schreibersdorf, Kreis Neustadt ..... 73, 77  
 Schulenburg, Kreis Dppeln ..... 184, 204, 222  
 Schurgast, Kreis Falkenberg ..... 110, 111  
 Schwarzwasser, Kreis Dppeln ..... 183, 189, 191

Seite	Seite		
Schwesterwitz, Kreis Neustadt . . . . .	77, 80, 81	Tarnau, Kreis Groß-Strehlitz . . . . .	175, 177
Schwarz, Niederschl., Kreis Namslau . . . . .	174	Tarnowitz (Ost-Oberschlesien, abgetretenes Gebiet)	233, 235, 260, 261, 263, 264, 266, 275, 276, 280
Seifersdorf, Kreis Falkenberg . . . . .	102, 110	Tauenzien (Tauenzinow), Dppeln . . . . .	190, 191, 192, 196
Silberkopf, Kreis Ratibor . . . . .	82, 85, 87, 96	Tempelhof, Kreis Dppeln . . . . .	185, 187, 189, 193—196
Skalung, Kreis Kreuzburg . . . . .	93, 104	Thomas (Thomnitz), Leobschütz . . . . .	105, 111
Soppau, Kreis Leobschütz . . . . .	110, 111, 126, 128, 132, 137	Tost, Kreis Tost-Gleiwitz . . . . .	118, 120
Stauack siehe Jedlitz		Ullersdorf, Kreis Grottkau . . . . .	177, 178
Stefansfeld (Scheppanowitz), Falkenberg	76, 78, 79, 80, 134	Wallhof (Wachow), Rosenberg . . . . .	109, 123, 126
Steinfurt (Chorulla), Groß-Strehlitz . . . . .	168, 172, 173	Weidental (Zamm), Rosenberg . . . . .	105, 107, 110
Steinhaus (Kammig), Grottkau . . . . .	288, 289	Wengern, Kreis Dppeln . . . . .	155, 158, 252, 254
Stoberau, Niederschles., Kreis Brieg . . . . .	19, 20	Winklerhütte, Kreis Falkenberg . . . . .	289
Stolzmuß, Kreis Leobschütz . . . . .	233, 237	Winzenberg, Kreis Grottkau . . . . .	100, 106, 107
Süßenrode, Kreis Dppeln . . . . .	186, 204, 208, 223	Jedlitz, Kreis Dppeln . . . . .	192, 196, 208, 210

## Quellennachweis

### I. Akten:

Preuß. Staatsarchiv Breslau: Rep. 14, Rep. 199 M. R. V., Rep. 201c, Rep. 207a, Rep. 208, Rep. 216.  
Preuß. Geh. Staatsarchiv Berlin-Dahlem: Rep. 120. I.

### II. Bücher und Aufsätze:

Aubin, H., Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamt-schlesischen Raume. Schlesiſches Jahrbuch 1930/31, Breslau 1930.  
Beck, L., Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. Braunschweig 1884.  
Bimler, R., Die neuklassische Bauſchule in Schlesien. Heft 2: Carlsruhe in Oberschlesien, Breslau 1930.  
Heft 3: Die Industrieanlagen in Oberschlesien, Breslau 1931.  
Bimler, R., Die evangelische Kirche in Cosel und K. G. Langhans. „Der Oberschlesier“, 1930, S. 3.  
Chamberlain, H. St., Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts.  
Deutsches Museum, Bd. I. Leipzig 1780.  
Fabris Geographisches Magazin. Dessau und Leipzig 1783. Bd. I, S. 3.  
Franke, H., Ostgermanische Holzbaukultur und ihre Bedeutung für das deutsche Siedlungswerk. Breslau 1936.  
Geisler, W., Wirtschafts- und verkehrsgeographischer Atlas von Schlesien. Breslau 1932.  
Gemeinſchaftliche Darstellung des Eisenhüttenwesens, hgg. v. B. dtſch. Eisenhüttenleute. Düsseldorf 1929.  
Gilly, D., Handbuch der Landbaukunst. Berlin 1798.  
Gnadenfeld, Gedenkblätter zur 150-Jahr-Feier der Ortsgründung. „Der Oberschlesier“, 1932, S. 6.  
v. d. Goltz, Th., Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Stuttgart und Berlin 1902.  
Grünhagen, C., Oberschlesiens Sonderstellung in der Geschichte. Zſchr. d. V. f. Gesch. Schlef., Bd. 37. Breslau 1903.  
Güldenpfennig, M., Jakobsvalde, eine ober-schlesische Hüttenſiedlung aus dem 18. Jahrhundert. „Der Oberschlesier“, 1935, S. 8.  
Günz, M., Handbuch der landwirtschaftlichen Literatur. Leipzig 1897.

- Hellmich, M., Der obererschlesische Leimes slawisch oder deutsch? „Der Oberschlesier“, 1929, S. 10. — Hausbau auf dem Lande in Oberschlesien. 1932, S. 11.
- Helmigk, H.-F., Märkische Herrenhäuser aus alter Zeit. Berlin 1929.
- Helmigk, H.-F., Die Baugeschichte des Oderbruches in „Das Oderbruch“, Bd. II. Eberswalde 1934.
- Jakobi, L., Ländliche Zustände in Schlesien während des vorigen Jahrhunderts. Breslau 1884.
- Johannsen, D., Geschichte des Eisens. Düsseldorf 1925.
- Kaulfersch, Der gegenwärtige Zustand Oberschlesiens, juristisch, ökonomisch, pädagogisch und statistisch betrachtet. Dresden 1786.
- Kausch, J. J., Ausführliche Nachrichten über Schlesien. Salzburg 1794.
- v. Klöber, Von Schlesien vor und seit dem Jahr 1740. Freiburg 1785.
- Kornische Ediktenammlung. Breslau 1761—65.
- Krause, W., Oberschlesische Laubenhäuser. „Der Oberschlesier“, 1929, S. 11.
- Krause, W., Grundriß eines Lerikons bildender Künstler und Kunsthandwerker in Oberschlesien. Oppeln 1933.
- Kuhn, W., Friederizianische Kleinsiedlungen. München 1917.
- Matschhof, C., 50 Jahre Ingenieurarbeit in Oberschlesien. Berlin 1907.
- Palm, H., Haus und Hof in Oberschlesien, Diff. (3. J. in Druck).
- Partsch, J., Schlesien, eine Landeskunde für das deutsche Volk. Breslau 1911.
- Phleps, H., Ost- und westgermanische Baukultur. Berlin 1934.
- Reimann, B., Unser letzter Leerosen. Kreiskalender Falkenberg (Oberschles.) 1935.
- Reischel, J., Ländliche Siedlungen Friedrichs d. Gr. in Schlesien. Ostdeutsche Bauzeitung 1931—36.
- v. Richterhofen, B., Ein Leimes der obererschlesischen Form. „Der Oberschlesier“, 1929, S. 10.
- Schäffer, K. F. L., Einige noch unbebaute Bruchstücke zum Robotwesen in Schlesien und besonders in Oberschlesien. Ratibor 1804.
- Schellenberg, A., Die evangelische Kirche in Cosel (Oberschles.). „Der Oberschlesier“, 1932, S. 3.
- Schier, B., Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Reichenberg 1932.
- Schier, B., Der schlesische Hausbau. Schlesiensches Jahrbuch 1933/34. Breslau 1933.
- Schlenger, H., Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien. Breslau 1930.
- Schlenger, H., Grundzüge des obererschlesischen Siedlungsbildes. „Der Oberschlesier“, 1932, S. 1.
- Schlenger, H., Friederizianische Siedlungen rechts der Oder bis 1800. Breslau 1933.
- Schlesiensche Provinzialblätter. Breslau 1790. Bd. 11.
- Schmidt, E., Ernst Wilhelm Knippel. „Der Oberschlesier“, 1936, S. 1.
- Schuh, G., Die obererschlesische Pfeilerscheune. Ostdeutsche Bauzeitung 1935. Nr. 15. — Bodenständige Bauweise. „Der Oberschlesier“, 1935, S. 2. — Entstehung einer Häuserstelle im obererschlesischen Industriebezirk. 1935, S. 5. — Das bodenständige Bauernhaus in Oberschlesien rechts der Oder. 1936, S. 3. — Oberschlesische Bauernspeicher. 1936, S. 8.
- Schulze-Naumburg, P., Kulturarbeiten. München 1908.
- Schummels Reise durch Schlesien im Julius und August 1791. Breslau 1792.
- Stumpe, F., Das Siedlungswerk Friedrichs d. Gr. im nördlichen Teile des Kreises Oppeln. „Der Oberschlesier“, 1925.
- Stumpe, F., Der Gang der Besiedelung im Kreise Oppeln. Oppeln 1932.
- Urbanczyk, J., Ziele und Erfolge der ländlichen Siedlung in Oberschlesien seit Friedrich d. Gr. bis zur Gegenwart. Diff. Berlin 1930.
- Wackwitz, A., Die deutsche Sprachinsel Anhalt-Gatfeh. Plauen (Vogtl.) 1932.
- Ziekursch, J., Die innere Kolonisation im altpreußischen Schlesien. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 48, Breslau 1914.
- Ziekursch, J., Hundert Jahre schlesische Agrargeschichte, vom Hubertusbürger Frieden bis zum Abschluß der Bauernbefreiung. Breslau 1915.
- Zimmermann, J. A., Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. Brieg 1783.

# Nachweis der Abbildungen

## I. Alte Pläne und alte Bauzeichnungen:

- Preußisches Staatsarchiv Breslau: Abb. 134, 172, 225, 227, 231, 236—240, 242, 245, 250, 253, 254, 256—262, 267—269, 274.
- Preußisches Oberbergamt Breslau: Abb. 111, 263, 264, 309, 311—314, 316, 318—324, 327—335, 337—348, 350—353, 358—363, 368.
- Provinzialkonservator von Oberschlesien: Abb. 20, 59, 60, 128, 226, 228, 285, 364.
- Katasterverwaltung der Regierung Oppeln: Abb. 104, 126, 127, 247.
- Brüdergemeinde Gnadenfeld: Abb. 207, 279, 280.
- Städt. Museum Gleiwitz: Abb. 159, 354, 355.
- Nach Wimler, R., Carlsruhe in Oberschles. Abb. 275, die Industrieanlagen in Oberschles. Abb. 336.
- Nach Schlenger, H., Friderizianische Siedlungen rechts der Oder Abb. 278.

## II. Bauaufnahmen:

- Höb. Technische Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau zu Weuthen (Oberschles.) (ein Teil der Aufnahmen ist umgezeichnet): Abb. 13, 24, 30, 48, 82, 92—94, 99, 135, 165.
- Oberschlesische Siedlungsgesellschaft Oppeln: Abb. 75a.
- Reg.=Bauaff. Aschenbrenner: Abb. 171.
- Reg.=Bauführer Galdenpfennig: Abb. 301.
- Verfasser: Abb. 198, 206, 317.

## III. Lichtbilder:

Nach Angaben des Verfassers wurden aufgenommen:

- Von dem verstorbenen Hofphotographen Max Glauer=Oppeln: Abb. 8, 14, 15, 18, 21, 26, 27, 29, 31—34, 38—44, 47, 51—57, 61—63, 67—69, 71—73, 78, 79, 83, 84, 86—89, 95, 100, 102, 105—107, 112, 114—116, 119, 120, 122—125, 129, 133, 137, 138, 141, 144, 146, 148—153, 155, 156, 158, 160—162, 164, 174—176, 178—181, 183—185, 187, 189, 191—194, 196, 197, 200—202, 204, 205, 208—210, 212, 215, 216, 218, 219, 223, 224, 230, 232—235, 252, 265, 271—273, 281—284, 288, 294, 298, 300, 302, 303, 310, 325, 326, 349, 365, 366, 369.
- Von dem Photographen Paul Heimann=Oppeln: Abb. 3, 10, 11, 66, 74, 76, 90, 91, 108, 113, 115, 131, 136, 139, 142, 143, 147, 169, 170, 173, 186, 203, 211, 213, 217, 220, 244, 246, 248, 249, 266, 270, 277, 286, 287, 292, 305—308, 315.
- Von Frig Werner=Breslau: Abb. 36, 37, 58, 85, 109, 110, 118, 130, 154, 229, 293, 295—297, 299, 304.
- Von M. Nietsch=Gleiwitz: Abb. 1, 5, 6, 25, 64, 77, 80, 81, 103, 140, 157, 188, 190, 199.

Ferner stellte zur Verfügung:

- Das Reichsluftfahrtministerium: Abb. 241, 243, 251, 276.
- Die Höb. Techn. Staatslehranstalt f. Hoch- und Tiefbau zu Weuthen (D. S.): Abb. 12, 22, 45, 46, 49, 96—98, 101, 121, 132, 145, 166—168, 222, 367.
- Der Provinzialkonservator von Oberschlesien, Oppeln: Abb. 2a, 2b, 23, 177, 214, 221, 255.
- Der Provinzialkonservator von Niederschlesien, Breslau: Abb. 356, 357.
- Die Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde, Oppeln: Abb. 16, 182, 195, 289—291.
- M. Hellmich=Breslau: Abb. 4, 28.
- Photograph Jüttner=Niemertsheide: Abb. 35.
- H. Köstler=Oppeln: Abb. 7.
- Dr. Mak=Breslau: Abb. 75.
- Photograph H. Rehlaff=Berlin: Abb. 50.     G. Schuh=Berlin: Abb. 9, 17, 19, 65, 70.









